



XXV. Band



Mitteilungen

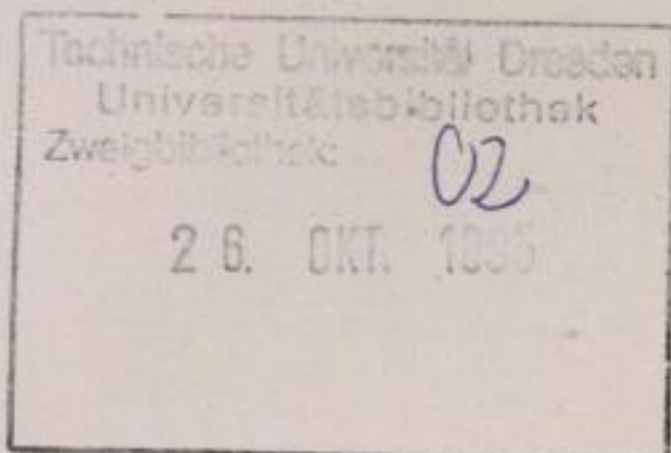
des

Landesvereins Sächsischer Heimatschutz

1936

XXV. Band

Berausgegeben vom geschäftsführenden Vorstand
Der Band schließt mit Seite 292



Inhalt

1. Volkskunst und Volkskunde

	Seite		Seite
1. Über Rechtsbräuche und Rechtsprache um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts in Obersachsen. Von Geheimrat Dr. Ernst Just, Dresden . . .	57	4. Aus dem Oskar-Seyffert-Museum, Landesmuseum für Sächsische Volkskunst	227
2. Aus dem Oskar-Seyffert-Museum, Landesmuseum für Sächsische Volkskunst	89	5. Fest und Feier nach deutscher Art. Von Heimatfesten, Dorf- und Kameradschaftsabenden. Von Max Zeibig, Bautzen	268
3. Dem Lachenden und belachten Sachsen. Von Kurt Arnold Findeisen, Dresden	210		

2. Schuß der Natur

1. Der naturgemäße Wirtschaftswald. Von Heinrich Kraft	81	5. Zur Geschichte der Rißfälle. Von Studienrat G. Kühnel, Zwickau	230
2. Der Rothirsch und die sächsischen Jagdverhältnisse im Spiegel der Neuzeit. Von Forstmeister G. Weißwange, Fischbach	150	6. Vom Uhu im Elbsandsteingebirge. Von Karl Lohwasser, Daubitz	241
3. Die ethische Bedeutung des deutschen Weidwerks. Von Forstmeister H. Meyer, Kriegwald	182	7. Neues vom Uhu in der Sächs. Schweiz. Von Rob. März, Dorf Wehlen	245
4. Ein Wort zum Rückgang unserer Falterwelt. Von R. Hiller, Roßwein	224	8. Von der Nachtschwalbe — dem Ziegenmelker. Von Paul Bernhardt, Dresden	274

3. Allgemeines

1. Der Baum der deutschen Sprache. Von Kurt Arnold Findeisen, Dresden . . .	96	3. Friedreich Ischepank zum Gedächtnis. 20. Mai 1895 bis 4. Januar 1936. Von Moritz Preßsch, Dresden	262
2. Handschrift der Mutter. Von Kurt Arnold Findeisen, Dresden	96	4. Berggusts heilige Nacht. Von Willy Hörning, Ehrenfriedersdorf	279

4. Denkmalpflege, Pflege der heimischen Bauweise, Friedhof und Friedhofskunst

1. Wer sah die Rune der Treue?	239	3. Die Straßenzeichen August des Starken. Von Dr. Kuhfahl, Dresden	250
2. Zürnorsche Postmeilensäule in Radiumbad Brambach. Von E. Stübiger, Radiumbad Brambach	247		

19 8 02493 0 025 3 01

5. Heimatgeschichte

	Seite		Seite
1. Die Burggrafenstadt Dohna. Von Max Winkler und Hermann Raufendorf in Dohna	1	7. Der Sächsische Jägerhof Grillenburg. Von Ministerialrat Dr. h. c. Oskar Kramer, Dresden	193
2. Der Silberbergbau auf Alte Hoffnung Gottes Erbstolln in Kleinvoigtsberg. Von Rud. Schumann, Dresden	38	8. Kloster Nimbschen. Von Hermann Koesler, Oppeln	214
3. Herrnhut. Von Kurt Hager, Dresden	61	9. Der Pferdegöpel der „Neu-Leipziger „Glück - Fundgrube“ bei Johanngeorgenstadt im Erzgebirge. Letzter Vertreter der Pferdegöpelanlagen des sächsischen Erzbergbaues. Von Dr.-Ing. Friß Bleyl, Spandau	233
4. Türstöcke aus der Südlausitz	83		
5. Grillenburg. Von Landesdenkmalpfleger Dr. Bachmann, Dresden . . .	97		
6. Eine Flußverlandung bei Grimma. Von Johannes Uhlig, Oederan	172		

6. Bücherbesprechungen

1. Kloster Grünhain. Von Lothar Enderlein	93	(240 S. Text und 740 Abbildungen). Von Prof. Dr. Adolf Spamer	191
2. Meyers Reisebücher: Erzgebirge, Vogtland und Nordwestböhmen		9. Deutsche Fastnachtsbräuche. Von Adolf Spamer	192
3. Erzgebirgische Feierabendkunst. Von Friß Thost	94	10. Der Lebensraum Obersachsen. Von Moriz Durach, Ernst Neef und Richard Vogel	192
4. Was erzählt man sich im östlichen Erzgebirge. Von M. A. Reinhold	94	11. Die Bewirtschaftung des erzgebirgischen Fichtenwaldes. Von Forstmeister H. Grafer	286
5. Deutsches Naturerleben. Von Konrad Günther	94	12. Naturschutz. Von Freiherr v. Dietinghoff-Riesch	290
6. Die Leineweber. Von Oskar Schwär	95	13. Handreichungen für heimatkundliche Arbeiten in Sachsen. Von Prof. Dr. Paul Wagner	292
7. Geschichtliche Wanderfahrten Nr. 44. Zwischen Gleesberg und Filzteich. Von Gerhard Heilfurth	95	14. Der Wald als Lebensgemeinschaft. Von Forstmeister Otto Feucht	292
8. Die Deutsche Volkskunde. Band I: Textband (632 S.), Band II: Bilderatlas der Deutschen Volkskunde			

Lehmannsche Buchdruckerei, Dresden II

*Dr. ...
Dr. ...*

Band XXV Heft 1/4

1936



Landesverein Sächsischer Heimatschutz Dresden

Die Mitteilungen des Vereins werden in Bänden zu 12 Nummern herausgegeben
Abgeschlossen im Januar 1936



Die Burggrafenstadt Dohna

Von Max Winkler und Hermann Raußendorf in Dohna

Mit Aufnahmen des Heimatschutzes

Dort, wo sich die Müglik anschickt, ihr enges schönes Tal zu verlassen, um in breiter Aue der Elbe zuzueilen, liegt zu beiden Seiten des Flusses die alte Burggrafenstadt Dohna. Im Tale breitet sich die Unterstadt aus. Sie ist ein Kind der neueren Zeit und grenzt unmittelbar an die Nachbarstadt Heidenau. Auf dem Berge aber thront die jahrhundertealte Oberstadt mit ihren engen Straßen, malerischen Winkeln und dem ehrwürdigen Gotteshause am rosenprangenden Marktplatz. Im Westen wird der Stadtberg von dem Schloßberg überragt, auf dessen breitem Rücken vorzeiten eine ausgedehnte Burg stand.

Da Talstraße und Eisenbahn in weitem Bogen die Oberstadt umgehen, finden leider nur wenige den Weg auf die Höhe und denken daran, welche bedeutsame Rolle die kleine Stadt Dohna in der Geschichte unseres Vaterlandes gespielt hat.

Der Besucher des Schloßberges wird enttäuscht sein, nur noch geringe Reste von der Burg vorzufinden. Das erklärt sich aber aus der Tatsache, daß schon der Burggraf Heinrich Ludwig von Dohna, der den Schloßberg am 7. Oktober 1803 gekauft hatte und sich mit dem Gedanken eines Wiederaufbaues der Burg trug,

die Oberfläche von Schutt räumen ließ. Sein Plan kam nicht zur Ausführung, da die Kriegereignisse von 1812/13 sein Vorhaben vereitelten. Als dann am 28. April 1826 die privilegierte Schützengilde zu Dohna den Schloßberg für 700 Taler kaufte, wurde der vordere Teil des Berges eingeebnet. Aus dem vorgefundenen Steinmaterial baute sie 1828 das Schießhaus, die Schießmauer und die große Stützmauer am Fahrweg. Am 29. März 1830 verkaufte die Schützengilde den Schloßberg an Karl Heinrich. Dieser baute den runden Turm fertig, den Burggraf Ludwig bereits begonnen hatte. Auf einem Bilde von 1690, gezeichnet von A. Nienborg, und auf einer Zeichnung von Goebel aus dem Jahre 1793 ist deutlich zu ersehen, daß zu jenen Zeiten noch umfangreiche Mauer- und Turmreste vorhanden waren.

1. Über die Geschichte der Burg

läßt sich in kurzen Zügen folgendes berichten:

Die Burg wurde angeblich um 950 durch den deutschen Kaiser Otto I. auf dem Schloßberge erbaut, der sich wegen seiner Lage und Größe zur Errichtung einer solchen besonders eignete. Sie erstand auf einem Boden, der schon in vorgeschichtlicher Zeit von den Sorben besiedelt worden war. Diese sorbische Siedlung trug den Namen Donin (Besitz des Don), von ihr erhielt die Burg auch ihren Namen. Die sorbische Siedlung ist durch Bodensfunde belegt, die zum Teil in der heimatkundlichen Sammlung in der Schule untergebracht sind. Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß schon vorher auf dem *R o b i s c h*, einem Felsvorsprung in unmittelbarer Nähe des Bahnhofes, eine solche Siedlung bestanden hat. Noch heute finden wir auf dem Rücken der Bergzunge eine wohlerhaltene Sorbenschanze. Sie ist der Rest einer Wallanlage, die den Mittelpunkt eines sorbischen Untergaues bildete.

In der Burg walteten als kaiserliche Beamte die Burggrafen. Ihnen war eine dreifache Aufgabe zugewiesen: Sie sollten die uralte Handelsstraße über den Geiersberg nach Böhmen überwachen, die unterworfenen Sorben im Zaume halten und die christlichen Sendboten der Kirche, die sich die Bekehrung der heidnischen Slaven angelegen sein ließen, schützen. Die Burg Dohna hatte im Gau Nisani dieselbe Aufgabe zu erfüllen, wie die Burg Meißen im Gau Daleminzien. Von den kaiserlichen Burggrafen wird urkundlich nur ein gewisser Erkembert 1113 genannt.

1040 wird die Burg Dohna das erstemal urkundlich erwähnt. Markgraf Ekehardt II. von Meißen führte das sächsische Heer dem König Heinrich III., der gegen den Herzog von Böhmen anrückte, entgegen und vereinigte sich bei Dohna mit den Truppen des Erzbischofs Bardo von Mainz. Der Markgraf von Meißen besaß die Burg Dohna wahrscheinlich als Reichslehen. Gar bald kommt die Burg unter böhmischen Einfluß. 1076 wird Herzog Wratisslaus von Böhmen, der dem König Heinrich IV. gegen seine aufständischen Untertanen beigestanden hatte, mit dem Gau Nisani belehnt. Er überläßt den Gau mit der Burg Dohna seinem Schwiegersohn Wiprecht von Groißsch als

Mitgift für seine Tochter Judith unter Vorbehalt des böhmischen Obereigentums. 1112 sieht sich dieser genötigt, den Gau Nisani und damit die Burg Dohna dem Kaiser Heinrich V. abzutreten. Sie befindet sich damit eine kurze Zeit wieder in unmittelbarem kaiserlichen Besitz. Aber schon 1117 erlangte sie Wiprecht von Groitzsch wieder, und damit wird die böhmische Oberhoheit wieder hergestellt. In den Wirren der damaligen Zeit, am Anfang des 12. Jahrhunderts, wurde die Burg Dohna zerstört. Wir erfahren, daß sie 1121 von Herzog Wladislaus von Böhmen wieder aufgebaut wird. 1152 wird die Burg Dohna vom Kaiser Barbarossa dem Edlen Heinrich von Röttha als erbliches Reichslehen übertragen. Er nannte sich fortan nach seinem neuen Besitz Heinrich von Donin und ist der Stammvater der erblichen Burggrafen von Dohna, die nun 250 Jahre lang auf der Burg Dohna herrschten. Er übernahm die Burggrafschaft in einer Zeit, als die Eindeutschung der sorbischen Gebiete in Sachsen einsetzte und eine große Zahl fränkischer und thüringischer Bauern hier neue Wohnstätten fanden. Gewiß hat er und seine Nachfolger wesentlichen Anteil an der deutschen Besiedelung seines Gebietes. Obgleich die Burggrafen als Landesherren in ihrem Landgebiete walteten, so beanspruchten doch die Könige von Böhmen und die Markgrafen von Meißen die Oberlehns- hoheit. Geschickt benützten die Burggrafen die wechselnden Machtverhältnisse ihrer Oberlehns-herren, um sich möglichst selbständig zu machen. Das gelang ihnen auch in dem Maße, daß sie sich „Von Gottes Gnaden“ schrieben, Münzen prägten und eine große Zahl Ritter als ihre Lehnsleute mit Land belehnten. Als Lehns-herren zahlreicher Vasallen sind sie wahrscheinlich auch die Gründer des berühmten Dohnaer Schöppenstuhls, eines Gerichtes, das in Lehns- und Erbsachen Entscheidungen fällt. Dieses Gericht tagte weder an bestimmten Tagen noch in regelmäßigen Zeitabschnitten. Es trat nur dann zusammen, wenn ein Streitfall entschieden werden mußte. Der Burggraf von Dohna übernahm in diesem Falle den Vorsitz. Adlige Vasallen waren die Beisitzer. Als Grundlage der Rechtsprechung diente das alte Sächsische Recht. In dieser Form bestand das Gericht bis zum Untergang der Donins. Nach der Eroberung der Burg durch Markgraf Wilhelm den Einäugigen und nach der Einverleibung der Burggrafschaft Dohna in die Mark Meißen bestand der Schöppenstuhl weiter. Nur in der Zusammensetzung des Gerichts trat eine Änderung ein. An Stelle der Burggrafen übernahmen die markgräflichen Dögte, die auf der Burg Dohna und später auf dem Schlosse Pirna wohnten, den Vorsitz im Gericht und hingen den erlassenen Urteilen ihre Siegel zur Bestätigung an. Das Gericht bestand nun bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts aus dem Dogte und den adligen Beisitzern, die sich die „Mannen zu Donin“ nannten. Konnte der Dogt aus irgend einem Grunde den Vorsitz nicht übernehmen, so wählten die Mannen, wenn das Gericht zusammentrat, einen Vorsitzenden, einen „Hauptmann“, aus ihrer Mitte. Im folgenden Jahrhundert läßt sich nochmals eine Wandlung in der Zusammensetzung des Schöppenstuhles feststellen. Es verschwinden die „Mannen“ und der „Hauptmann“, und an ihre Stelle treten die „Schöppen zu Dohna“. Endlich verschwindet auch die Orts-

angabe: „gegeben zu Dohna“. Die persönlich gehaltenen Schlußformeln werden durch allgemeinere ersetzt. Da heißt es kurz: „Von Rechts wegen mit unserm Insiegel besiegelt“. Aus alledem scheint hervorzugehen, daß der Schöppenstuhl gar nicht mehr in Dohna tagte, sondern daß er von Dohna verlegt worden war. Bloß um den Urteilen das alte Ansehen zu erhalten, bezeichnen sich die Rechtspredhenden als „Schöppen zu Dohna“.

Wenn 1511 der Bischof von Meissen (Johann von Saalhausen) gegen Herzog Georg von Sachsen Vorwurf erhebt, daß man den „Schöppfenstuhl, der vor alters in Dohnen gewest, von dannen aus unserm Bistumb und Lehen legt“, so können wir daraus ersehen, daß die Landesherrn versuchten, ihn von Dohna wegzulegen und mit anderen Gerichten zu verschmelzen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß schon 1547 der Schöppenstuhl von Dohna verlegt und mit dem Leipziger vereinigt wurde. Als dann der letztere 1572 erneuert wurde, ging der Dohnaer, der die letzten Jahrzehnte nur dem Namen nach bestanden hatte, endgültig im Leipziger Schöppenstuhl auf.

Die Erinnerung an den Schöppenstuhl hat sich in Dohna bis heute erhalten. Die Volksmeinung bezeichnet den jetzigen Ratskeller (Markt 1) als den Ort, in dem das Gericht getagt haben soll. Beweise für die Richtigkeit dieser Annahme lassen sich nicht erbringen.

Die Burggrafen walteten als Landesherrn in dem Landgebiet, das man als Burggrafschaft Dohna bezeichnet. Sie erstreckte sich von der Gottleuba bis zur Lockwitz, die Elbe bildete die Nordgrenze, im Süden reichte sie hinauf bis zu den dichtbewaldeten Höhen des Erzgebirges bis etwa dorthin, wo jetzt die Fluren von Lauenstein, Bärenstein, Frauenstein und Dippoldiswalde liegen. Außer dem geschlossenen Gebiete der Burggrafschaft besaßen die Burggrafen noch zwei Landgebiete westlich ihres Herrschaftsbereiches: Rabenau und Dippoldiswalde. Rabenau erhielt Burggraf Otto III. 1275 als Mitgift bei seiner Vermählung mit Gertrudis, der Tochter des Burggrafen Meinherz III. von Meissen. Mit Dippoldiswalde wurden die Burggrafen am 21. Oktober 1366 durch den Markgrafen von Meissen belehnt. In der Dohnaschen Fehde ging es ihnen 1401 verloren.

Man kann wohl mit Gewißheit annehmen, daß die Burg Dohna unter der Herrschaft der erblichen Burggrafen derart ausgebaut wurde, daß sie zuletzt als eine stattliche Doppelburg, bestehend aus Hinter- und Vorderburg und einem geräumigen Vorhof erscheint. Diese Tatsache ist bei den Ausgrabungen von 1904/06 durch das Aufdecken der die beiden Burgen trennenden Quermauer bestätigt worden.

Die Burggrafschaft Dohna war eingeeengt zwischen der Markgrafschaft Meissen und dem Königreich Böhmen, bildete also einen Pufferstaat. Diese gefährliche Lage zwischen dem Besitz zweier mächtigen Landesherrn bildete auch den Keim für den Untergang der Burggrafschaft. Im Jahre 1385 oder kurz vorher wurden die Burggrafen von Dohna in eine Fehde verwickelt mit

dem Geschlecht derer von Körbiß. Auf einem Adelstanz im Tanzhaus (Rathaus) zu Dresden stellte ein Mitglied der Familie von Körbiß dem Burggrafen Jeschke beim Tanze ein Bein, so daß er zum Sturze kam. Jeschke sprang auf und versetzte dem Beleidiger eine schallende Ohrfeige. Diesem peinlichen Vorfall folgte nun ein Überfall auf die Burg Dohna am 16. April 1385. An diesem Tage (Sonntag misericordias Domini) feierte man auf der Burg Dohna ein großes Familienfest, weil ein Enkel des hochbetagten Burggrafen Otto Heide II. getauft wurde. In der folgenden Nacht überfiel Hans von Körbiß die Burg. Es gelang ihm und seinen Begleitern, die Mauern zu ersteigen, die Wächter zu überrumpeln und in die Burg einzudringen. Im nächtlichen Tumulte wurden der alte Burggraf Heide und sein ältester Sohn gefangen genommen. Jeschke aber gelang es, sich auf den festen Bergfried zu retten, so daß er seinen Feinden entging. Hans von Körbiß zog mit seinen Gefangenen, mit 24 erbeuteten Pferden und anderem geraubten Gute wieder ab. Der alte Burggraf starb in der Gefangenschaft. Sein ältester Sohn dagegen wurde bald wieder befreit. Die entstandene Fehde nahm nun immer größeren Umfang an. Der Führer im Kampfe war der zweite der burggräflichen Brüder, der tatkräftige Jeschke, während sein ältester Bruder, der regierende Burggraf, Otto Heide III., in den Kämpfen vollständig zurücktritt. Da durch die Fehde die Sicherheit der alten Handelsstraße, die an Dohna vorüberführte und der Landfriede ernstlich bedroht waren, auch eine Einmischung des Böhmenkönigs Wenzel, dessen Absetzung von den Fürsten 1399 beschlossen war, nicht zu befürchten stand, so benützte Markgraf Wilhelm I. der Einäugige von Meißen die günstige Gelegenheit, seine mächtigen Nachbarn, die Dohnas, zu demütigen und griff Anfang 1399 in die Fehde ein. Er nahm zunächst — wohl am 16. Februar 1399 — die Herrschaft Rabenau in Besitz. Dann ließ er die Brücke an der Malte über den tiefen Grund bei Luga abbrechen, machte damit eine der alten Salzstraßen, die über Dohna führten, ungangbar und lenkte den Verkehr dadurch von Dohna auf die Straße von Dresden nach Pirna. Um diese Straße zu sichern, besetzte er Heidenau. Wenig später fiel auch Maxen in seine Hand. In den Kämpfen, die sich nun gelegentlich entspannen, fand der Burggraf Mul von Dohna seinen Tod in einem Gefechte beim Hammergut Fichte bei Gottleuba vor dem 11. März 1401. An diesem Tage wurde die Fehde zwischen dem Markgrafen und dem Burggrafen durch einen Waffenstillstand unterbrochen, den ersterer zu einem Kriegszug gegen den König Wenzel von Böhmen benützte. Im August 1401 kehrte er nach Meißen zurück und nahm den Kampf gegen die Dohnas wieder auf. Die Burg Dohna wurde nun eingeschlossen und belagert. Fast ein Jahr troßte sie den Belagerern. Während der Belagerungszeit fiel Burggraf Jan in einem Reitergefecht bei Burkhardswalde im Jahre 1402. Als der Fall Dohnas zu erwarten war, begab sich Markgraf Wilhelm zu den Belagerungstruppen. Am 19. Juni 1402 wurde die Burg erstürmt. Ein Leipziger Bürger namens Druckschuh soll der erste gewesen sein, der die Mauern erstieg. Jeschke hatte vor

dem Fall der Burg diese heimlich verlassen und war nach Weesenstein geflohen. Er blieb hier vier Nächte. Als ihm der Markgraf auch hierher folgte, entkam er auf den Königstein, zu dessen „Hauptmann“ ihn der Böhmenkönig ernannt hatte. Hier hielt er sich vier Wochen lang auf und begab sich dann zum König Sigismund von Ungarn — dem Bruder von Wenzel — nach Ofen. Hier wurde er im Dezember 1403 enthauptet. Der Grund, der zur Enthauptung Jeschkes führte, ist nicht sicher bekannt. Man kann annehmen, daß sich Jeschke von König Sigismund nicht genügend unterstützt glaubte und von neuem Schutz und Hilfe suchte bei seinem alten Oberlehensherren, dem König Wenzel, dem es am 11. November 1403 gelungen war, aus seiner Gefangenschaft in Wien zu entfliehen. Vielleicht hat Jeschke bei der Befreiung Wenzels seine Hand im Spiele gehabt. Der Markgraf Wilhelm verleibte die Burg Dohna und das dazugehörige Landgebiet der Markgrafschaft Meißen ein. Die Dohnasche Fehde aber ging weiter. Sie wurde jetzt geführt von den nächsten Anverwandten und Freunden des Burggrafen Jeschke aus Böhmen und der Oberlausitz. Vor allem im Jahre 1403 erhielt der Markgraf von allen Seiten Fehdebrieve zugesandt. Als dann im Jahre 1404 eine Ausöhnung zwischen ihm und dem König von Böhmen zustande kam, schlossen die kriegführenden Parteien allmählich Frieden. Mit der Erwerbung Pirnas, am 28. September 1405, und der Eroberung des Königsteins 1408 schließt die Dohnasche Fehde. Damit war es dem Markgrafen Wilhelm von Meißen gelungen, die Grenze seiner Markgrafschaft nach Böhmen hin zu erweitern und den tschechischen Einfluß auf unser Heimatgebiet zurückzudrängen.

Die Burg Dohna wurde nach ihrer Eroberung nicht, wie sagenhafte Überlieferung berichtet, vollständig geschleift. Wohl mögen bei der Belagerung wichtige Verteidigungswerke zerstört worden sein, die Wohngebäude blieben erhalten und haben über ein Menschenalter den markgräflichen Dögten als Wohnsitz gedient. Erst als das Schloß in Pirna stärker ausgebaut worden war, verlegten die Dögte ihren Sitz nach dort (wahrscheinlich 1457). Nun erst begann der allmähliche Verfall der Burg. Die letzte urkundliche Nachricht über sie stammt vom 29. Mai 1481. Da gestatten die Landesherren, Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht von Sachsen, dem Balthasar Bernstein auf den Trümmern der Burg eine Behausung zu bauen, doch mit dem Vorbehalt, daß er diese gegen eine Entschädigung von 30 Gulden räumen müsse, wenn der Landesherr oder jemand anderes das Schloß wieder aufbauen wolle.

2. Geschichte der Stadt.

Im Schutze der Burg wird die Stadt Dohna auf dem „Taschenberge“ von den Burggrafen planmäßig angelegt. Die Stadtanlage, die sich wohl seit Jahrhunderten unverändert erhalten hat, weist auf die Entstehung zur Zeit der ostdeutschen Besiedlung hin. Von dem großen viereckigen Marktplatz zweigen vier Straßen rechtwinklig ab. An seiner Westseite liegt die Kirche, dem Schloßberg mit der schützenden Burg am nächsten. Von der Burg übernimmt der Ort

auch seinen Namen. Das älteste Zeugnis für das Bestehen Dohnas ist eine Urkunde des meißnischen Markgrafen Heinrich des Erlauchten vom 18. Januar 1272. In ihr wird als Zeuge genannt ein Heinrich von Trebra. Er ist Pfarrer in Dohna.

Jahrhundertlang tritt die Geschichte der Stadt vollständig hinter die der Burg zurück. Im Jahre 1445 erscheint Dohna erstmalig als „Städtchen“. Es zählt damals 18 Hausbesitzer. Dohna war damals keine Stadt im mittelalterlichen Sinne, es fehlten ihm die schützenden Mauern und Türme, es besaß keine Ratsverfassung, es fehlten auch wichtige städtische Rechte. Das Braurecht z. B. wird Dohna erst 1489 im Streitverfahren mit Pirna bestätigt. Das Marktrecht bekommt es gar erst am 8. Mai 1621. Wenn es trotzdem seit 1445 immer als Stadt bezeichnet wird, so verdankt es dies seiner beherrschenden



Abb. 1. Dohna um 1690

Lage an wichtigen mittelalterlichen Handelsstraßen und dem Umstande, daß es der kirchliche Mittelpunkt eines ausgedehnten Kirchspiels war. Nach 1445 beginnt ein rasches Wachsen des Ortes, so daß die Zahl der Ansässigen 1530 auf 33 angewachsen ist. Dieses Jahr wurde für diese von besonderer Bedeutung, denn der Landesherr, Georg der Bärtige, verkaufte durch den Landvogt Hans von Karras in Pirna am 1. November an sie das burggräfliche Dorwerk für 1089 silberne Schock. Dadurch wurden aus den ansässigen Häuslern ohne nennenswerten Grundbesitz „Begüterte“.

Nach 1550 schreitet der Aufbau der Stadt weiter fort, so daß sie 1578 96 Gehöfte zählt. Auf die Zeit des Aufblühens folgt im Anfange des 17. Jahrhunderts ein gewaltiger Rückschlag in der Entwicklung der Stadt. Er wird hervorgerufen durch den großen Stadtbrand vom 12. Dezember 1608. Abends zwischen 7 und 8 Uhr bricht das Feuer in Valentin Bocks Behausung (Goldner Hirsch) aus und vernichtet in „geschwinder Eile“ 45 Wohnhäuser, 31 Scheunen,



Abb. 2. Mauerreft der alten Burg Dohna

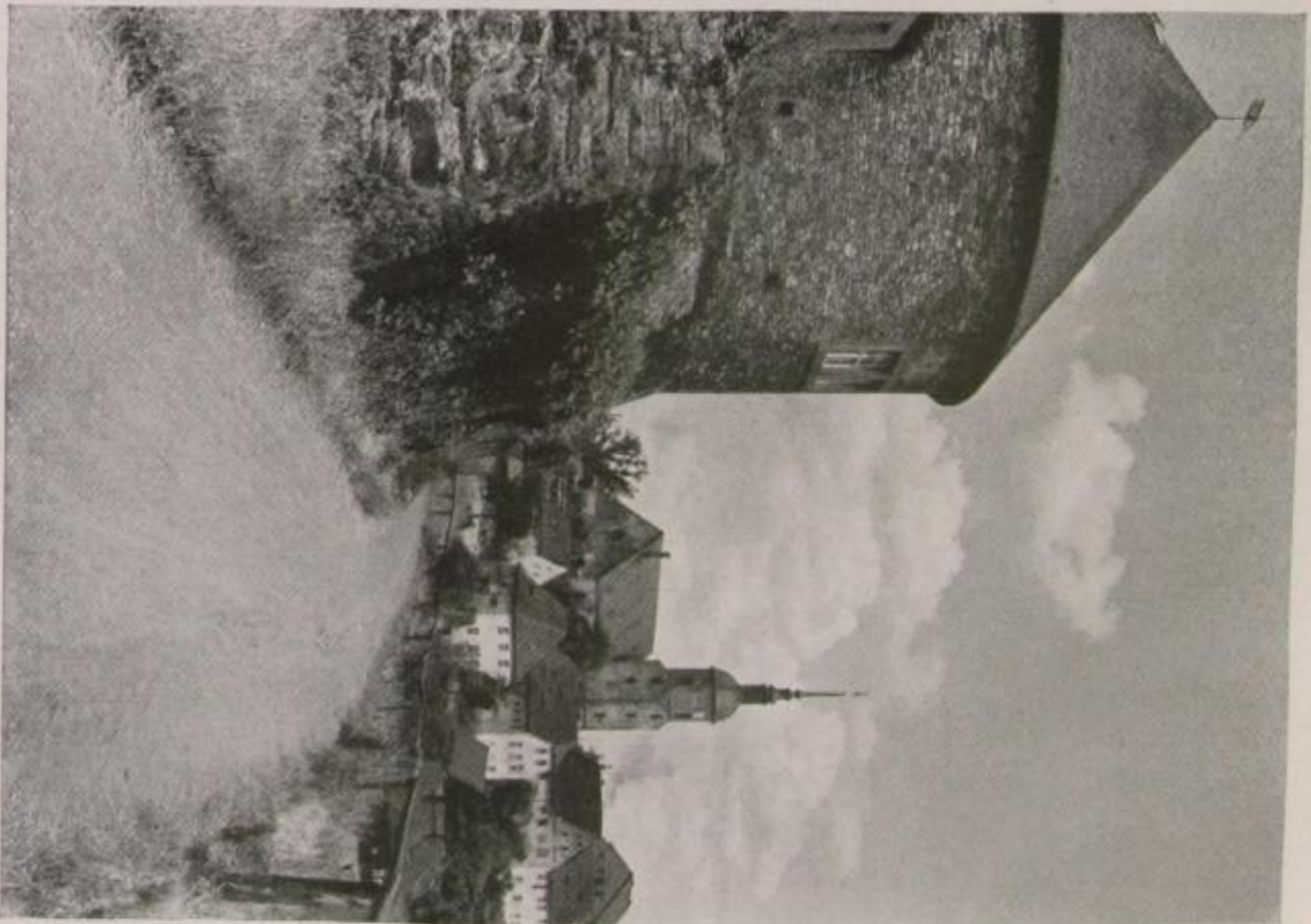


Abb. 3. Der runde Turm auf dem Schloßberge

Hospital und Brauhaus. Ihm fällt also die Oberstadt fast vollständig zum Opfer. Nur die Kirche, die Pfarre und die Häuser, die hinter der Kirche den Berg hinab gebaut waren, bleiben verschont.

1639 bis 1643 leuzt Dohna unter den Nöten des 30jährigen Krieges. Schweden und Kaiserliche halten nacheinander die Stadt besetzt. Nach dem Abzuge der feindlichen Soldaten zählt der Ort 52 Wüstungen und 37 erheblich beschädigte Gebäude. Die Dippoldiswalder Straße ist völlig vernichtet. Sehr langsam erholt sich die Stadt von den Schäden des Krieges. 1697 zählt sie 85 Häuser, hat also die Größe von 1578 noch nicht wieder erreicht. Im



Abb. 4. Sorbenschanze auf dem Robisch

18. Jahrhundert schreitet Dohna in seiner Entwicklung weiter fort. 1735 ist die Gebäudezahl auf 100 gestiegen. Die Schäden des großen Krieges sind behoben. Das 19. Jahrhundert bringt neues Unglück über die Stadt. Am 8. September 1813 kämpfen Russen und Franzosen um ihren Besitz. Am Abend dieses schicksalschweren Tages zieht Napoleon I. als Sieger in die Stadt ein. Er übernachtet im Hause Burgstraße 1. Eine Inschrift macht das Haus kenntlich. Nach dem Abzuge der Franzosen am 9. September 1813 weist Dohna 19 Brandstätten auf. 7 Häuser sind völlig unbewohnbar geworden. Eingemauerte Kanonenkugeln und Inschriften am Goldenen Hirsch und an den Häusern Markt 4 und 6 halten die Erinnerung an die Schreckenszeit wach. Die Inschrift im Centnerschen Hofe (Markt 6) lautet:

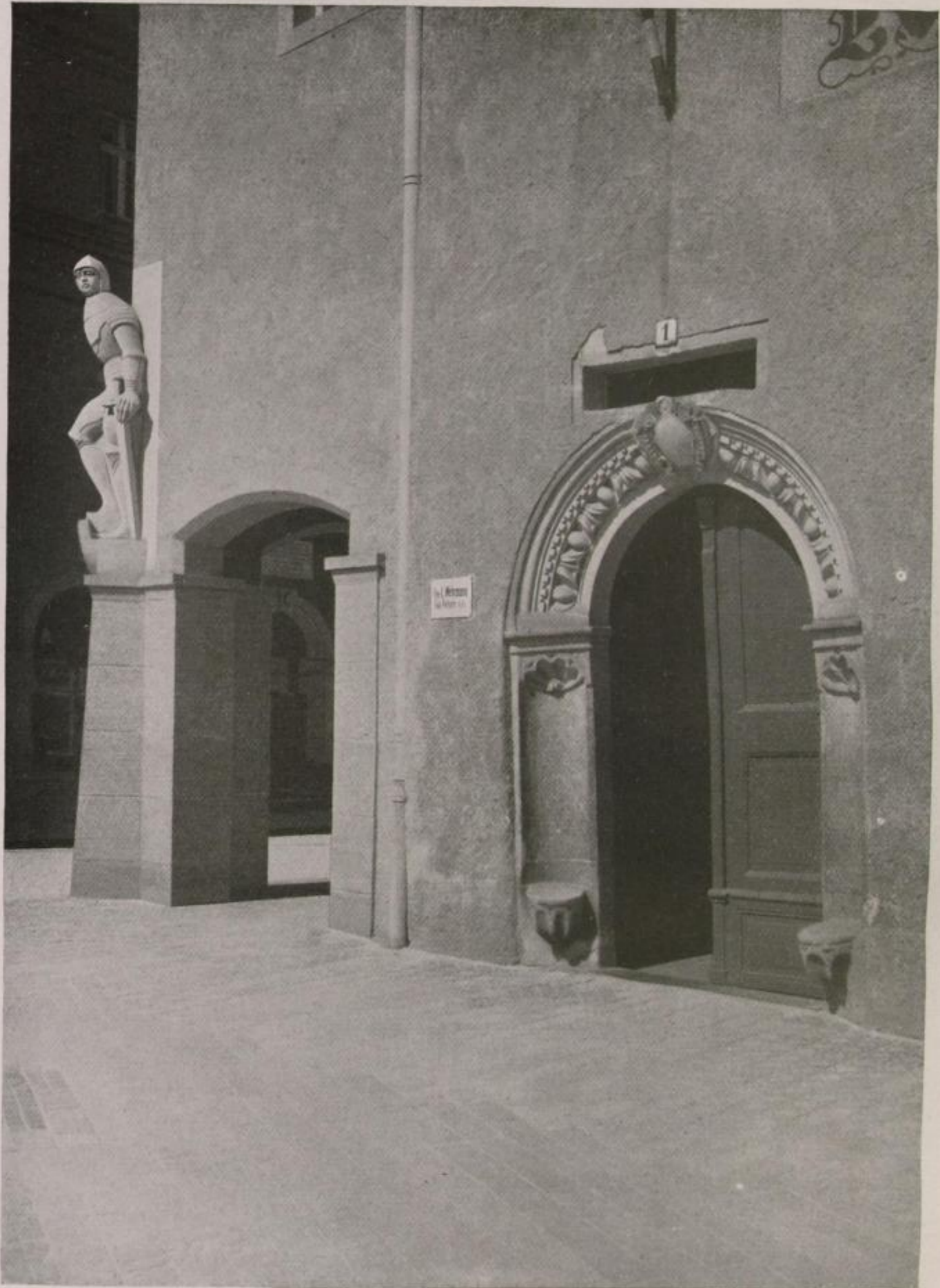


Abb. 5. Eingang zum Ratskeller

Denkschrift des Krieges

De ao 1813, am 8. September 1813
Mein lieber Leser, denke nach,
Wie traurig war doch dieser Tag,
Als diese Stadt durch Feindeswuth
Gesezet ward in Feuers-Gluth,
Sie fing an, alles zu verzehren,
Kein Mensch dem Feuer konnte wehren,
Als nun die Noth am größten war,
War doch die Hülfe Gottes da!



Abb. 6. Blick von der Schnarrkieke auf den Schloßberg und die Stadt

3. Die Kirche.

Den Mittelpunkt der Stadt bildet das Gotteshaus mit seinem weit ins Land schauenden Turme.

Wenn man über die Gründung der Kirche in Dohna berichten soll, so ist man auf die wenig zuverlässigen chronikalischen Aufzeichnungen späterer Geschichtsschreiber angewiesen, da Urkunden und Berichte aus der Gründungszeit nicht mehr vorhanden sind. Darum wird sich auch das Dunkel, daß über dieser Zeit liegt, kaum aufhellen. Georg Spieß, der erste Dohnaer Geschichtsschreiber, berichtet in seinem 1678 abgeschlossenen „Dohnischen kurzen Chronikon“: „1212 bis 1250 hat regiert Kaiser Friedericus II. Unter solcher Regierung hat



Abb. 7. Blick vom Leuschken auf die Oberstadt

Otto, Herr zu Dohna, die St. Marienkirche erbaut“. Die meisten Dohnaer Chronisten geben darum das Jahr 1212 als Gründungs- und das Jahr 1250 als Vollendungsjahr an. Ein Beweis für die Richtigkeit dieser Angaben läßt sich nicht erbringen. Außerdem steht ihnen entgegen, daß Burggraf Otto I. von 1225 bis 1239 regiert hat. Auffallend ist ferner, daß in der Kirche weder ein Wappen noch ein anderes Erinnerungszeichen an die Burggrafen vorhanden ist. Selbst die ältesten Glocken, die noch aus der Burggrafenzeit stammen (1390), bringen keinen Hinweis auf sie. Für die Kirche ist außerdem keine Stiftung der Burggrafen bekannt. Aus den eben angeführten Tatsachen kann



Abb. 8. Dohna im Blütenschmuck

man wohl den Schluß ziehen, daß nicht die Burggrafen von Dohna, sondern die Markgrafen von Meißen die Gründer und Erbauer der Dohnaer Kirche gewesen sind.

Aus einem Ablassbrief vom 10. Oktober 1357 erfahren wir über das erste Gotteshaus, daß es der Mutter Maria und dem Apostel Petrus geweiht ist. Dem ersten Kirchenbau ist wahrscheinlich nichts mehr vorhanden. Er wurde durch Um- und Erweiterungsbauten vollständig verändert.

Das jetzt vor unseren Augen stehende Gotteshaus wurde 1489 vollendet. Diese Jahreszahl ist an der Ostwand des Altarplatzes angebracht. Leider ist uns der Name des Baumeisters, der die kunstvollen Gewölbe unseres Gotteshauses entwarf und ausführte, nicht überliefert. Nur zwei alte Steinmeß-



Abb. 9. Dippoldiswalder Straße

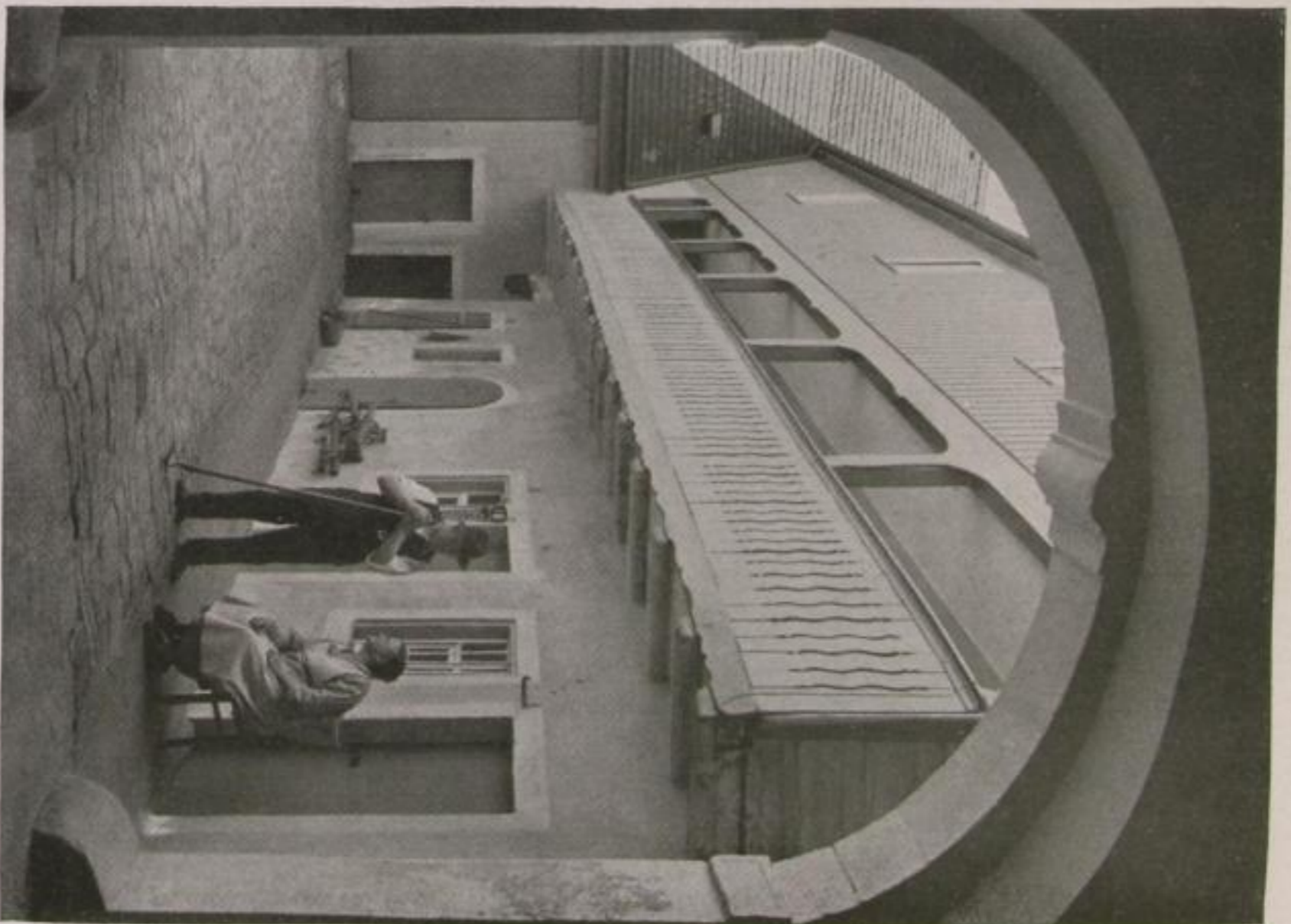


Abb. 10. Hof — Markt 4

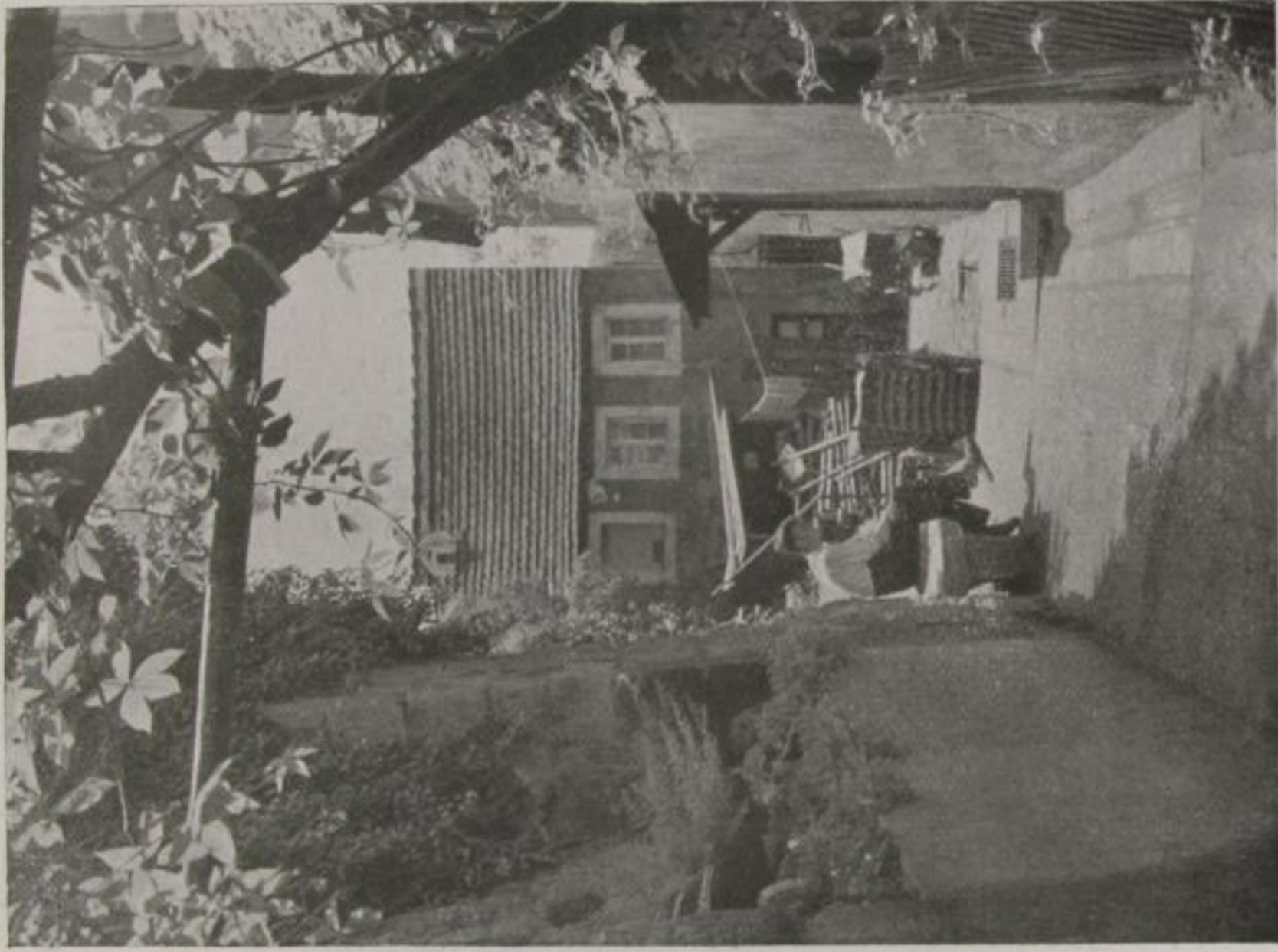


Abb. 12. An der alten Kirchhofsmauer



Abb. 11. Hof — Markt 6



Abb. 13. Die Kirche mit den drei Pfarrhäusern. Dorn das Winzerhaus

zeichen im Innern der Kirche geben Kunde von Werkleuten, die am Bau gearbeitet haben. Die Mittel für den Bau brachte sicher der Ablass vom 3. September 1457.

1684 wurde die schöne Freitreppe als Ausgang zum Turm geschaffen. Diese Jahreszahl sieht man am Kapitäl der zweiten Säule. Die Treppe zeigt am Sockel der vier zierlichen Steinsäulen das Wappen der Kölbel von Geising. Leider sind die Säulen von Wind und Wetter schon arg mitgenommen.

Eine vollständige Erneuerung der Kirche und des Turmes erfolgte in den Jahren 1832 bis 1843. Dabei wurde das Schiff um 6 Meter nach Westen verlängert und dadurch Raum geschaffen für die Treppenaufgänge zu den Emporen und für die Orgel mit dem Chor. Im Innern wurde die Zahl der Säulen um zwei vermehrt, die das nach Westen zu verlängerte Gewölbe tragen. Auch die jetzt vorhandenen Emporen wurden geschaffen. Die Oberleitung des Baues lag in den Händen des Professors Thürmer aus Dresden. Nach dessen Tode führte Professor Krüger den Bau weiter. 1836 übernahm Gottfried Semper aus Dresden die oberste Leitung. Am 8. Oktober 1843 wurde das erneuerte Gotteshaus feierlich eingeweiht. Die



Abb. 14. Marienkirche. Altes Steinmehlzeichen

letzte große Erneuerung geschah im Jahre 1913. Sie brachte neben kleineren baulichen Veränderungen und der Verbesserung der Beleuchtung durch Einführung des elektrischen Lichtes eine vollständig neue malerische Ausgestaltung der Kirche. Bei diesen Arbeiten wurde auch die Tür auf der Empore freigelegt, die einst den Zugang zum Turm vom Kircheninnern aus ermöglichte.

Der kostbarste Schmuck der Dohnaer Marienkirche ist der Altar. Er ist ein kunstvolles Holzschnitzwerk in spätgotischem Stil, ein Flügelaltar aus der katholischen Zeit der Kirche, der sich in drei Stockwerken aufbaut. Die schmale Predella zeigt in Holzplastik die Darstellung der Enthauptung des Johannes. Für gewöhnlich ist diese sehr realistische Darstellung durch eine neue,

dem durchbrochenen Rankenwerk des Aufbaues angepaßte Tür den Blicken des Altarbeschauers verschlossen. Links und rechts der Predella stützen zwei breit- ausladende Konsole den wuchtigen Flügelteil, der ebenfalls in Tiefenplastik gearbeitet ist. Unter dem vergoldeten Renaissancebogen des breiten mittleren Teils ist die Jungfrau Maria dargestellt. Sie trägt, ebenso wie die übrigen Heiligenfiguren, ein rotes Gewand und einen goldenen Mantel mit blauem



Abb. 15. Freitreppe zum Turmeingang von 1684

Saum. Auf diesen Säumen sind Inschriften und Namen angebracht. In der linken Hand hält Maria ein Szepter, in der rechten trägt sie das Jesuskind, das mit seiner Linken einen goldenen Reichsapfel, das Sinnbild der Weltkugel, umfaßt. Zur Rechten Marias steht die hl. Katharina mit dem Schwert, zur Linken die hl. Barbara mit dem Kelch. Im linken Flügelteil (vom Beschauer aus) sehen wir die hl. Margarete mit einem Kreuz in der Hand. Zu ihren Füßen erhebt ein Drache sein Haupt. Der rechte Flügel zeigt die hl. Dorothea mit dem Blumenkörbchen. Die beiden Seitenflügel dieses Stockwerkes sind doppelt gearbeitet. Die holzgeschnitzten Vorderseiten lassen sich nach der Mitte zusammenschließen und geben dadurch acht Ölgemälde den Blicken frei. Im mittleren Teile des Altars sehen wir 1. den Besuch der Maria bei der hl. Elisabeth, 2. die Verkündigung der Geburt Christi, 3. die Geburt des Herrn, 4. die Anbetung der Weisen. Der rechte Flügel zeigt den hl. Nikolaus mit Stab, Buch und drei goldenen Kugeln. (In Sachsen war der hl. Nikolaus der Verkehrsheilige, dessen Bild sich in Kirchen findet, die an alten Verkehrs- und Handelsstraßen liegen.) Daneben ist der Ritter Georg im Kampf mit dem Drachen. Auf dem linken Flügel erblicken wir den hl. Michael

Saum. Auf diesen Säumen sind Inschriften und Namen angebracht. In der linken Hand hält Maria ein Szepter, in der rechten trägt sie das Jesuskind, das mit seiner Linken einen goldenen Reichsapfel, das Sinnbild der Weltkugel, umfaßt. Zur Rechten Marias steht die hl. Katharina mit dem Schwert, zur Linken die hl. Barbara mit dem Kelch. Im linken Flügelteil (vom Beschauer aus) sehen wir die hl. Margarete mit einem Kreuz in der Hand. Zu ihren Füßen erhebt ein Drache sein Haupt. Der rechte Flügel zeigt die hl. Dorothea mit dem Blumenkörbchen. Die beiden Seitenflügel dieses Stockwerkes



Abb. 16. Marienkirche. Blick nach dem Chor



Abb. 17. Marienkirche. Blick nach dem Altar



Abb. 18. Altar der Marienkirche (geöffnet)



Abb. 19. Marienkirche, Altar (geschlossen)

mit dem Schwert, die Seelen in der Waage messend und den hl. Stephanus mit Palmzweig und Steinen in der Hand.

Das obere Stockwerk, ebenfalls dreigeteilt, besteht aus einem reichvergoldeten, durchbrochenen Holzschnitzwerk aus Ranken, Granatblüten und -äpfeln. Bekrönt wird der Altar durch eine Darstellung der heiligen Dreieinigkeit. Der auf dem Throne sitzende Gottvater hält in seinen Händen den gekreuzigten Heiland. Zu Füßen Gottvaters hängen zwei Wappen: das Wappen der Familie Büнау (viergeteilt. Schild mit zwei Pantherköpfen und zwei rotweißen Balkenfeldern) und das Wappen der Familie von Starschedel (schräggestreifter rot-weiß-grüner Schild).



Abb. 20. Darstellung der Enthauptung Johannis des Täufers (Predella des Marienaltars)

Zur Rechten Gottvaters steht der Evangelist Johannes mit dem Kelch, zu seiner Linken der hl. Laurentius mit dem geöffneten Buch. Auf der Spitze des Altaraufbaues erblickt man drei Flammen als Sinnbild des heiligen Geistes.

Bei der Erneuerung des Altars im Jahre 1928 fand sich auf ihm die Zahl 1518. Man kann wohl annehmen, daß sie auf das Jahr der Herstellung hinweist. Wer aber der Schöpfer des Altars ist, ist bis jetzt nicht bekannt, ebensowenig weiß man, wo der Altar gefertigt wurde. Aus den beiden Wappen, die den Altar schmücken, darf gefolgert werden, daß Glieder der Familien Büнау und Starschedel die Stifter des kunstreichen Werkes sind.

Durch die gründliche Reinigung und durch das Imprägnieren des Altars erhielten die Farben und die Vergoldung ihre alte Leuchtkraft wieder. Nunmehr kann sich der Kirchenbesucher an dem kostbaren Zeugen alter kirchlicher Kunst erst recht erfreuen.

Der Taufstein in der Marienkirche ist aus Sandstein gearbeitet und seiner Höhe wegen in den Steinfußboden des Altarplatzes versenkt. Auf einem runden Sockel erhebt sich der sechseckige, kräftige Schaft. Die Kanten desselben



Abb. 21. Marienkirche. Taufstein, Kerzenträger, Kanzel

sind durch runde Säulen verziert. Diese wiederum tragen das weitgeschwungene Maßwerk, das kunstvoll den sechsseitigen kelchförmig gewölbten Rumpf umkleidet. Durch die Überschneidung des Maßwerkes entstehen am Rumpf sechs obere und sechs untere Felder. Blumen und Laubwerk, aus dem Maßwerk entspringend, füllen die oberen Felder. Die unteren zieren sechs von Engeln gehaltene Wappenschilder, welche die Marterwerkzeuge Christi in erhabener Arbeit zeigen.

Der Taufstein gilt als eines der kunstreichsten spätgotischen Werke, die sich in unserem Vaterlande erhalten haben. Seinem Stil nach stammt er wahrscheinlich aus der Zeit des Kirchenbaues von 1489.

Neben dem kunstreichen Altar und dem Taufstein weist unser Gotteshaus leider nur noch eine geringe Anzahl Erinnerungszeichen und Reste künstlerischen Schmuckes auf. Zu diesen gehören die W a p p e n. Es sind durchweg Sandsteinarbeiten. Sie befinden sich an den beiden östlichen Säulen und an der Süd- und Nordwand des Altarraumes. Die beiden Säulen tragen hoch oben das Wappen der Familie Ziegler (Ziegelmauer) und das Wappen



Abb. 22. Wappen derer von Bernstein und Worgewitz

Günter von Bünaus. In gleicher Höhe sehen wir im Altarraum das Wappen der Karras (Karausche) und Staupitz (Hifthorn). Über der Bank der Südwand sind noch die Wappen der Familie Bernstein (aufrechtstehender schwarzer Bär) und Worgewitz (halbes Rad) zu sehen. Unter dem Wappen der Familie Bernstein findet sich der Wahlspruch: „Wend dich Glück 1554“, unter dem der Worgewitz: „Zu Gott mein Trost 1554“. Diese Wappen weisen auf die Adelsgeschlechter hin, die sich um den Bau und die Verwaltung der Kirche besondere Verdienste erworben haben.

Von den Grabmälern ist das bedeutsamste das des Hans von Carlowitz in dem nordöstlichen Betstübchen. Es stellt den Ritter in ganzer Figur dar und



Abb. 23. Grabmal des Hans von Carlowitz



Abb. 24
Alte Linde hinter der Kirche mit eingewachsenem Grabstein



Abb. 25. Dohna. Pfarrhaus



Abb. 26. Alte Tür im Pfarrhaus
mit dem Wappen des Pfarrers Andreas Faber

trägt die Inschrift: „Im Jahre 1578, den 24. Aprilis ist in Christo entschlafen der edle, gestrenge und ehrenhafte Hans von Carlowitz zu Zuschendorf, Hauptmann auf Schwarzenberg und Crottendorf. Seines Alters 51 Jahr. Dem Gott Gnade.“ Dieser Hans von Carlowitz ist bekannt als Veranstalter der letzten Fehde in Sachsen, des sogenannten „Saukrieges“, 1555—1558.



Abb. 27. Altes Kantorat

Wertvolle Zeugen mittelalterlicher Holzbildhauerkunst sind die vier vergoldeten Kerzenträger, die auf dem Altarplatz aufgestellt gefunden haben. Sie stammen noch aus der katholischen Zeit — etwa 1520 — und wurden bei Prozessionen benutzt. In Sachsen besitzt wohl nur noch eine Kirche solche Zeugen aus katholischer Zeit. Auf einem Sandsteinsockel vor der Kirche steht als Zeuge längstvergangener Tage die älteste Glocke von 1390. Sie trägt die Inschrift: O rex gloriae veni cum pace. Anno MCCCLXXX.



Abb. 28. Fleischbrunnen



Abb. 29. Alte Postsäule an der Leschestraße

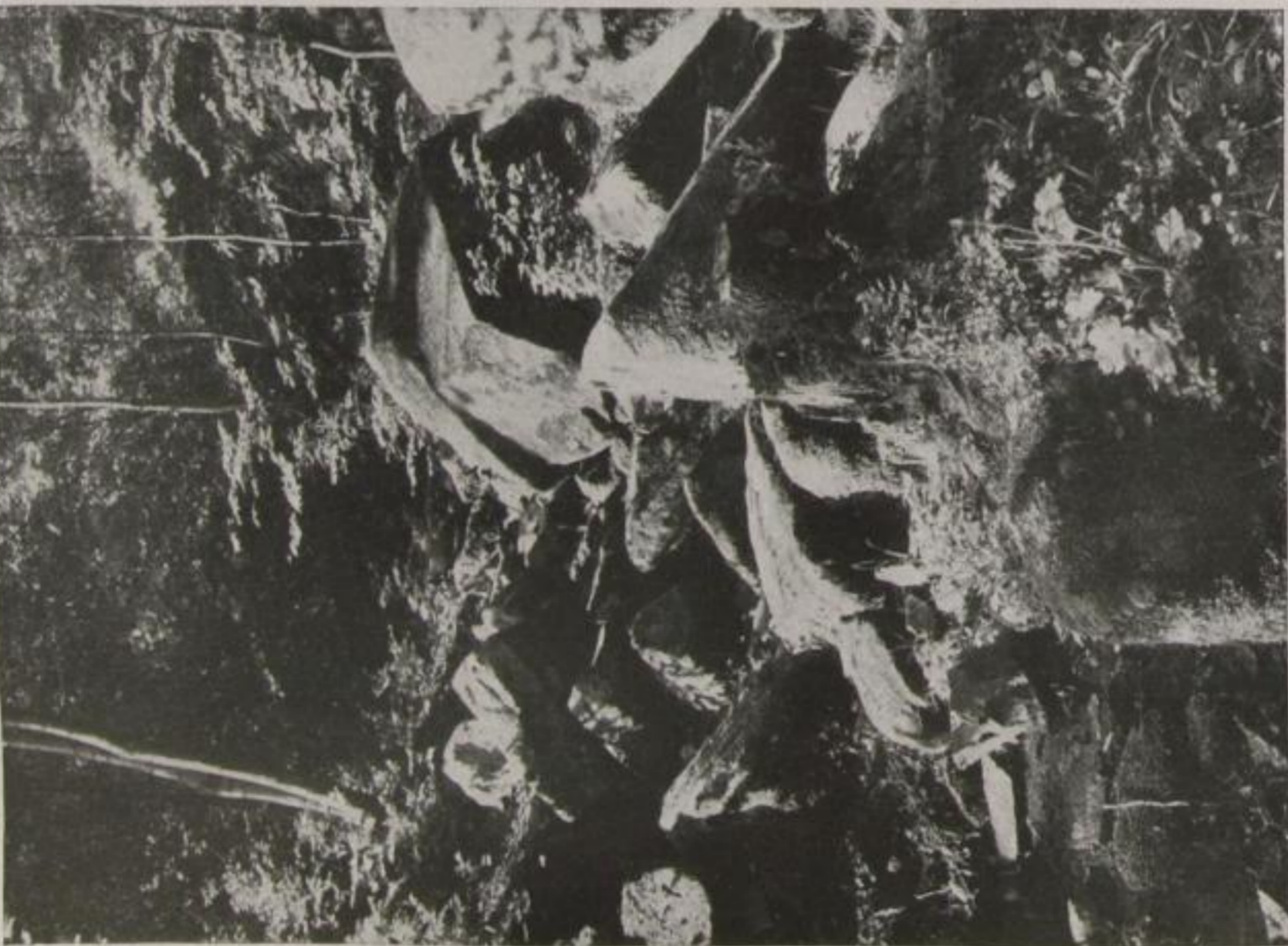


Abb. 30. Spargrund. Am Sparbad



Abb. 31. Spargrund. Am Sparbad

Beinahe wäre diese Glocke ein Opfer des Krieges geworden. Am 1. Mai 1917 wurde sie aber wegen ihres hohen geschichtlichen Wertes von der Beschlagnahme befreit.

4. Auch die andern geschichtlich bedeutsamen Gebäude Dohnas liegen am Markte. Da ist zuerst zu nennen das Hospital, kenntlich an seinem Giebel mit der Sonnenuhr. Vielleicht hängt seine Entstehung mit dem am 10. Oktober 1357 verliehenen Ablass zusammen, der einen so reichen Zustrom von Pilgern und Wallfahrern zur Dohnaer Marienkirche zur Folge hatte, daß es notwendig war, für Erschöpfte und Kranke eine Unterkunft zu schaffen. Urkundlich wird es den 12. Mai 1388 das erstmal genannt. Seit der Reformationszeit dient es als Feierabendhaus für alte Leute.

Neben dem Hospital liegt der Ratskeller, der Überlieferung nach das burggräfliche Dorwerk. Bemerkenswert ist die Eingangstür. Im Innern trägt eine Säule toskanischer Ordnung das gotische Deckengewölbe. Der schöne Säulendurchgang mit der Sandsteinfigur eines Ritters wurde 1934 erbaut, weil die nördliche Giebelseite des Ratskellers baufällig geworden war.

An der Südseite des Marktes erhebt sich das Freigut. Einstmals befand es sich im Besitze der Burggrafen von Dohna. 1549 erwarb es Clemens von Bora, der Schwager Dr. Martin Luthers. Im Besitze der Familie Bora blieb es bis 1594. Mitbesitzer war von 1573—93 der kurfürstlich sächsische Leibarzt Dr. Paul Luther, ein Sohn des Reformators.

Gegenüber dem Freigut, am Rande der wohlgepflegten Marktanlagen, grüßt der Fleischerbrunnen den Besucher der Stadt. Auf hohem Sockel erhebt sich die Gestalt eines kraftstrotzenden Fleischergesellen mit dem Schlaghammer über dem Nacken. Tiergestalten und Stierköpfe, die als Wasserspeier dienen, weisen auf den Sinn des Brunnens hin. Er ist ein Werk des Dresdner Bildhauers Alexander Höfer und wurde am 19. Mai 1912 eingeweiht. Der Brunnen erinnert an die Bedeutung, die das Fleischerhandwerk bis in die neueste Zeit gehabt hat. Schon 1462 erhielten die Dohnaer Fleischer von dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmütigen das Recht, nach Dresden zu schlachten. Am 4. Januar 1589 bestätigt Kurfürst Christian I. die Innungsordnung der Dohnaer Fleischer. Jahrhundertlang haben sie ihr Recht in Dresden ausgeübt. 1899 aber mußten sie ihre alten Fleischbänke aufgeben, weil der Platz für den Bau des neuen Rathauses gebraucht wurde. Die beiden letzten Dohnaer Fleischer, die bis 1931 in der Markthalle zu Dresden verkauften, waren der Obermeister Hermann Herfurth und der Fleischermeister Max Centner. Seit Mai des genannten Jahres gehört der freie Fleischmarkt der Dohnaer Fleischer der Geschichte an.

Wer die alte Burggrafenstadt besucht, versäume es nicht, auch ein Stündchen für den Spargrund bei Dohna zu opfern. Er wird es nicht bereuen! Dort, wo die Königstraße bei der Schloßmühle die große Schleife macht, hüpfst ein munteres Bächlein der Müglitz zu. Hier ist der Eingang zu



Abb. 32. Spargrund. Blick talaufwärts



Abb. 33. Spargrund. Blick talabwärts



Abb. 35. Schnarrhieke. Eichenmistel



Abb. 34. Dogelherd. Melissen-Immblatt

dem schattigen Grunde. Wenige Schritte nur, und wie ein böser Spuk sind Motorradgeknatter, Autohupen und -rasen und aufgewirbelte Staubwolken verschwunden: ein stilles, liebliches Tal umfängt den Besucher. An lauschigen Plätzchen laden Ruhebänke zu besinnlicher Rast ein. Dem Pflanzenkenner ist der Dohnaer Spargrund wohlbekannt. Der Reichtum an Blumen und die Mannigfaltigkeit sind erstaunlich. Neben bekannteren Pflanzen grüßen Sanikel und Stränze, vierblättrige Einbeere und das Zweiblatt. Im lichten Gebüsch wachsen große, blaue Glockenblumen, Akelei, Seidelbast und das Immlblatt mit seinen



Abb. 36. Blick in den Steinbruch auf dem Kahlbusch

wundervoll duftenden Blättern und den prächtigen Lippenblüten. Unsere schönste Orchisart, der Frauenschuh, ist leider nur noch in wenigen Einzelpflanzen vorhanden. Der größten botanischen Seltenheit sei noch gedacht, der Riemenblume (*Loranthus europaeus*), die hier im Spargrunde noch auf drei Eichen schmarozt. Die Bäume, die den *Loranthus* tragen, stehen unter der Obhut des Heimatschutzes. Außer diesen erwähnten wenigen Eichenmisteln gibt es in unserem deutschen Vaterlande nur noch eine Eiche bei Dohna, die den Schmarozer beherbergt.

Zum Schlusse sei noch hervorgehoben, daß auch der erdgeschichtlich interessierte Besucher reich befriedigt von Dohna scheidet. Ihn zieht besonders der

im Osten der Stadt sich erhebende Kahlbusch an, ein Porphyrdurchbruch aus dem Perm. Als der Berg während der Kreidezeit im Meere versank und eine Klippe bildete, die bis dicht an den Wasserspiegel emporragte, da höhlt die unablässige Arbeit der Wellen die Felswand an manchen Stellen aus und bildete wannen- oder schüsselartige Vertiefungen von mehreren Metern Weite und Tiefe. Das losgebrochene Gestein wurde hin- und hergerollt und zu kopfgroßen Kugeln abgeschliffen. Sie versanken in dem sich ansammelnden Meereschlamm. In ihm begrub das Meer auch die Reste zahlreicher Meerestiere. Die



Abb. 37. Eine „Tasche“ auf dem Kahlbusch

Porphyrklippe des Kahlbusches bot nämlich einer reichen Tierwelt willkommenen Platz zur Ansiedlung. Neben Kopffüßern und zierlichen Korallen hafteten birnen- und becherförmige Schwämme am Felsen. Ganze Bänke verschiedener Austernarten ließen sich nieder. Dazwischen bewegten sich Seeigel mit eigenartigen kolbenförmigen Stacheln. Im seichten Wasser lauerten Fische mit scharfen, spitzen Zähnen auf Beute. Wir erkennen heute hoch oben an der nordwestlichen Felswand die „Taschen“, angefüllt mit rundlichem Geröll, das in verhärteten Meereschlamm und Kalkspat eingebettet ist. Während diese „Taschen“ unter Naturschutz stehen, sind die auf der Ostseite des Berges gelegenen Meeresablagerungen fast restlos dem Steinbruchbetrieb

zum Opfer gefallen. Das ist bedauerlich, weil gerade diese die reichste Fundstelle für die Tierreste aus der Kreidezeit waren.

Quellen:

1. Die Ortschroniken.
2. Ermisch: Die Dohnasche Fehde.
3. Meiche: Historisch-Topographische Beschreibung der Amtshauptmannschaft Pirna. — Die Burgen und vorgeschichtlichen Wohnstätten der Sächsischen Schweiz.
4. Schlauch: Die kirchlichen Verhältnisse zu Dohna. — Die Häuserchronik. — Der Schöppenstuhl zu Dohna.
5. Mörhsch: Des Schlosses Dohna Fall und Ende.
6. Steche: Beschreibende Darstellung der Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen. (Amtshauptmannschaft Pirna.)

Der Silberbergbau auf Alte Hoffnung Gottes Erbstolln in Kleinvoigtsberg

Seine Wiederaufnahme 1935

Don R u d. S c h u m a n n , Dresden-Plauen

Mit Aufnahmen des Heimatschutzes

Die hundert Jahre hat das Bergwerk geblüht,
viel Menschen haben sich drum bemüht,
die einen mit fleißiger, kräftiger Hand,
die andern mit Wissen und scharfem Verstand.
Das Silber das beste gewesen ist;
hat ins Land gebracht gar reichen Segen,
Verkehr ist gewesen mit Schlitten und Wägen,
da kam von Amerika Silber zu viel,
sie gewannen es dort mit zu leichtem Spiel;
das hat uns zugrunde gerichtet in kurzer Zeit.
Mir ist um Menschen und Bergwerk leid.

Ungeheure Schätze der Natur sind seit ihrer Entdeckung in der Neuen Welt gefördert worden, und es gehört zu den Requisiten einer vergangenen, recht wenig besinnlichen Zeit der Gedanke, daß dieser mühelos gewonnene Reichtum zum Glücke der Menschheit beigetragen, ja, es überhaupt erst möglich gemacht habe. In gläubigem Staunen richtete darum Europa, mit ihm auch Deutschland, seinen Blick nach dem westlichen Erdteil jenseits des Atlantischen Ozeans. Konnte man auch im eigenen Lande nicht die Bodenschätze und die ungeheuren Weiten schaffen, so glaubte man doch schon durch Nachahmung der Wirtschaftsauffassung und der Arbeitsmethoden dem Ideal irdischer Glückseligkeit näher zu kommen. Einen schweren Fehler in diesem Bestreben schien man kaum zu bemerken, nämlich daß man neben Stoffen, Kapitalien, Zeit, Boden auch den Menschen und seine Seele in mathematische Berechnungen ein-

setzte und — wenn die rechnerische Notwendigkeit es erforderte — diese Seele dabei als Bruch darstellte und nach Belieben kürzte oder als *quantité négligeable* strich, wenn ihr rechnerischer Wert gegenüber den Zahlen von Rentabilität, Ersparnis, Erfolg, Materialmenge gar gering erschien.

Die Zeugen jener Auffassung von der menschlichen Arbeit sind die vor allem nach 1871 erstandenen Mietkasernenviertel, wo den Menschen anstatt Heimstätten Wohnmaschinen angeboten wurden, ist das kitschige Blechspielzeug, mit dem man die Seelen unserer Jugend normte und verödete, war die neue Form der Feste, in denen man nicht mehr eine freudige Betonung und



Abb. 1. Kleinvoigtsberg mit der Alten Hoffnung Gottes

Verklärung der Alltagsarbeit wie in Berg- und Erntefesten sehen wollte, sondern in denen man ein Vergessen suchte, sie zu einer Flucht vor sich selbst gestaltete.

Man übersah dabei, daß in jenem „gücklichen, freien“ Lande das Menschentum allmählich verloren ging, wußte die tiefe Heimatsehnsucht der drüben Wohnenden nicht zu deuten, tat die warnenden Stimmen Einsichtiger, die auf die Gefahr einer amerikanisch-mechanistischen Wirtschafts- und Lebensauffassung hinwiesen, mit dem Schimpfwort „Gefühlsduselei“ ab. Es bedurfte erst des Anschauungsunterrichts nach dem Weltkriege, durch den das offenkundige Versagen der geschilderten Anschauungen nicht nur auf seelischem, sondern auch auf materiellem Gebiete selbst in den „Siegerländern“

offenbar wurde. Der unbedingte Glaube an die Notwendigkeit übermäßigen Reichtums als Voraussetzung für eine blühende Wirtschaft schwand, als man sah, wie gerade dieser Reichtum zu Wirtschaftskatastrophen führte. Man schüttete Kaffee ins Meer, verbrannte Weizen, versuchte die Kupfer- und Zinnproduktion einzuschränken. Am Reichtum, nicht am Mangel litt man. Jeder mathematischen Vorausberechnung war damit Hohn gesprochen.

Langsam besann man sich darauf, daß Arbeit und menschliche Seele nicht zu trennen sind. Die Erkenntnis: „Was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nehme doch Schaden an seiner Seele?“ brach sich



Abb. 2. Selbstbewußt überragt das Treibhaus die Häuser des Dorfes

Bahn, und man lernte die beseelte Arbeit der Väter wieder bewundern und schätzen. Aus Armut und Not heraus versuchte man, dort wieder um das tägliche Leben zu ringen, wo die Dorfahnen ein zwar bescheidenes, aber ehrliches Auskommen gefunden hatten, wo sie Volk und Vaterland dabei die Güter geschaffen und erworben hatten, die zu deren Bestande notwendig waren. Nicht ein sturer Rückschritt zu veralteten, wirtschaftlich unhaltbaren Methoden, nicht ein gewaltsames Zurückdrehen des Rades der Geschichte konnte zum Ziele führen, wohl aber ein verständnisvolles Anknüpfen an die jäh unterbrochene Entwicklung, ein opferbereites Auffuchen der noch lebenskräftigen Wurzeln.



Abb. 3. Hängebank von Mannschaftschacht und Förderschacht

Ein Jahr vor dem Weltkrieg erlagen die Freiburger Silbergruben dem Gedanken von der Unrentabilität des einheimischen Erzbergbaus. Das Bergrevier war, wie Carl Hermann Müller zu Beginn des Jahrhunderts es vorausgesehen hatte, ein großer Friedhof geworden, in dem die auf der Gebirgsoberfläche übrig gebliebenen zahlreichen Halden Grabhügeln glichen, unter denen alles Leben auf ewig erstorben schien. Nur eine Grube erhielt sich. Sie war in Privathand. Es war die „Alte Hoffnung Gottes“ in Klein-Doigtsberg. Während des Krieges und fast noch ein Jahrzehnt danach förderte sie ununterbrochen reiche Erze in großen Mengen, einem alten Stamme von Bergknappen Lohn und Brot, vor allem aber die von den Vätern her gewöhnte



Abb. 4. Kunstrad. Deutlich sichtbar sind die mächtige Welle, der Stangenkopf und die Einrichtung für das Kunstglöckchen

Arbeit gebend. Es ist anzunehmen, daß auch dann eine Unterbrechung der Erzförderung nicht eingetreten wäre, wenn nicht schwere Fehler in der Betriebsführung gemacht worden wären. Wohl nirgends rächt sich der Raubbau schwerer als im Bergbau. Es war versäumt worden, vom Betriebsgewinn einen genügend großen Posten abzuzweigen, der für die weitere Untersuchung des Grubenfeldes und die Auffindung neuer Erzgänge diente. Nach dem Ausrieb der letzten bekannten Erzmittel verfiel darum die Grube. Dem neuen Besitzer, der sie in der Zwangsversteigerung erwarb, war es nicht möglich, sie im alten, vielen Heimatsfreunden so lieb gewordenen Gewande zu erhalten. Auch als der Heimatschutz von verschiedenen Seiten angerufen wurde und



Abb. 5. Saugzylinder und Wasserkasten in der zweiten Gezeugstrecke
Rechts die Rohrleitung, die in der vom Schachte wegführenden Gezeugstrecke die Preßluft
in die Baue leitet

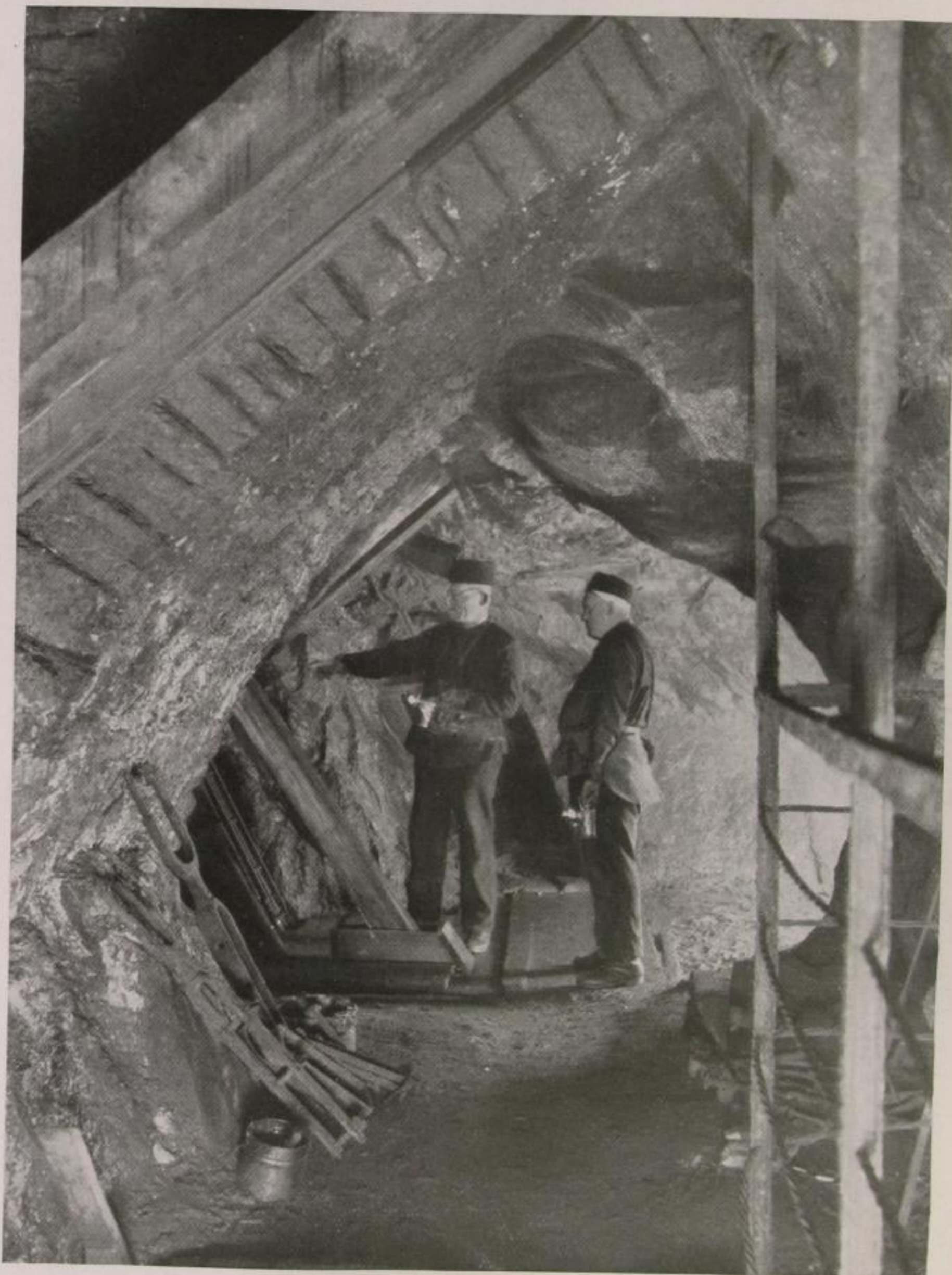


Abb. 6. Blick vom Treibeschacht durch den Kunstschacht nach der ersten Gezeugstrecke
Das Kunstgestänge geht tiefer in den Schacht

Verfasser dieser Zeilen mehrmals zur Begutachtung in Klein-Doigtsberg war, ließen sich keine Mittel und Wege finden, die Grubenanlagen, deren Modell im Deutschen Museum zu München als typisches Beispiel für ein erzgebirgisches Silberbergwerk steht, völlig unverändert zu bewahren. Jede Industrieanlage — und um eine solche handelt es sich hier — läßt sich nur erhalten, wenn sie in Betrieb ist, wenn ihr dauerndes Bestehen täglich aufs neue durch die Arbeit erworben wird. Mit tiefstem Bedauern sahen heimatschützende Kreise, wie die alte Scheidebank, das Trocken- und das Naßpochwerk, die



Abb. 7. Der Bergherr in seinem Reich
Sichtbar sind drei Kunststangen in der Sohle der ersten Gezeugstrecke

alten Langstoßherde verschwanden. Aber es war ein schicksalhaftes Geschehen, nicht Schuld. Schwere Jahre voll bitterer Entsagung brachen für den Besitzer der Grube an. Es gehörte viel Glaube und Idealismus dazu, den Besitz nicht aus den Händen zu lassen, immer auf den Tag zu hoffen, da die unstreitig vorhandenen Erze aufs neue gewonnen werden konnten. Einsam suchte er in den verlassenen Grubenräumen die blutenden Erzadern auf, konnte ihrer mehr feststellen, als erst zu vermuten war. Ein treuer Bergmann stand ihm zur Seite, für den der Lohn so kärglich war wie für den Bergherrn. Sie wirkten,

„der eine mit fleißiger, kräftiger Hand, der andere mit Wissen und scharfem Verstand“. Der Glaube an die Grube hielt sie aufrecht.

Ich bin ein bergkman wolgemut, allein auff got ichs wag,
ist gleich daß gluck nit immer guth, hof ich doch alle tag.
Ich will daß bergkwerck bawen vnd gotes gute trawen,
die alle ding vermag.

(Aus einem Schneeberger Bergreihen.)

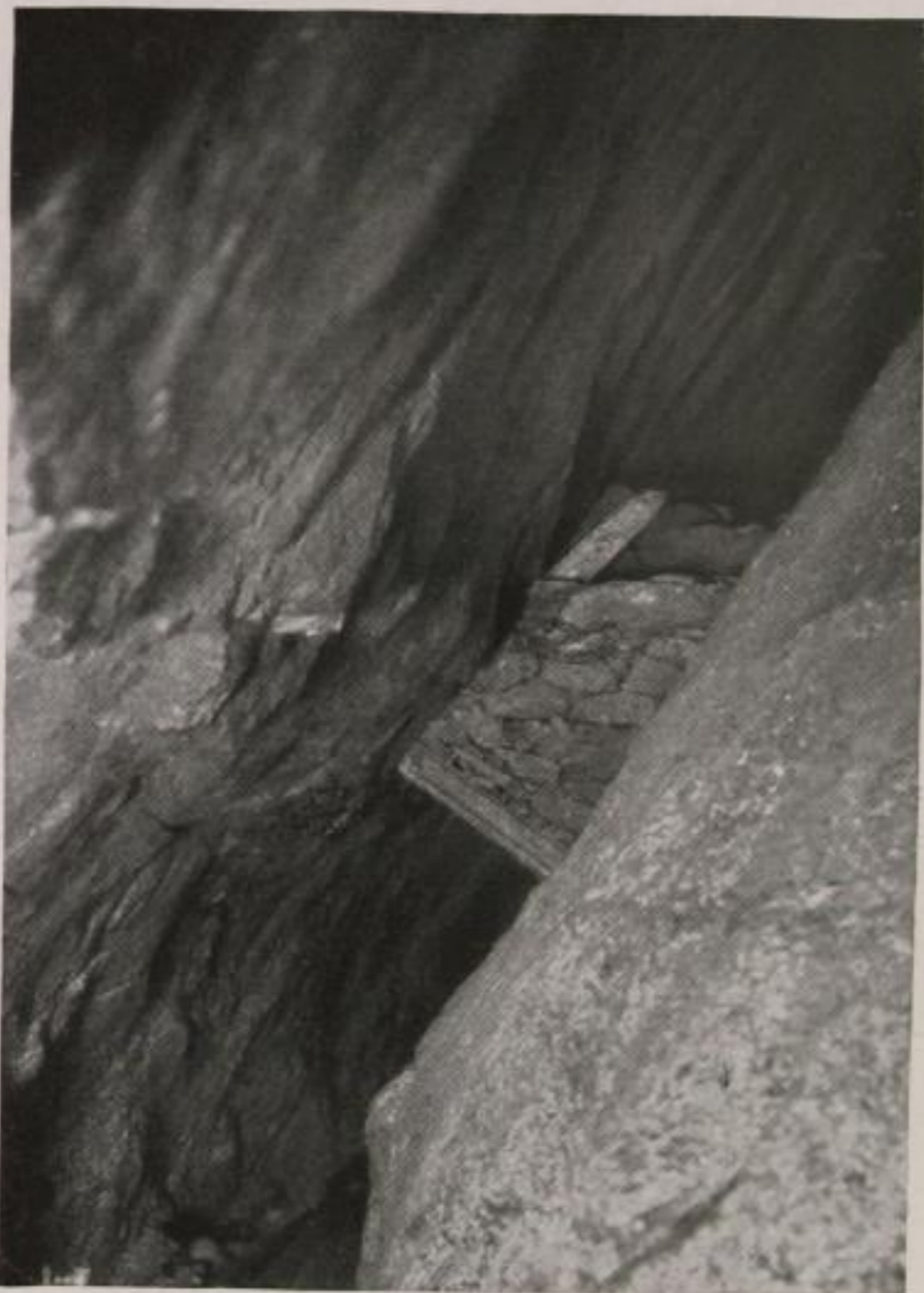


Abb. 8. Firstenkasten in der zweiten Gezeugstrecke

Beide hielten in treuer Arbeitsgemeinschaft den Schacht in Ordnung, wechselten die morschen Fahrten aus. Vor allem aber galt es, für bessere Zeiten die beiden Kunsträder zu erhalten, die die Grube vom Wasser befreiten. Trotzdem stiegen die Wässer fast bis zur Sohle des „Treue Sachsen Stollns“. Nur in den oberen zwei Gezeugstrecken konnten die unbedingt nötigen Ganguntersuchungen durchgeführt werden, d. h. bis zu einer Tiefe von etwa 100 Meter unter Tage. Während die andern Gezeugstrecken bis zu einer Gesamttiefe von über 600 Meter unter Wasser standen.

Der erhoffte Tag brach an. Die Zeit, in der allenthalben durch Deutschlands Gaue neuer Glaube an das Dasein zog, brachte auch das Vertrauen

außenstehender Kreise an den heimischen Erzbergbau wieder. Mittel wurden bereitgestellt, und während über Tage neue Aufbereitungsanlagen — dem Stande der modernen Bergwissenschaft entsprechend — in die alten Gebäude eingebaut wurden, richteten unter Tage die Häuer die Baue zum Aushieb vor. Die Absicht der neuen Betriebsführung ist es, wie sie in einem Briefe mitteilt, am Wiederaufbau des Vaterlandes mitzuhelfen, indem sie einer großen Anzahl von Volksgenossen Arbeit und Brot schafft, notwendige Metalle, wie Blei, Silber und Zink, zutage fördert und schließlich den Ruf des jahrhundertealten Freiburger Silberbergbaues wieder herstellt. Die bisher zutage geförderten Erze lassen hoffen und glauben, daß Mühe und Opfer nicht vergeblich gebracht worden sind. Auf den Opfern möge auch hier der Sieg beruhen.

Wer da will recht Bergwerk bauen,
suchen Schätze in der Erd',
der muß erstlich Gott vertrauen
und nicht achten viel Beschwerd,
weil man durch groß Bemühen
kann Reichtum an sich ziehen.

Schon vor einigen Jahren schilderte der leider heimgegangene Stadtbaurat Rieß in Freiberg die Alte Hoffnung Gottes und führte den Leser vor allem durch die altertümlichen Aufbereitungsanlagen, die damals noch ganz



Abb. 9. An einem Gangkreuz zwischen Frischglück Stehendem und Aurora Stehendem
in der zweiten Gezeugstrecke

so eingerichtet waren, wie sie uns Professor Heuchler in seinen liebenswürdigen Bildern schildert.

Wir beginnen unsere Wanderung in Hohentanne an der Mulde, das von der Halde des „Gottvertrauten Daniel Erbstolln“ überragt wird. Am unteren Dorfsende treffen wir vielleicht den Häuer Pöhnisch vor seinem Häuschen an, der jahrzehntelang in der „Hoffnung“ gearbeitet hat und manchem früheren Besucher noch bekannt sein dürfte. Am rechten Muldenufer führt der Weg abwärts nach Kleinvoigtsberg, dessen Bild vor allem von diesem Weg aus völlig durch die Grubenanlagen beherrscht erscheint. Äußerlich hat sich gegen

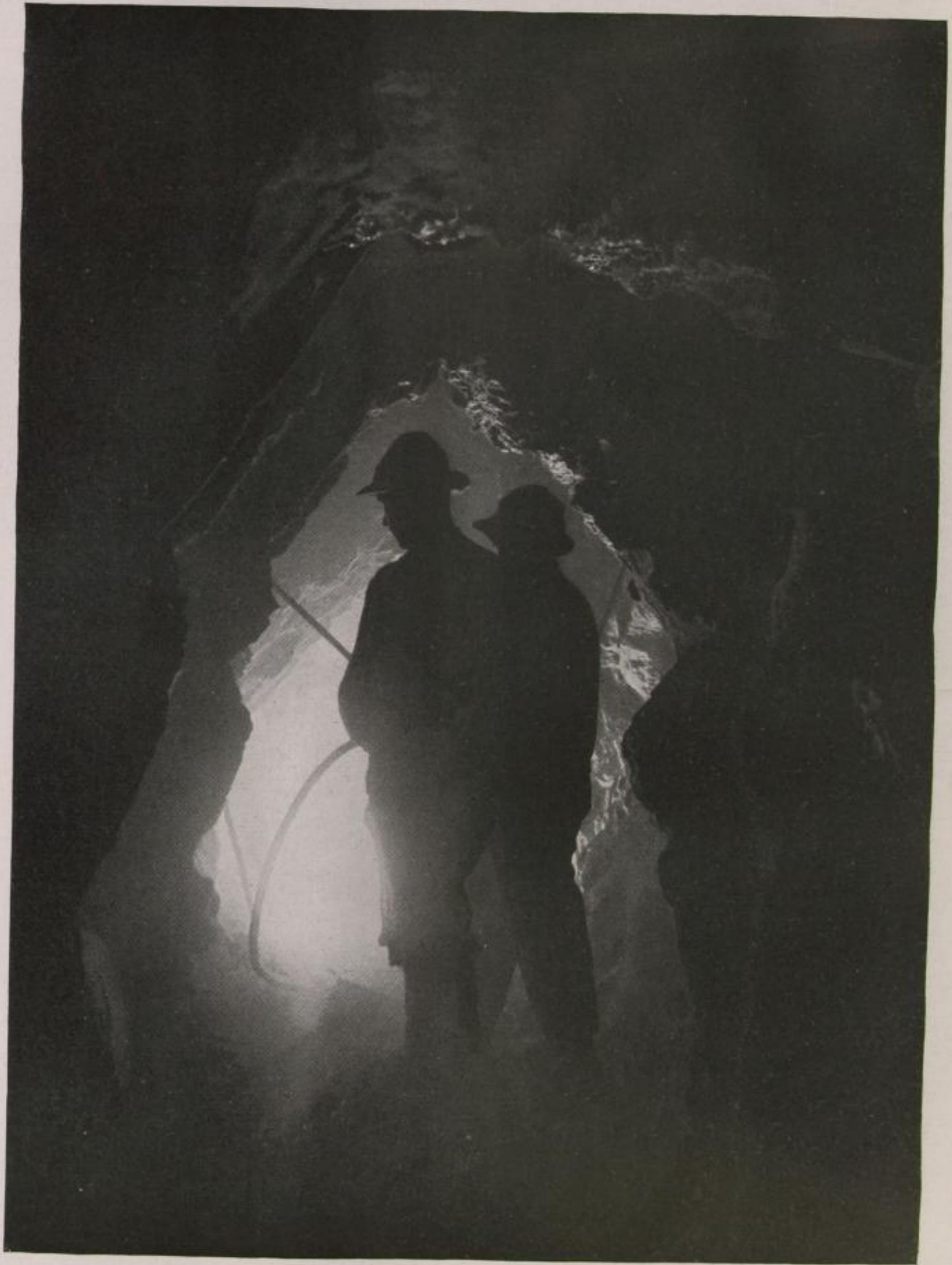


Abb. 10. Firstenbau 30 m über zweiter Gezeugstrecke im Beständigkeiter Morgengang
Bohren in die stufenförmige Firste



Abb. 11. Firstenbau über zweiter Gezeugstrecke. Derselbe Bau wie in Abb. 10, nur von der andern Seite, so daß der stufenförmige Bergeverfaß sichtbar ist

früher nicht viel geändert. Die Scheidebank und die Wäsche sind stehen geblieben, allerdings zum Teil zu Wohnungen ausgebaut. So ist das interessante Ortsbild kaum gestört. Siemlich auf der Höhe des linken Muldenhangs wuchtet die gewaltige Halde über den kleinen Häusern des Dorfes (Abb. 1). Nicht anders in der Bauweise als diese ragt darüber hinaus das Treibehaus (Abb. 2). Mit seinem Fachwerkgiebel scheint es betonen zu wollen, daß es in der dörflichen Gemeinschaft nichts Fremdes sein will, daß es hierher gehört, weil es aus diesem Boden heraus geschaffen worden ist. Das ist das Wohltuende jener alten Industrieanlagen, daß sie nie und nimmer fremd und feindlich erschienen, daß sie Ausdruck des bodenverbundenen Menschentums sind.



Abb. 12. Firstenbau über zweiter Gezeugstrecke auf Beständigkeiter Morgengang
Der Erzgang, rechts deutlich sichtbar, fällt unter etwa 50° ein (nach links unten). Deutlich ist die fortschreitende Erhöhung der Arbeitsstelle durch Aushieb nach rechts oben und Bergeversatz von links unten her erkennbar

Kein Architekt schuf diese Häuser, sie sind nicht konstruiert, sondern gewachsen. Deswegen wurde in ihnen auch nicht die Seele der Arbeitenden ertötet. Bei aller Bedrücktheit der Verhältnisse blieb den hier beschäftigten Menschen der innere Frieden, das natürliche Wissen um die Härte des Kampfes ums Dasein. Die innere Zersetzung machte unter diesen bodenständigen Verhältnissen die langsamsten oder keine Fortschritte.

Am Talhang führt die Aufschlagrösche in den Berg. So nennt man die unterirdische Fortsetzung eines Mühl- oder — bergmännisch gesprochen —

Kunstgrabens, der von der Mulde kommt und dessen Wasser 46 Meter unter Tage die beiden Kunsträder treibt. An den Wohnstätten ehemaliger Bergleute und bunten Gärten vorbei führt der Weg durch einen Einschnitt der Halde zum Zechenhof.

Schornstein und Maschinenraum warten noch ihrer künftigen Aufgaben. Doch aus einem Haus dringt das stoßweise Geräusch des Steinbrechers, in das sich das Mahlen der Kugelmühle mischt, die das Erz bis zu einer Feinheit von 0,1 Millimeter zerkleinert. Die gesamte Aufbereitung liegt jetzt in nächster Nähe des Hauptschachtes. Sie ist, so einfach sie aussieht, nach modernsten Ge-



Abb. 13. Firstenbau unter zweiter Gezeugstrecke auf Neuglück Stehendem
Der Erzgang (links) fällt sehr flach ein, was sich deutlich am Hangenden (oben) zeigt

sichtspunkten gebaut. Die alten, ehrwürdigen Stoßherde ließen immer viel Erz, vor allem die feinen Blättchen gediegenen Silbers, in das Wasser gehen, so daß hohe Aufbereitungsverluste eintraten. Diesem Nachteil begegnet man heute durch das Schwimm- oder Flotationsverfahren. Es beruht in der Hauptsache auf der Erfahrung, daß feinverteiltes Öl feinstvermahlene Erz an sich fesselt. Darum wird das gemahlene Erz mit Wasser und ganz geringen Mengen Öl vermengt. Von unten tritt Preßluft in das Gemisch und erzeugt bei der heftigen Durchdringung Schaum, dessen Bläschen mit dünnen Ölhäuten überzogen sind, die das Erz an sich binden und so einen schwarzen Erzschaum erzeugen, der aufgefangen wird, während das Wasser mit den tauben Bestand-

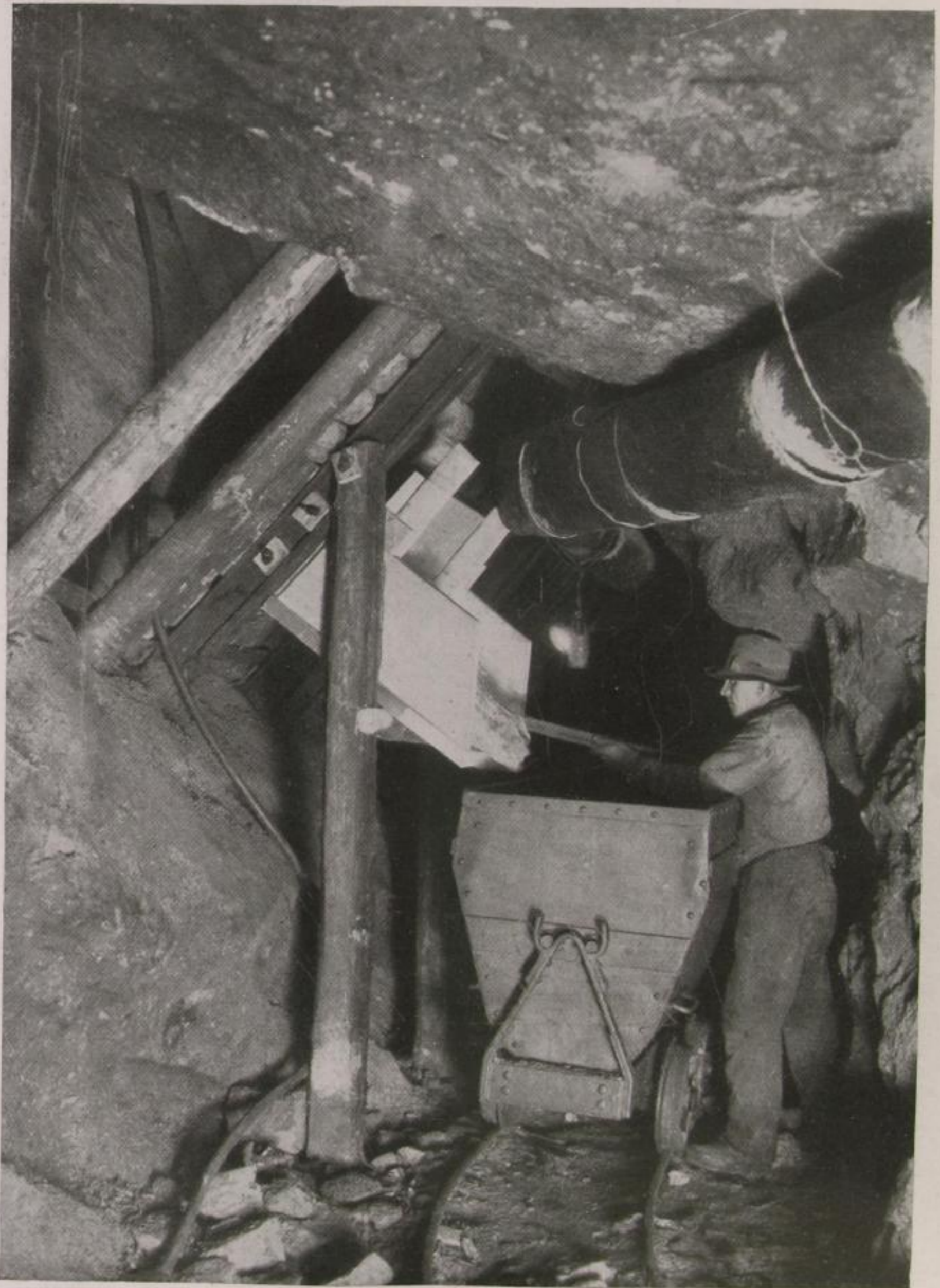


Abb. 14. Rolle in zweiter Gezeugstrecke. Das Liegende des abgebauten Erzganges, über das der Preßluftschlauch führt, ist noch erkennbar, weil die eine Wand der Rolle noch nicht gebaut ist

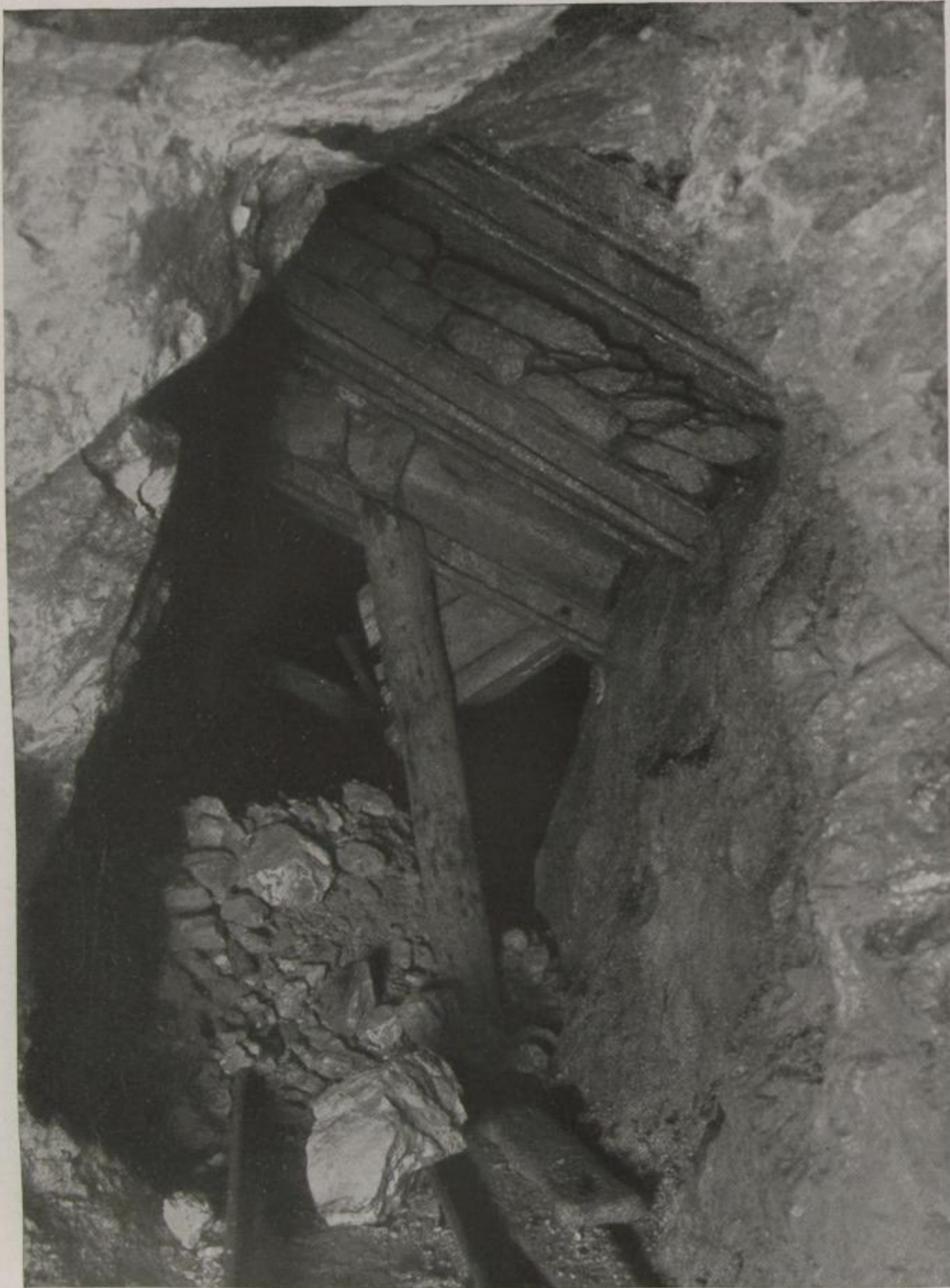


Abb. 15. Firstenkasten über zweiter Gezeugstrecke mit eingebauter Rolle
Aus dem darüberliegenden Firstenbau ist Erz herabgestürzt worden

teilen abfließt. Das zurückgebliebene Konzentrat weist durch seine Schwere und das Glänzen seiner Bestandteile seinen hohen Erzgehalt aus, wie er bei den alten Aufbereitungsmethoden nie erreicht werden konnte.

Das Erz kommt heute von dem 1500 Meter entfernten Neuglückschacht über Tage zum Sechenhof, da der Einigkeiter Kunst- und Treibeschacht noch nicht wieder zur Förderung vorgerichtet worden ist. Wir aber bereiten uns vor, in ihm zur Tiefe zu fahren. Das Wächterglöckchen in dem kleinen Dachreiter des Treibehauses kündigt uns die ununterbrochene Tätigkeit des Kunst- rades an. Durch eine rührend einfache Vorrichtung werden seine Bewegungen

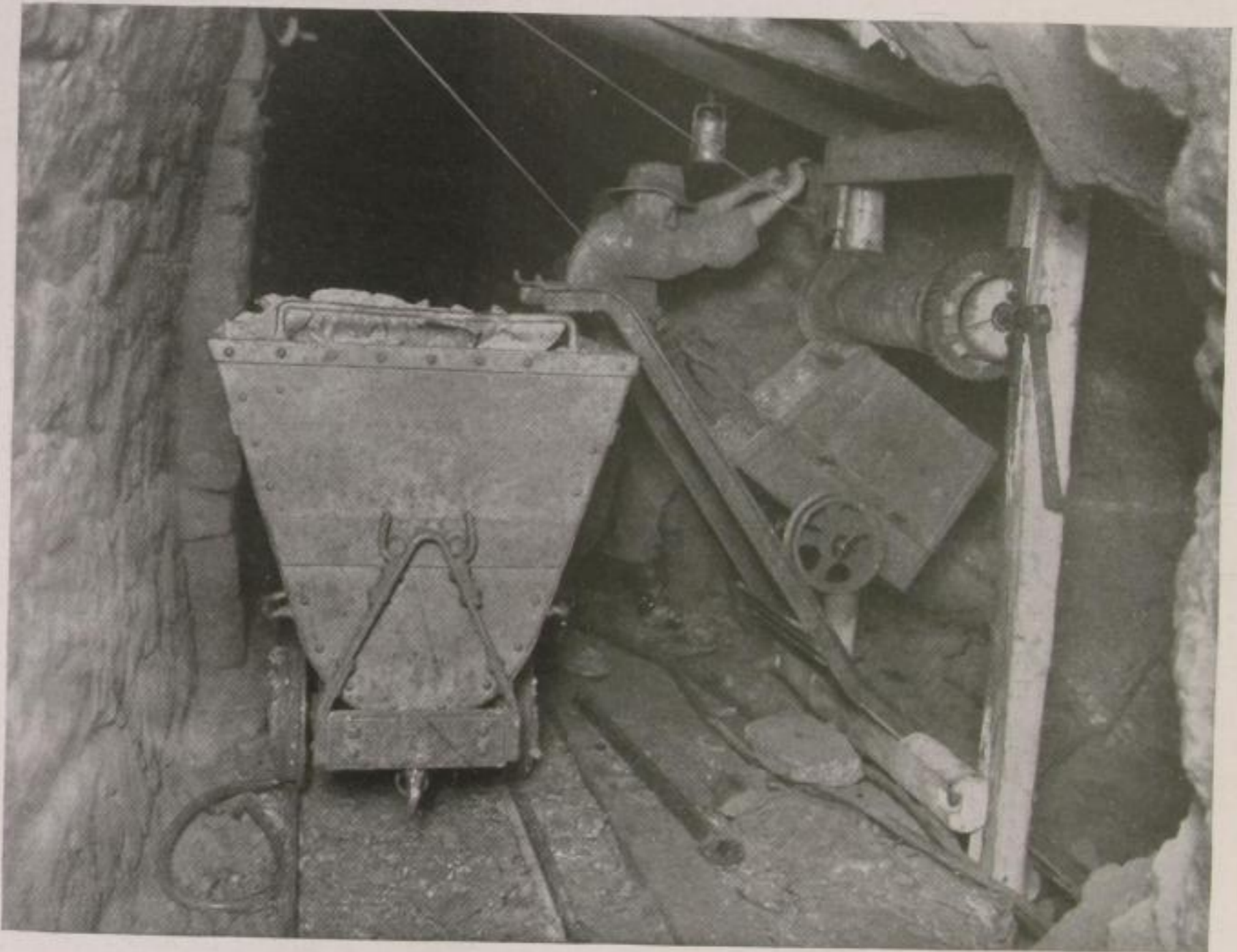


Abb. 16. Handhaspel in zweiter Gezeugstrecke,
mit dem das Erz aus dem in Abb. 13 dargestellten Bau hochgetrieben wird

durch den Schacht bis zur Oberfläche übertragen. Auch die Holz- und Eisen- konstruktion der Fördereinrichtung in der Hängebank — dem Raum um die Schachtöffnung — ist schlicht (Abb. 3). Unter einer Falltür, dem Schachtdeckel, beginnen die Fahrten (Leitern). Der Schacht ist schräg in die Erde geteuft worden, ist also „tonnläufig“, weil seine Erbauer dem schräg einfallenden Erz- gang folgten und bei der Verteufung auch zugleich Erz gewannen. Darum ist an den Stößen (seitlichen Wänden) des Schachtes Bergeversatz wahrnehmbar, ein Zeichen, daß der Gang rechts und links des Schachtes seines Erzes be- raubt worden ist. Die Hohlräume sind mit „Bergen“ (taubem Gestein) aus- gesetzt worden.

Zum ersten Male ruhen wir in der Sohle der Aufschlagrösche aus. Das dunkle Muldenwasser kommt hier in den Schacht und fließt in einem Gerinne zu den beiden gewaltigen Kunsträdern, deren Zimmerkonstruktion allerdings fast gänzlich in der in den Felsen gehauenen Radkammer verborgen ist. Es ist ein erhebendes Gefühl, hier noch Maschinen arbeiten zu sehen, wie sie schon vor Jahrhunderten in Gebrauch waren. Ächzend und knarrend drehen sich die Räder, die den stattlichen Durchmesser von je 10 Meter haben, um die etwa dreiviertel Meter dicken Wellen. An deren Enden sitzt je ein Stangenkopf, der das Pumpgestänge trägt, das bis in die Tiefe des Schachtes reicht (Abb. 4). So gehen von beiden Rädern ununterbrochen die vier Kunstgestänge auf und nieder, mit ihnen die Kolben, die aller 9 Meter angebracht sind und

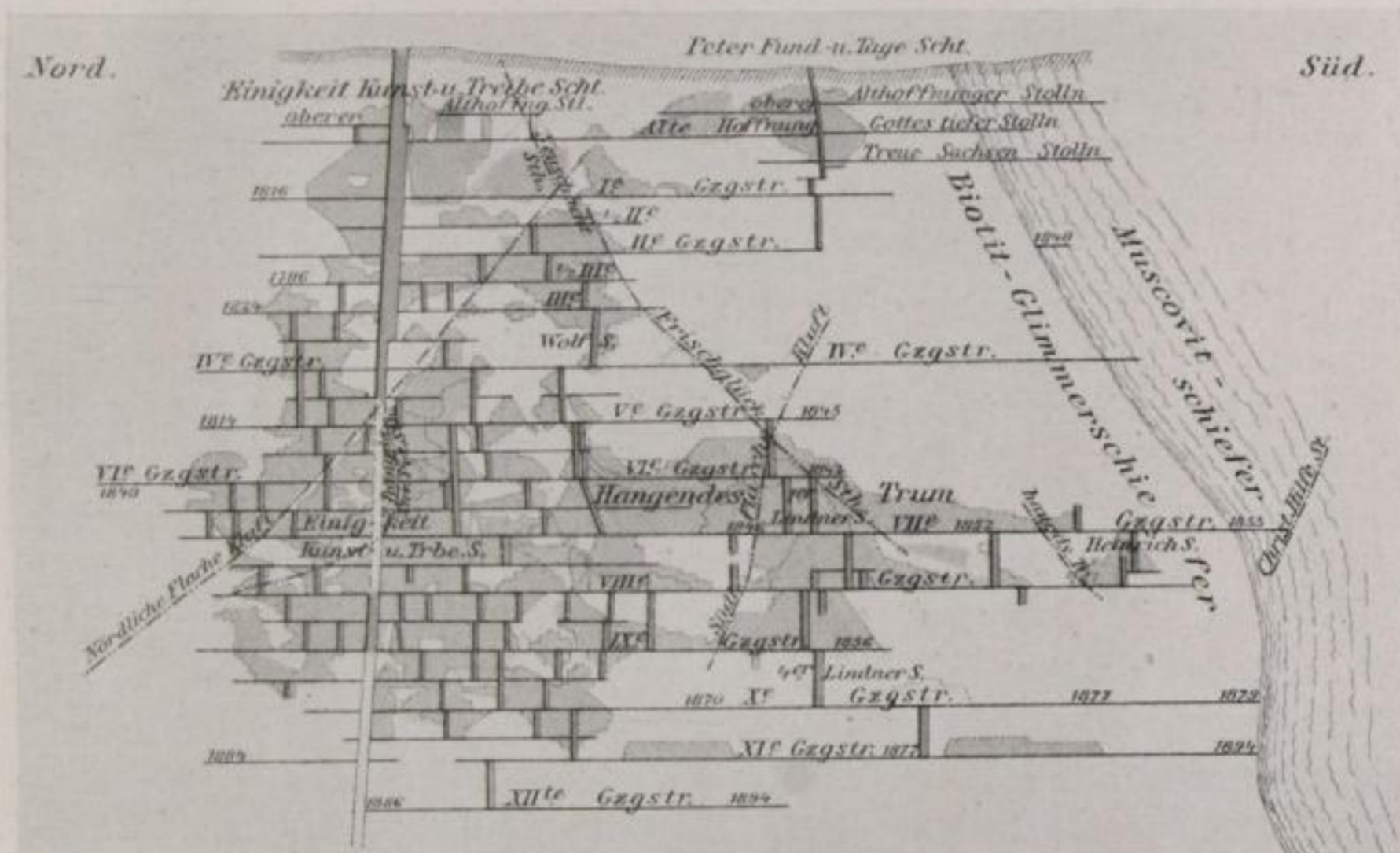


Abb. 17. Flacher Riß von Peter Stehendem und Einigkeitser Morgengang (Aus C. H. Müller, Erzgänge.) Die abgebauten Gangpartien sind schraffiert

so das Wasser stufenweise hochpumpen. Das Glucksen und Rauschen der gehobenen Wässer, vor allem bei den eingeschalteten Wasserkästen, begleitet uns bei der weiteren Fahrt (Abb. 5). Dabei überwindet man die üblichen Vorstellungen von einem Schacht. Unsere Lampen vermögen ihn nicht in seiner vollen Breite zu durchleuchten, ist er doch eigentlich aus drei nebeneinanderliegenden Schächten zusammengesetzt (Abb. 6 und 7). Wir fahren im Kunstschacht zur Tiefe, der neben der Fahrt die vier Gestänge birgt. Daran schließt sich der Treibeschacht mit zwei Schienenpaaren für die Erztonnen. Stellenweise durch Fels oder Mauerung davon getrennt ist der Mannschaftsschacht, in dem früher die Gestelle mit den Personen auf- und niederfahren.

Unter dem Kunstrad führen aller 40 Meter nach beiden Seiten die Gezeugstrecken in den Gang hinein, ihn sowohl abschließend, als auch der Förderung der in ihm gewonnenen Erze dienend. Diese Gezeugstrecken bleiben

darum auch dauernd bestehen, während die Abbauräume über den Strecken sich fortgesetzt verändern. Wenn der Raum über der Strecke hoch genug geworden ist, wird diese abgedeckt. Man verwendet dazu Eisenschienen oder Holz (Abb. 8 und 9), aber auch Steinmauerung oder Ziegelgewölbe, worauf die mit anfallenden tauben Steine oder Berge gestürzt werden, so daß sich der Arbeitsplatz immer mehr erhöht und dadurch der Firste, also der Decke des Baus, nachrückt. Um möglichst viele Angriffspunkte für die Bohrarbeit zu gewinnen, gestaltet man die Firste stufenförmig, und in gleicher Weise folgt ihr der Bergeversatz (Abb 10 und 11). In den Firstenbauen zeigen sich Bilder einer wunderbaren Romantik (Abb 12 und 13). Sorgfältig lesen die Häuer die reichhaltigeren Stufferze aus und sammeln sie in Kästen, da sie gesondert aufbereitet werden. Die geringhaltigeren Gänge werden in die in der Gezeugstrecke stehenden Hunde gefüllt. Zu diesem Zwecke werden im Bergeversatz „Rollen“ ausgespart, enge Schächte, deren Seitenwänden geschickt aus Steinen ohne Bindemittel gesetzt werden. Durch einen einfachen Holzdeckel lassen sie sich unten verschließen (Abb. 14 und 15). An einer Stelle wird das Erz auch aus einem schon dicht unter der zweiten Gezeugstrecke liegenden Firstenbau mit einem Haspel hochgewunden (Abb. 16).

Zur Zeit geht der Abbau nur über und unter der zweiten Gezeugstrecke um. Erst bei weiterer Sumpfung der Grube werden mehr Stellen in Angriff genommen werden. Bei Erreichung der vierten Gezeugstrecke soll auch der Hauptschacht wieder in Betrieb gesetzt werden. Diese Strecke hat einen größeren Querschnitt als die oberen und gestattet darum eine bequeme Förderung zum Treibeschacht. In der zweiten Gezeugstrecke brauchen wir fast eine halbe Stunde zurück bis zum Schacht. Gegen 40 Kilometer messen die Strecken der Gruben mit all ihren Abzweigungen. Das Bewußtsein, in diesem gewaltigen Reiche der Tiefe zu sein, fern von allem Hader und Streit, tief unter den fruchtschweren Feldern, dem rasenden Verkehr auf den Straßen, fern von Sonnenlicht und Vogellaut, dem Urquell der Natur so nahe, ein kleiner Mensch in einem ach so winzigen Spalt des Gebirges, ist erhebend. Die Mühe und das Ringen von Bergmannsgenerationen, ihr Glaube und ihre Hoffnung, ihre Treue und ihr Lohn sprechen zu uns aus den Zeugnissen ihres Wirkens. Ein gewaltiges Denkmal schufen sie sich hier tief unter der Rasensohle, nicht dem Allerweltsmenschen zugänglich, nur dem, der den gleichen mühevollen Weg in ihr dunkles Reich nicht scheut.

Der ist der Herr der Erde,
wer ihre Tiefen mißt,
und jeglicher Beschwerde
in ihrem Schoß vergißt.

Er ist mit ihr verbündet
und inniglich vertraut
und wird von ihr entzündet,
als wär sie seine Braut.

Wer ihrer Fessenglieder
geheimen Bau versteht,
und unverdrossen nieder
zu ihrer Werkstatt geht.

Er zieht ihr alle Tage
mit neuer Liebe zu
und scheut nicht Fleiß und Plage;
sie läßt ihm keine Ruh. Novalis.

Seit 1741 steht die Alte Hoffnung Gottes im Ausbringen. Die Risse der Grube weisen auf sehr starken Abbau hin (Abb. 17). Aber noch sind ihre Erzgänge keineswegs erschöpft. Wer Einblick in die Geschichte des Erzbergbaus genommen hat, weiß, daß nach Wiederaufnahme stillgelegter Gruben oft Jahre vergingen, bis das erste Erz gefördert werden konnte. Im Zechenhof oben liegen aber jetzt schon wieder größere Erzmassen, als die Aufbereitungsanlagen verarbeiten können. Ihre Vergrößerung ist darum schon eingeleitet worden. Sollte diese letzte Silbergrube des Freiburger Reviers vielleicht vom Schicksal dazu ausersehen sein, den Nachweis zu führen, daß es noch nicht aussichtslos ist, die heimischen Bodenschätze restlos auszunützen? Mit dem Lande Sachsen, seiner Geschichte, seiner Kultur ist der Erzbergbau derartig eng verbunden, daß jeder Heimatsfreund es mit Freuden begrüßen würde, wenn er wieder auflebte und damit der elterwürdige Gruß „Glückauf!“ wieder mit neuem Inhalt erfüllt würde.

Glück auf! ihr berckleuth ich halt es mit euch,
Dnd wünsche euch allen bercksegen zugleich.
Got laße das berckwerck in flor fort gan,
Got laße das berckwerck in segen bestan.

Aber Rechtsbräuche und Rechtsprache um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts in Obersachsen

Don Geheimer Rat Dr. Ernst Just, Dresden

Überall in deutschen Landen geht man wieder den Rechtsbräuchen und der Rechtsprache unserer Vorfahren nach. Eine reiche Quelle für die Forschung in unserem engeren Heimatlande bilden hierbei die Gerichtsbücher der alten kursächsischen oder herzoglich sächsischen Ämter, die Stadtgerichtsbücher und die Bücher der Petrimonialgerichte. Diese Bücher, meist stattliche Lederbände, sind vor etlichen Jahren von den Amtsgerichten an das Hauptstaatsarchiv in Dresden abgegeben worden. Sie bestehen, soweit es sich um die Gerichtshandelsbücher, Kaufbücher, Consensbücher und dergleichen handelt, in einfachen Abschriften der Urkunden nach ihrer zeitlichen Folge. Die Urkunden selbst wurden entweder den Beteiligten in der Urschrift überlassen oder in den Archiven der Ämter, Städte oder Rittergüter aufbewahrt und sind meist verloren gegangen. Sie wurden von den Amtschößern, Stadtrichtern oder Gerichtshaltern in Protokollform ausgenommen oder diesen Amtspersonen von den Beteiligten schriftlich übergeben. Im zweiten Falle war häufig der Ortspfarrer der Verfasser. Zu den wichtigeren Rechtshandlungen zogen die Beteiligten Zeugen aus ihrer Verwandtschaft oder Freundschaft zu, die Zeugen wurden in der Urkunde mit ihrem Namen und meist auch mit ihrem Wohnorte aufgeführt. Waren Frauen an dem Rechtsgeschäfte beteiligt, so handelte für sie ihr Ehegatte in „ehemännlicher Vormundschaft“ oder ein Verwandter oder

Freund als „bestellter und verordneter kriegischer Vormund“. Unter einem „kriegischen“ Vormund ist ein curator in litem zu verstehen, d. h. ein Vormund, der der Frau für einen bestimmten Streitfall oder für ein Rechtsgeschäft bestellt wurde, aus dem möglichenfalls ein Streit entstehen könnte. Neben dem Ehemann oder dem kriegischen Vormund war die Frau meist selbst zugegen und wurde in der Urkunde mit ihrem Vornamen, sehr selten auch mit dem Familiennamen benannt, den sie vor ihrer Verheiratung geführt hatte.

Den Hauptinhalt der Gerichtsbücher bilden Erbkäufe (Käufe von Bauer-
gütern, Häusern, Gärten usw.), Pachtverträge, Testamente, Erbteilungen,
Verzichte, d. h. Quittungen über empfangene Kaufgelder oder Erbteile, Ent-
lastung von Vormündern und Ähnliches.

Beim Suchen nach älteren Vorfahren habe ich einen großen Teil der Ge-
richtsbücher des Amtes Leisnig von der Wende des 16. und 17. Jahrhunderts
durchlesen müssen. Je länger ich las, desto mehr wurde ich gefesselt, desto deut-
licher trat mir das Leben unserer Alvorderen vor das geistige Auge. Die
Sprache der Urkunden ist kernig und bildkräftig; sie ist noch die Sprache der
Lutherbibel. Man liest von „Gütlein“ und „Öchslein“; wenn jemand eine
Geldsumme geerbt hat, so ist sie ihm „angestorben“; wenn jemand stirbt, so
„geht er mit Tode ab“; eine kranke Tochter ist „ein gebrechlich Mägdelein,
so mit der schweren Not beladen“. Die altertümliche Rechtschreibung und die
manchmal schnörkelhafte Handschrift bereiten dem Verständnis nur anfänglich
einige Schwierigkeiten. Der Buchstabe „f“ wird oft durch „v“, der Buchstabe
„v“ oft durch „u“ ersetzt, z. B. „beuel“ statt „Befehl“; die Mitlauter (Konso-
nanten) werden häufig doppelt geschrieben; das Dehnungs-„h“ steht in der
Regel vor, nicht nach dem Selbstlauter (z. B. „jhar“ statt „Jahr“; die Haupt-
wörter beginnen oft mit kleinen Buchstaben (Minuskeln), während umgekehrt
andere Wörter mit großen Buchstaben (Majuskeln) mitten im Satze beginnen.
Die obersächsische Mundart schimmert in der Schreibweise mancher Wörter
durch, so liest man z. B. „bahr“ statt Paar, „Pothe“ statt Bote, „Pauerngut“
statt Bauergut. Die Sätze sind manchmal überlang, trotzdem fällt der Ver-
fasser nur selten, wie man zu sagen pflegt, aus der Konstruktion.

Das Mittelalter und die Reformationszeit wirken noch in dem religiösen
Zuge nach, der die trockensten Geschäfte durchweht. Rührend ist die Fürsorge
der Eltern für ihre Kinder, der Vormünder für ihre Pflegebefohlenen. Uralte
Begriffe wie „Dingstuhl“ (Thingstätte), „Gerade“ (Gebrauchsgut der Frau),
„Heergeräte“, richtiger „Heergewäte“*) (Gebrauchsgut des Mannes), leben
noch im Volksbewußtsein. Da auf dem Lande die Kenntnis des Lesens und
Schreibens noch nicht allgemein war, spielt das „Kerbholz“ eine bedeutende
Rolle. Wer regelmäßig wiederkehrende Zahlungen, z. B. „Erbegelder“ aus
einem Kaufe zu fordern hatte, holte sie sich an den festgesetzten Tagen
(Michaelis, Fastnachten, Walpurgis usw.) im Gute des Käufers ab; dort
wurde bei der Zahlung eine Kerbe in das vom Gläubiger mitgebrachte Kerb-

*) Jakob Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer. 1854. S. 568 flg.

holz geschnitten. Bei der letzten Zahlung wurde dem Schuldner das Kerbholz ausgehändigt. So erklärt sich auch die ständige Redewendung, daß jemand etwas „im Gute“ des N. N. zu fordern habe; es ist damit nichts anderes als eine Forderung an den Bauern gemeint, die im Gute zu holen war.

Sehr merkwürdig ist die Bezeichnung „Vorstand“ für eine Urkunde, durch die jemand ermächtigt wird, den Nachlaß eines verschollenen Verwandten gegen Sicherstellung der Ansprüche des etwa Zurückkehrenden oder eines sich meldenden Näherberechtigten an sich zu nehmen, wobei der Schöpfer sich gegen die eigene Verantwortlichkeit durch die Zusätze „treulich sonder Gefährde“ **) und „dem Amte, mir und den Meinen allewege unschädlich“ zu verwahren sucht.

Vom Eherecht abgesehen, macht sich das Eindringen des römischen Rechts kaum bemerkbar. Wenn eine Ehefrau eine fremde Verpflichtung übernimmt, so geschieht es „mit Verzeihung (Verzicht) aller ihrer weiblichen Gerechtigkeit, sonderlich aber des Senatus consulti Velleiani“, über dessen Inhalt die Frau, der natürlich ein Senatus consultum fremder war als ein böhmisches Dorf, vom Richter „zur Notdurft“ unterrichtet wird. Sonst ist von Begriffen und Ausdrücken des römischen Rechts kaum die Rede.

So erbt beim Tode der Mutter nach altem Sachsenrecht die Tochter, „das Mägdlein“, die „Gerade“. Die Bestandteile der Gerade werden meist einzeln aufgeführt. Es befinden sich darunter z. B. „5 Ellen mittlere Leinwand, 2 lange Maulschleier (!), 5 Stirntücher, 9 Paar Ärmel, 1 Schürze, 1 Hemd, 3 alte böse Tücher, dafür der Vater ein gutes geben will“.

Ein sorglicher Vater bestimmt, daß nach seinem Tode der älteste Sohn das Gut allein erben solle, weil er ihm „in seiner Haushaltung treulich beigestanden und kindliche Handreichung getan“, während der jüngere Sohn sich „aller Tätlichkeit und Unfugs wider ihn“ schuldig gemacht habe und überdies „blöden Gemüts“ sei, so daß er ihm das Gut nicht anvertrauen könne. Den Entschluß zu seiner letztwilligen Verfügung begründet er damit, daß er „nunmehr seine Zeit gelebet und Alters auch des zustehenden Hustens wegen sich nichts anderen denn eines seligen Sterbestündleins, welches ihm die heilige Dreifaltigkeit gnädiglich verleihen und geben wolle, zu versehen habe“.

Aber nicht bloß Testamente zeigen den religiösen Geist des Zeitalters, sondern auch gewöhnliche Verträge. Ein solcher schließt mit den Worten „Gott gebe den beiden Teilen dazu Gnad und Segen“. In den Gerichtsbüchern des Städtchens Hartha beginnen bis über den Dreißigjährigen Krieg hinaus alle Kaufverträge mit den Worten: „Im Namen der heiligen und hochgelobten Dreifaltigkeit“. Und wenn die Erben sich auseinandersetzen, so beginnt das Protokoll etwa mit den Worten: „Demnach unser lieber Gott nach seinem väterlichen Willen und Wohlgefallen Michel N. N.'s Ehefrau durch den zeitlichen Tod abgefördert“.

Hinterläßt ein Bauer außer seiner Witwe unmündige Kinder, so wird ihr öfters von den Vormündern der Kinder auf Zeit oder für immer das väter-

**) Wo ich wörtlich anführe, verwende ich der leichteren Lesbarkeit wegen in der Regel die heutige Rechtschreibung.

liche Gut überlassen, wogegen die Mutter sich verpflichtet, „die Kinder in Gottesfurcht zu erziehen“ und sie, nachdem sie „zu Ehren gereift sind“, auszustatten, z. B. mit „1 Scheffel gut Korn, 1 Viertel Bier, 1 Gebett Betten, oder dafür 2 neue Schock Groschen, und 1 Kuh“. Auch soll jedes Kind, „so es zu Weihnachten vom Dienste“ — bei einem anderen Bauern — „ziehen würde, im Gute 14 Tage lang Kost und Herberge haben; würde es aber sonst Leibesbeschwerung halber heimkommen, so soll es gleichfalls bis zu seiner Gesundheit mit Kost und Herberge versehen werden“.

Nach dem Tode einer Bäuerin bestimmt der Bauer: „Wenn er nach Gottes Willen mit Tode abginge, ehe ein Kind 12 Jahre seines Alters erreicht hätte und die Stiefmutter es nicht billig pflegte, sollen ihm jährlich 4 neue Schock zum Ziehgeld gereicht werden“.

Wird das Gut nach dem Tode des Vaters einem erwachsenen Sohne überlassen, so hat dieser gewöhnlich der Mutter im Gute „die Zeit ihres Lebens freie Herberge“ zu gewähren, sie „an seinem Tische zu haben und zu ernähren“ und „so sie lagerhaftig werden möchte, ihr auf seine Unkosten eine eigene Wärterin zu halten“. „Wenn aber“, so wird vorsichtig hinzugefügt, „Mutter und Sohn sich miteinander nicht vertragen und sie sich von seinem Tische absondern möchte, so soll der Sohn ihr nachverzeichnete Alimenta zu überreichen schuldig sein“. Ein solches Verzeichnis enthält in der Regel die Jahresmengen an Brot, Käse und Milch, die Ernte gewisser Obstbäume, die Benutzung einiger Gartenbeete, bestimmte Mengen Butter zum Kuchenbacken für Festtage, die Aussaat eines Viertels Lein, „wohin der Sohn ihn sät“, und „wozu die Mutter den Samen gibt“.

Über die Bestandteile der „Gerade“ vergleichen sich zuweilen Mutter und Sohn; sie fügen etwa hinzu: „Und soll nach der Mutter seligem Absterben kein Zank erfolgen, und soll der Sohn der Mutter Freundschaft mehr nicht zu geben schuldig sein, als der Mutter Kleider, ausgenommen den besten Mantel“.

In einem anderen Falle sorgen Mutter und Kinder bei der Erbteilung und dem Verkauf des väterlichen Gutes an einen Sohn für die kranke Tochter wie folgt: „Dem gebrechlichen Mägdlein hat die Mutter von ihrem Teil (ihrem Erb- und Kaufpreisanteil) sechs neue Schock zuvor genommen, und ist das gebrechliche Mägdlein damit versorget worden. Hierneben hat sich der Käufer verwilligt, seine gebrechliche Schwester weil (solange) sie lebt, im Gütlein zu behalten, und sie mit Essen, Trinken und anderer Notdurft zu versorgen. Dagegen er ihr Teil zu sich nehmen und ohne Zins gebrauchen mag, welches auch nach ihrem Tode, wenn derselbe nicht in zwei Jahren geschieht, gänzlich und vollständig an ihn kommen und fallen soll“.

Beim Kaufe eines Gutes wird auch darauf gesehen, daß der Käufer nicht zu viel auf einmal aus dem Gute zu entrichten hat. Das Kaufgeld, die „Hauptsumme“, wird meist in ein sofort oder binnen kurzer Zeit zu erlegendes „Angeld“ und in Teilzahlungen, „Erbegelder“, zerlegt, die auf eine Reihe von Jahren verteilt werden. Auch nicht zu viel Vieh darf dem Gute auf einmal

entzogen werden. Wenn Töchter des verstorbenen Bauern ihr Gut dem Stiefvater verkaufen, heißt es einmal: Es soll auch gegeben werden „jeder eine Kuh, der ältesten ihre auf Martini 1614, der jüngsten ihre auf Martini 1615. Behält aber der Besitzer des Guts dieselben im Stalle, soll er von jeder zwölf Groschen jährlich zu Zinse entrichten“.

Beim Verkaufe des Gutes an einen nicht zur Verwandtschaft gehörenden Erwerber wird „zur mehreren Bekräftigung“ des Vertragsabschlusses oft ein „Leikauf“, richtiger „Litkauf“ ***), vereinbart, den jeder in Höhe von etwa 12 Groschen zu zahlen hat; dieses Geld wird zu einem gemeinschaftlichen Trunke verwendet, an dem die Zeugen teilnehmen.

Genug der Beispiele! Sie zeigen hinlänglich, welche Fundgrube die Gerichtsbücher für die Erforschung des Lebens unserer Vorfahren darstellen. Mögen sie manchen Volksgenossen anregen, sich liebe- und verständnisvoll in sie zu vertiefen und aus ihnen für die Gegenwart zu lernen. Auch hier gilt das der Arbeit des Heimatschutzes vorleuchtende Dichterwort: „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!“

Herrnhut

Von Kurt Hager

Mit Aufnahmen des Heimatschutzes

Durch eines schönen Sonntags Frühe ging unser Weg an grünenden Wiesen und Wäldern vorüber dem Sausitzer Bergland entgegen in das feiertäglich stille Herrnhut.

Ich kann mir denken, daß für den, der dieses friedvolle Eiland zum ersten Male sieht, etwas von dem im Innersten aufkeimt, was wir am besten mit „Gottesnähe“ oder mit „Ewigkeitsgedanken“ erklären und benennen. Denn hier erlebt man auf Schritt und Tritt, daß der Geist sich den Körper baut, der dann seinen geistigen Gehalt umformt und umsetzt in werktätliches Schaffen. Hier wird einem offenbar, daß der Geist das Führende ist, eben jener Ewigkeitsgedanke, der alles in einer starken Konzentration dem einen großen, fernen Ziele, der Vollendung im Jenseits entgentreibt. —

Dieser in Jahrhunderten von der Zeit des schaffensfrohen und glaubensstarken Grafen Zinzendorf her wirksame Geist hat sich den Herrnhuter Menschen, die die Brüdergemeine bilden, in einer wundersamen Art aufgeprägt.

Und diese Menschen wiederum haben seit Jahrhunderten im Sinne des großen Zinzendorf gebaut und ein auch nach außen ansehnliches Gemeinwesen voll Ordnung und Sauberkeit geschaffen in Straßen und Plätzen, in lieben kleinen Bürgerhäusern oder verträumten Gartenhäuschen, in Faktoreien, Stiftsgebäuden und Erziehungsanstalten.

***) Jakob Grimm, a. a. O. S. 191.

Den Mittelpunkt des Gemeinwesens bildet das Gemeinhaus, an dessen Rückseite sich die 1756 erbaute Kirche anschließt, die nur mit einem Dachreiter geschmückt ist, also nach der Regel der Brüdergemeine des Turmes entbehrt.

Wir kamen gerade zur letzten Minute zum sonntäglichen Gottesdienst in die Kirche, als diese bereits mit einer andächtigen Gemeinde gefüllt war, die zu machtvoller Orgelbegleitung das Eingangslied sang.

Das Innere der Kirche gleicht eher einem großen Gemeinosaal. Die weite, freie Halle, die streng pietistisch in einem steifen aber edlen Stil ganz in Weiß gehalten ist, atmet soviel alte wohlgegründete Kultur, daß es abwegig sein



Abb. 1. Gemeinhaus Herrnhut mit Predigerwohnung und Schule;
anschließend der Kirchensaal. Vorn rechts das Zinzendorf-Herrschaftshaus

würde, das gemeinhin geltende Urteil von einer künstlerischen Passivität dieser sich nach außen nüchtern und anspruchslos gebenden Glaubenskämpfer anzuerkennen.

In diesem großen Raume ist manches schmucklos, aber nichts kulturlos. Alles ist raumtechnisch vorzüglich gestaltet, in der Linienführung streng und beherrscht, aber in der Harmonie der einzelnen Teile so abgewogen, daß hier ein besonderer Sinn für gerechtes Maß zu walten scheint. Die Emporen an den beiden Schmalseiten geben dem Raum stärkere Akzente. Die eine dient als Sänger- und Orgelempore, während die andere durch den Aufbau zweier, zu beiden Seiten angeordneter Betstübchen interessant aufgeteilt ist. Das Ent-

scheidende an diesem Raum ist aber die Gestaltung und rhythmische Anordnung der Fenster, die schlank und in feinsten Weise mit senkrechten und wagerechten Sprossen unterteilt nach oben streben. Die Fenster sind mit einem flachen Korbbogensturz abgeschlossen und in kunstvoller Weise mit weißen Faltenvorhängen geschmückt, die dem Raum etwas bürgerlich Behagliches, fast möchte man sagen Intimes geben, das aber durch die hohe Würde, die Farbe und Form des Raumes ausstrahlen, geadelt wird.

Die große Orgel erfüllte die Weite des Kirchensaales mit vollen Harmonien, die sich in rauschenden Akkorden in den hohen Tönen der weißen



Abb. 2. Herrnhut. Häuser in der Dürningerstraße aus dem 18. Jahrhundert

Stuckdecke fingen. Wenn die Gemeinde sang, so war das insgesamt eine disziplinierte Kundgebung zum Preise des Höchsten in gläubigem Ausblick zu Gott, wie man sie in einem öffentlichen Gottesdienst an anderer Stelle nicht so leicht erlebt.

Die Hymnen, die vor der Predigt von einem Chor von Männern und Frauen der Brüdergemeinde a capella gesungen wurden, waren von tiefster Empfindung beseelt und schlechthin meisterlich zum Vortrag gebracht. Sie taten bei der glänzenden Akustik des hohen Raumes eine geradezu bezaubernde Wirkung und machten die Herzen empfängsbereit für das Gotteswort, das der Prediger darbot.



Abb. 3. Herrnhut. Ein Gartenhaus in einem Dürningerschen Garten



Abb. 4. Herrnhuter Gartenhaus

Dieser saß vom Beginn des Gottesdienstes an im bürgerlich schwarzen Rock (nicht im Talar) gleichsam als Präses einer hochwürdigen Versammlung in einem imponierenden Barockstuhl am Rednerpult auf einer kleinen Estrade an der einen Längswand des Kirchensaales. Er hielt, am Rednerpult stehend, die Predigt, die mit tiefster Überzeugung, für meine Begriffe vielleicht etwas zu lehrhaft vorgetragen wurde, ohne begeisternd zu wirken, dafür aber wohl in ihrer sicheren und bedachten Art um so tiefer an die Herzen greifend, da die Versammlung ihr ganz offenbar mit vollster Hingabe folgte.



Abb. 5. Herrnhut. Die Kirche

Ich selbst konnte mich nicht so streng auf die Worte des Predigers konzentrieren, denn zu viel Neues und Eigenartiges, das mit den pietistischen oder — wohl richtiger — typisch Herrnhuter Gebräuchen verknüpft ist, lenkte meine Aufmerksamkeit ab.

Zunächst der Raum als solcher, der in seiner, der besonderen Verwendung angepaßten Einteilung und Gestaltung dem suchenden Auge immer neue Offenbarungen brachte. Bald ruhte der Blick auf den hohen, fein profilierten Kehlen der Decke, von der alte kostbare, ungemein reizvoll und originell gestaltete Bronzelleuchter herabhängen, die den berühmten Leuchtern des Wittums-Palais in Weimar als Modell gedient haben könnten; bald auf der starken und straffen Querteilung der Emporen mit den feierlichen Betstübchen; bald

auf den hohen, wohl dimensionierten und in vollendetem Rhythmus angeordneten Fenstern, die eine Fülle von Licht in das Innere lassen.

In der Gesamthaltung die architektonischen Formen des bürgerlichen Barocks zeigend, ist der Raum, in merkwürdig starkem Einklang mit annehmbar holländischen Vorbildern, auf das Glücklichsste beherrscht von einer gar feinen und zurückhaltenden Geste völlig unkomplizierter, kinderreiner Empfindung.

Aber das Wesentlichste an diesem Gesamteindruck eines großen Erlebnisses waren doch die Menschen, die gläubige Gemeinde, auf die wir von



Abb. 6. Herrnhut. Der große Kirchensaal, Blick zu den Emporen

unseren unter der Orgelempore befindlichen Seitensitzen aus einen gar trefflichen Aspekt hatten. Es war überraschend und bezwingend, in einem so kleinen Gemeinwesen von noch nicht 1500 Einwohnern einem Parkett von soviel ausgesprochenen Persönlichkeiten, so ausgeprägten Charakteren gegenüber zu sitzen, deren Studium einen Eduard von Gebhard, den großen Maler deutscher Glaubensempfindung, begeistert hätte. In Front vor uns auf den ersten Bänken saßen acht ehrwürdige Greise, deren jeder durch den seelischen Ausdruck gespannter Hingabe und durch die markante Form des Profils an die biblischen Charakterköpfe erinnerte, wie sie uns der große Albrecht Dürer in den Zeichnungen seiner Apostelköpfe überliefert hat. Wir hielten die würdigen Männer für Mitglieder des Presbyteriums, eines Rates der Ältesten,

hörten aber nachher, daß sich die alten Herren, nur um besser hören zu können, auf die vorderen Plätze gesetzt hätten.

Diese so bescheiden erteilte, trockene Auskunft enttäuschte uns keineswegs; im Gegenteil, sie steigerte unsere Achtung vor diesem in Erscheinung, Haltung und Ausdruck hochwertigen Menschentyp, den eine Jahrhunderte alte Geisteszucht und Überlieferung geprägt haben. Es dünkte uns als ein großer Gewinn für Land und Volk, soviel gutes Menschentum auf engem Raum vereint zu wissen. Denn wenn je, wurde es uns hier offenbar, daß Festhalten an der Väter Erbe und Gottesglauben die köstlichsten Quellen sind, aus denen sich Werden, Sein und Gedeihen des Volkes nähren.



Abb. 7. Aus dem großen Kirchensaal der Herrnhuter Gemeinde

Die Geschlechter sitzen, altem Brauch entsprechend, getrennt, rechts die männlichen Mitglieder der Gemeinde, links die Mädchen und Frauen, unter diesen viel ehrwürdiges Matronentum. Ganz reizend ist die Sitte, daß die Frauen und Mädchen der Brüdergemeinde weiße Batisthäubchen tragen, die mit einem Bande unter dem Kinn gehalten werden. Dieses Band ist bei den Mädchen rosa, bei den Frauen blau und bei den Witwen weiß; ein wunderschöner Beweis von deutschem Volkes Brauchtum. —

Als wir dann, erbaut von dem Gesehenen, unter den Schlußakkorden der Orgel hinaustraten in die grünende Natur, erschien uns schon alles viel vertrauter. Die freundlichen Männer der Brüdergemeinde, die nicht müde wurden, uns auf unsere vielen Fragen zu antworten, führten uns durch



Abb. 8. Herrnhut. Von der Berthelsdorfer Straße, im Hintergrund die Kirche



Abb. 9. Zinzendorfgräber. Friedhof unter Linden in Herrnhut

stille, verträumte Gassen hinauf zum Hutberg, wo sich zu Füßen eines Aussichtstempels der Gottesacker befindet, dessen gärtnerischer Schmuck sich auf schöne Lindenalleen beschränkt, die im Geschmack des 18. Jahrhunderts gestutzt sind. Zu deren beiden Seiten liegen die Grabstellen: einfache, völlig einheitlich gestaltete, in Reih' und Glied liegende flache Grabplatten, die in ihrer lapidaren Kargheit eine nicht gewöhnliche steinerne Chronik der Brüderunität darstellen. Erst beim Studium der Namen dieser Glaubenskämpfer, die auch hier nach Geschlechtern getrennt ruhen, wird einem die weltumspannende Bedeutung der Arbeit des Grafen Zinzendorf und seiner Brüderunität gegenwärtig, denn hier finden sich Namen von Männern aus aller

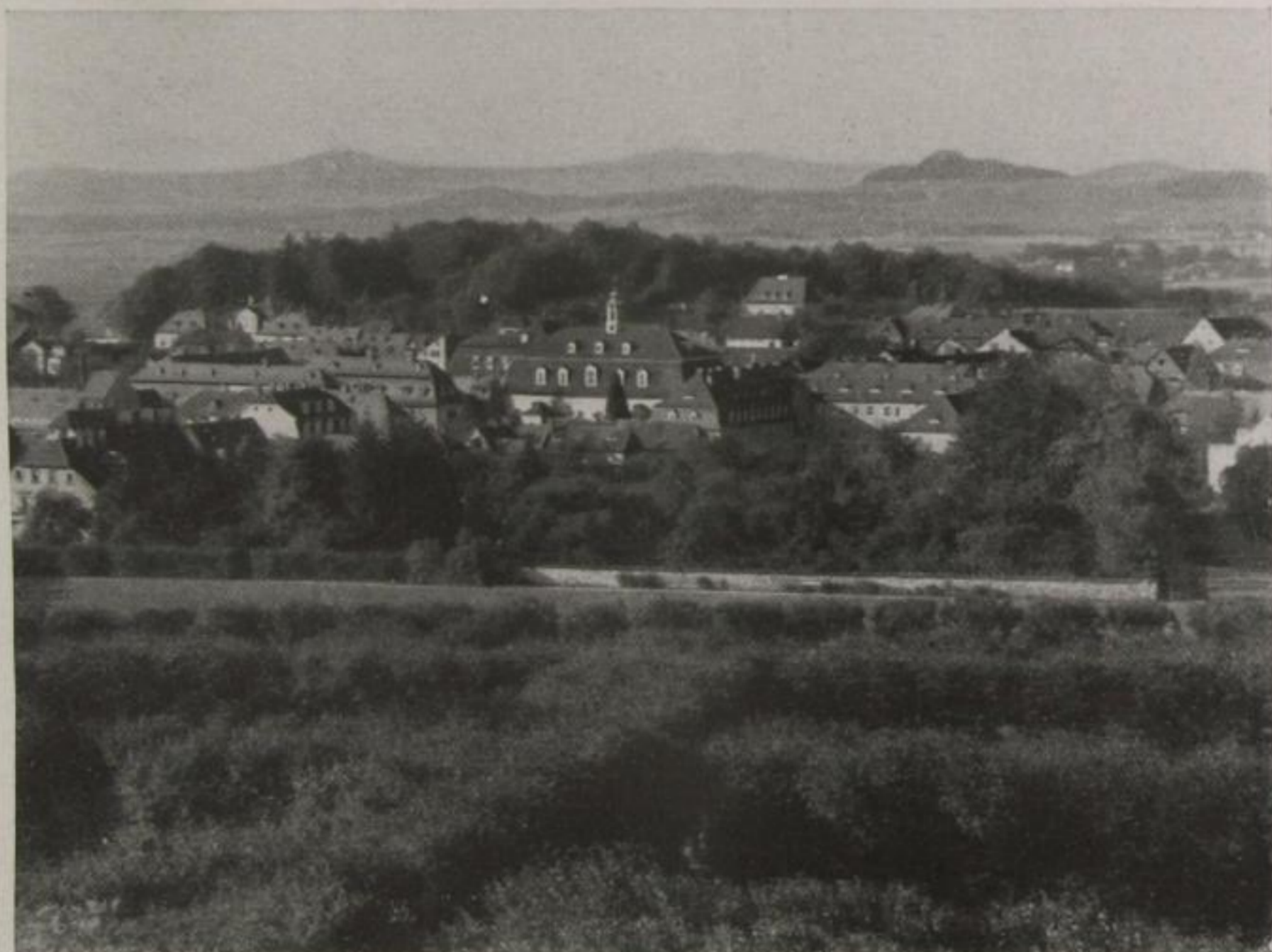


Abb. 10. Herrnhut. Blick vom „Altan“ des Hutberges auf Herrnhut mit der Lausche

Herren Ländern, aus Frankreich, England, der Schweiz, den Niederlanden, aus Dänemark, Schweden, Polen usw.

Auf dem Gottesacker hat auch Graf Zinzendorf seine Ruhestätte gefunden, neben ihm an der einen Seite seine erste Gemahlin, eine Gräfin Reuß; an der anderen Seite seine ihm später — nach der damaligen Etikette zur linken Hand — angetraute Frau, Anna Nitschmann, ein mährisches Bauernmädchen, das sich durch Eifer und Hingabe an die heilige Sache der Unität so große Verdienste erwarb, daß ihr Name bei der Brüdergemeine noch heute in lebendigster und dankbarster Erinnerung ist.

Es hat etwas Rührendes, zu denken, daß der edle Graf, der als Reichsunmittelbarer zur damaligen Zeit fürstliches Ansehen genoß, nicht zögerte,



Abb. 11. Herrnhut
Denkstein zur Erinnerung an das Fällen des ersten Baumes zum Aufbau Herrnhuts

ein einfaches Bauernmädchen allein um ihrer weiblichen Tugenden und ihrer lauterer Frömmigkeit willen zu sich heraufzuheben. Er, der nicht nur durch seine hohe Geburt ausgezeichnet war, sondern auch auf Grund weiter Reisen in fernen Erdteilen das Maß der Bildung und Erfahrung seiner Zeitgenossen weit überragte, so daß er vielleicht den Namen eines großen Europäers verdient, hat sich mit dieser Tat den höchsten Schmuck reinen Menschentums erworben.

Solche Gedanken bewegten uns, als wir lange an seinem Grabe verweilten, das ebenso wie das seiner beiden Frauen ein erhöhter Grabstein bezeichnet, der aber auch die herrschende Grundform der Grabplatte betont.



Abb. 12. Der alte kleine Betsaal der Herrnhuter Gemeinde im Gemeindehaus am „Platz“

Wir gingen durch den von einer dichten Hecke umgebenen Friedhof und stiegen wenige Schritte hinan zur Kuppe des Hutberges, um von der Plattform der Aussichtswarte wie von einem fürstlichen Altan herab die lieblichste Aussicht über das leichtgewellte Sausitzer Bergland zu genießen. Zu Füßen des Hutberges, nach Nordosten, liegt Berthelsdorf, das Gut des Grafen Sinzendorf, wo im Jahre 1722 unter seinem Schutze die Unität der Böhmischnährischen Brüder gegründet wurde. Die bedeutendste Gestalt dieser Mährischen Exulanten war wohl der Zimmermann Christian David, der den ersten Baum fällte zum Aufbau der neuen Siedlung am Hutberg auf Berthelsdorfer Flur.

Wir hörten noch mehr über den weitreichenden, weltweiten Einfluß der Unität, über ihren ausgedehnten Grundbesitz und dessen Verwaltung, über



Abb. 13. Herrnhut. Die Orgel im kleinen Betstuhl

die Niederlassungen in Deutschland (Niesky O.-L., Gnadenfrei (Schl.), Gnadau, Ebersdorf (Reuß), Neudietendorf, Bad Boll i. Württ. u. a.), in England und Amerika, über ihre Missionstätigkeit in Labrador und Grönland unter den Eskimos, in Nord-Amerika unter den Indianern und unter den Negerklaven an der Küste von Niederländisch-Guayana (Surinam). —

Wir sahen dann am „Platz“ das Gemeinhaus mit dem alten, nüchternen, aber durch die Überlieferung geweihten Gemeinfaal, in dem vor der Errichtung der Kirche die Gottesdienste stattfanden, und weiter das in edlem Barockstil errichtete Herrschaftshaus — mit dem hohen, auch den altbrüderischen Ge-



Abb. 14. Herrnhut. Das Zinzendorf-Herrschaftshaus vom Garten aus

meinbauten eigentümlichen Mansardendach — und seinen großen Park, der sich fast unmerklich in ein wunderliebliches Tal mit Weihern und Wäldchen verliert.

Unsere Zeit war schon weit vorgeschritten, so daß wir nur einen flüchtigen Blick in den an der Hauptstraße gelegenen „Dogtshof“ tun konnten, ein durch seine leichten Bürgerbarockformen bestechendes Bauwerk, das wohl als markanteste architektonische Schöpfung in dem so reichen Ortsbilde gelten muß. Das Gebäude beherbergt die Verwaltungszentrale der Unität. Im Sitzungssaale hängen schöne Bilder des Grafen Zinzendorf und seiner Familie, sowie ein besonders wertvolles Bild von der Hand Anton Graffs, das den bekannten Bischof der Brüdergemeine, August Gottlieb Spangenberg, darstellt; ein ganz



Abb. 15. Herrnhut. Gartenseite im Dogtshof



Abb. 16. Herrnhut. Treppenhaus im Dogtshof



Abb. 17. Herrnhut. Diasporahaus. Blick in den Garten durch den Gang des Hinterhauses



Abb. 18. Herrnhut. Ehemaliges Wohnzimmer von Anna Nitschmann im Diasporahaus

herrliches Kunstwerk, das einen Zeitgenossen in einem Brief an Savater zu den begeistertsten Worten hinriß: „Sieh, Savater, so sieht ein Christ aus“. Und in der Tat gilt auch uns dieses Bildnis als die schlechthin vollkommenste Ausprägung des Herrnhuter Menschen, als eine wunderbare Synthese von Festigkeit und Güte, von Lebens- und Ewigkeitskraft. —

Bevor wir zu später Mittagsrast in den wohltemperierten, freundlichen Gasthof der Brüdergemeine gingen, konnten wir noch in einem der alten Lausitzer Bürgerhäuser über knarrende, steile Holztreppen hinweg die beiden



Abb. 19. Herrnhut. Hof des Diasporahauses, in welchem Anna Nitschmann lebte

puritanisch einfachen Dachstübchen betreten, die als ein Vermächtnis in dem alten Zustande aus der Zeit gehalten werden, während der Anna Nitschmann als treue Hüterin und Verwalterin dort hauste.

Es erschien uns an dieser Stätte als ein glückhaftes Symbol der Einheit, der Unität, des Gemeinschaftsgedankens, daß wir dem Genius einer einfachen Frau aus dem Dolke, der heute noch eine Gemeinde von 40 000 Seelen Verehrung zollt, eine stille Huldigung darbringen konnten, indem wir den Segen ihres Zusammenwirkens mit einem großgesinnten Edlen für das Werk der Brüdergemeine verspürten. — — —

Wenn wir daheim das Gesehene und Erlebte überdenken, wundern wir uns, wieviel Neues, Unentdecktes, Eigenartiges doch so dicht an den ausgetretenen Geleisen der großen Landstraßen liegt, räumlich uns so nah und doch erst im innersten Kern — halb durch Zufall, halb durch Entdeckersehnsucht — uns erschlossen. Denn der Eindruck, den uns der Besuch dieses kleinen Erdenflecks machte, war, als ob wir in eine völlig fremde Welt untergetaucht wären. Das, was wir dort erlebten, hat für uns so sehr die Wirkung des Einmaligen, Außergewöhnlichen gehabt, daß wir in unserer Erinnerung weit zurückgehen müssen, um auf etwas zu stoßen, das uns ähnlich Stimmungsvolles und Einprägsames vermittelt hätte.

Wie die Phantasie nachhaltig weiter spinnt, wenn wir etwa an das schroffe Felsmassiv des nordischen Helgoland oder an die aufgelockerte süd-

liche Pracht Venedigs denken, beides Stätten selten anzutreffender Einheitlichkeit von Volks- und Landschafts-Charakter, von Form- und Ausdruckswillen, so kehren unsere Gedanken mit den gleichen Empfindungen auch zu der großen Einheit der Lebensform zurück, wie wir sie in der Unität der Brüdergemeine nach innen und außen verkörpert finden.

Der naturgemäße Wirtschaftswald

1926 erschien im Verlag von J. Neumann-Neudamm ein forstwirtschaftliches Werk von Forstmeister Krußsch mit vier farbigen Karten und 20 Stereobildern, darunter vier Luftbildaufnahmen, unter dem Titel „Bärenthoren 1924“. Für den weiten Laienkreis kein aufschlußreicher Titel, für den literarisch interessierten Forstmann indessen einer, der ihn aufhorchen machte, war doch das so benannte Forstrevier durch eine Veröffentlichung des Oberforstmeisters Prof. Dr. Möller „Kiefern-Dauerwaldwirtschaft. Untersuchungen aus der Forst des Kammerherrn v. Kalitsch in Bärenthoren, Kreis Zerbst“ im Jahre 1920 weithin in Forstkreisen bekannt geworden. Um dem lebhaften „Für und Wider“ um die Möllerschen Schlußfolgerungen eine sichere Grundlage zu geben, beauftragte das sächsische Forsteinrichtungsamt Dresden 1923 den damaligen sächsischen Oberförster Krußsch mit einer Neuaufnahme des Reviers Bärenthoren. Wenn die preußische und sächsische Staatsforstverwaltung die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft und der Reichsforstwirtschaftsrat die Drucklegung des tabellenreichen Werkes ermöglicht haben, so geht daraus schon seine Bedeutung hervor.

Hatte Krußsch damit „über die Grundlagen und die Leistung des Bärenthorener Betriebes sowie seine typischen Unterschiede vom bisherigen Brauch der Bestandserziehung Klarheit geschaffen“, so hielt er mit seinem Gesamturteil doch noch zurück, bis ihm nun ein Jahrzehnt später, während dessen die dortige Gesamternte einwandfrei verbucht ist, die Möglichkeit wurde, gemeinsam mit Oberförster Dr. Weck in dem Buche „Bärenthoren 1934“ mit dem vielsagenden Untertitel „Der naturgemäße Wirtschaftswald“ (wiederum im Verlag J. Neumann-Neudamm 1935)*) nunmehr sichere Schlußfolgerungen in wirtschaftlicher wie wissenschaftlich-biologischer Beziehung aus der Waldwirtschaft des Herrn v. Kalitsch zu ziehen. Es steht dem Berichterstatter nicht an, als Nichtforstmann zu den forstwirtschaftlichen Teilen der beiden engst verbundenen, trefflich ausgestatteten Bücher Stellung zu nehmen, wozu die Fachkreise sich die Veranlassung nicht entgehen lassen werden; um so mehr gilt es, die bedeutsamen Schlußfolgerungen der Verfasser hier in den Blättern des Sächsischen Heimatschutzes herauszuheben, gilt doch auch deren Arbeit dem Schutz des deutschen Waldes, der Förderung des deutschen Dauerwaldes an Stelle der noch viel zu häufigen öden „Holzfarmen“, wie Krußsch treffend die Kiefern- und Fichtenmonokulturen im Kahlschlagbetrieb bezeichnet.

*) Preis in Leinen gebunden 7.— RM.

„Das Einzigartige an der Bärenthorener Wirtschaft, sagen die Verfasser, ist die 50 Jahre lang unbeirrt durchgeführte Pflege aller Produktionsfaktoren:

A. Pflege der Waldklimas: durch Vermeidung aller Kahlschläge, plötzlicher Eingriffe, seitlicher Öffnung (Stetigkeit der Wirtschaft).

B. Pflege des Bodens: 1. durch Vermeidung von Streu-, Reisig- und Stockholznutzung; 2. durch Vermeidung von Waldweide und Waldgräserei.

C. Pflege des Vorrates: 1. durch Erhebung der Ernte lediglich durch stammweise Entnahme des jeweils schlechtesten Materials; 2. durch Kurzhaltung des Nutzwildes; 3. durch Einbringung von Mischhölzern, nachdem hierfür durch langjährige Pflege der Produktionsfaktoren die Voraussetzungen geschaffen worden sind.“

Es ist für die biologisch eingestellten Leser ein hoher Genuß, den Ausführungen über Entstehung, Auswirkung, Bedeutung des Waldklimas zu folgen, die besinnlich machen über die Art und Weise, wie sich „der Mensch in die ursprüngliche Waldlandschaft hineinfrißt wie die Motte in den Pelz“, über die verhängnisvolle Verlängerung der Kampffronten zwischen Wald und Kultursteppe durch technische Anlagen, Siedlungen, Straßen- und Bahnbau, Starkstromanlagen, die Beeinflussung des örtlichen „Mikroklimas“ wie des Klimas in weiterem Sinne sich unterrichtet zu sehen. Gleich wertvoll sind die Ausführungen über die Bodenpflege, die Gefahren der Bodenverarmung, insbesondere durch Streuentnahme in Reinbeständen von Fichte, Kiefer und teilweise auch Buche, über die durch Reinbestände bedingte Rohhumusbildung, über der die Niederschläge ablaufen, und über die Gefährdung der ganzen Wasserwirtschaft. Was dabei die vielgeübte Stockrodung für die Bewurzelung des Nachwuchses zu bedeuten hat, wird vielen etwas Neues sein, wie der zweifelhafte volkswirtschaftliche Wert einer Verquickung von Land- und Forstwirtschaft durch Weidengang und Waldgräserei.

Bei der Vorratspflege wird nachgewiesen, wie der Urwald keineswegs das Ideal des Wirtschaftswaldes darstellt — hier herrscht eine gewisse Stagnation aller Lebensvorgänge; demgegenüber gilt es, für alle Glieder der Waldgemeinschaft naturgemäße beste Lebensbedingungen zu schaffen. Weder einseitig überalterter Menschen- noch überalterter Baumbestand sind volkswirtschaftlich zuträglich. Im Wald ist das jeweils Minderwertige zu Gunsten des gesunden Hochwertigen auszuschalten, nicht Hiebsreife des Bestandes, sondern Hiebsreife des einzelnen Bestandsmitgliedes ist Maßstab der Ausschaltung, die das jeweils schlechteste Material betrifft. Darunter fallen in erster Linie standortungemäße Holzarten und Klimarassen.

Was die Verfasser über die Fauna des Waldes zu sagen wissen, hat im neuesten Jagdgesetz endlich erfreuliche Vorwegnahme zu einem guten Teil gefunden. Es wird nicht leicht sein, das natürliche Gleichgewicht zwischen Nutzwild und Raubwild, das allzulange tief gestört war, wiederherzustellen, der aus dem Wald weitgehend vertriebenen Vogelwelt wieder natürliche Vermehrungsmöglichkeit zu schaffen etwa über künstliche Nistgelegenheiten zur

schließlichen Wiedereinbringung von Wildobstbäumen und -sträuchern. Das verspricht mehr Dauererfolg als die groteske Giftbestäubung vom Flugzeug aus, die Gewolltes und Ungewolltes mit vernichtet! Treffend charakterisiert ist die biologische — floristische wie faunistische — Verarmung im schlagweisen Holzartenarmen Hochwald gegenüber dem naturgemäßen Wirtschaftswald, dem mühevoll wieder herzustellenden Mischwald.

„In solchem Wald ist die volle Ausnutzung aller Standortsfaktoren jederzeit gegeben. Boden und Luftraum sind mit produzierenden Organen denkbar vollkommen ausgefüllt. Das Waldklima ist nirgends gestört. Eine Unstetigkeit gibt es nicht mehr. Das Bild der Bodenflora erfährt ebenfalls keine schroffen Wandlungen. Alle sonst nacheinander in einer Sukzession vorkommenden Pflanzen treten in lockerem Verband gleichzeitig nebeneinander auf. Der Jahrringaufbau der im naturgemäßen Wirtschaftswald erwachsenden Stämme weist eine von derjenigen der auf der Kahlsfläche erwachsenden Stämme grundsätzlich abweichende Struktur auf. Der Kern ist engringig und fest, der Mantel weist Jahresringe von gleichbleibender Breite auf. Diese Struktur ergibt eine ungleich höhere Elastizität und damit bessere Sicherung gegen die klimatischen Gefahren als diejenige des auf der Freifläche erwachsenen Stammes“.

Was in Folgerung all dieser Gesichtspunkte Grundsätzliches über „die praktische Durchführung einer naturgemäßen Waldwirtschaft in Deutschland“ gesagt wird, ließe sich im Speziellen als ein unentbehrlicher Katechismus für die Hüter der bewaldeten Naturschutzgebiete bezeichnen; hier in unserer engeren Heimat einen Mann von so hohem biologischem Verständnis als freiwilligen Betreuer kostbaren Gutes zu besitzen wie Forstmeister Krußsch, für den sein beispielhaft schönes Revier Bärenfels im Erzgebirge zeugt, ist ein hochzuwertendes Glück des Sächsischen Heimatschutzes. Heinrich Kraft.

Türstöcke aus der Südlausitz

In den Jahren 1730 bis etwa 1830 blühte in den Grenzdörfern des Zittauer Gebirges die Sandsteinverwertung zu Türstöcken, Platten, Schwellen und Bausteinen. Waltersdorf konnte als Mittelpunkt dieses Erwerbszweiges angesehen werden. Die künstlerischen Anregungen dürften böhmische Exulanten mitgebracht haben, die in jener Zeit in der Südlausitz angesiedelt wurden (Meister Heller und Sohn, Steinmeß Florig und andere). Die Erzeugnisse dieser Meister gingen bis weit in die Dörfer der oberen Spree. Die Steinmeßen haben bedauerlicherweise keine Werkzeichen angebracht, so daß nicht mehr festgestellt werden kann, wer die einzelnen Türstöcke schuf. Möglicherweise könnten die verschiedenen Ornamente der Sockelsteine als Kennmarke angesprochen werden. Sollten Nachkommen der Steinmeßen: Heller, Florig, Gulich, Köcher, Palme, Maschke, Zschierlich, Lehmann, Engler oder Krause bei etwaigen Ahnenforschungen feststellen, daß ihr Ahne ein



Abb. 1. Waltersdorf. Nr. 166



Abb. 2. Waltersdorf. Nr. 200



Abb. 3. Großschönau O.-L. Nr. 579. Gurlitt, Portal in reizvollem Rokoko
 Monogramm J. G. K. heißt: Johann George Kittel



Abb. 4. Waltersdorf. Nr. 301. (Heudorf)



Abb. 5. Waltersdorf. Nr. 289. (Neudorf)



Abb. 6. Waltersdorf. Nr. 280. (Neudorf)



Abb. 7. Großschönau, Spenaust. 4. Monogramm: Christian David Waentig

bestimmtes Steinmezzeichen geführt hat, dann bitten wir, dies Herrn Lehrer Karl Linke in Waltersdorf in der Lausitz, der diese köstlichen Bilder schuf und sich der Geschichtsforschung dieses abgestorbenen Erwerbszweiges angenommen hat, mitzuteilen.

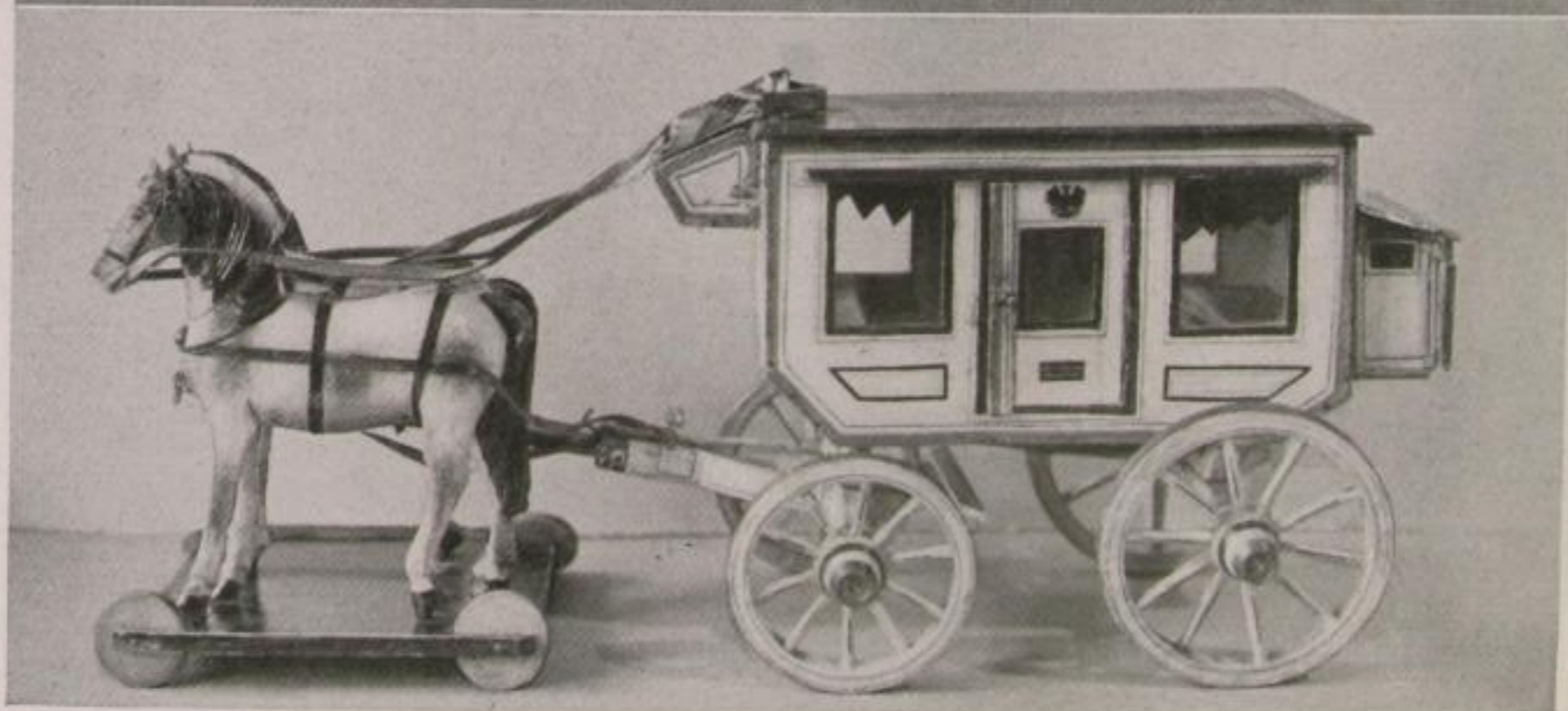
Aus dem Oskar-Seyffert-Museum, Landesmuseum für Sächsische Volkskunst

In freier Reihenfolge werden wir von jetzt an Kostproben alter und neuer Volkskunst bringen. Wir wissen, daß die Bilder nicht nur viel Freude, sondern auch viel Anregung geben werden.

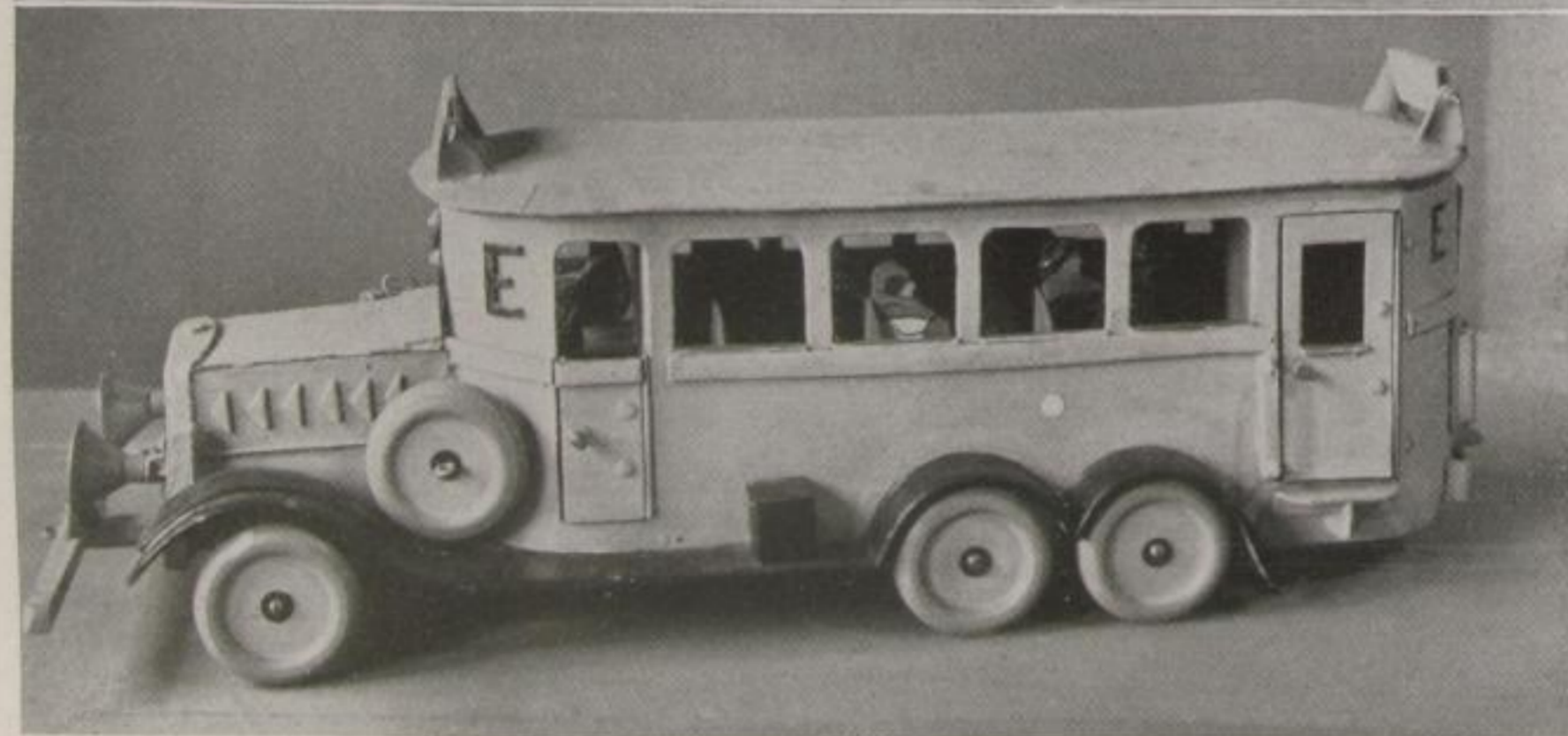
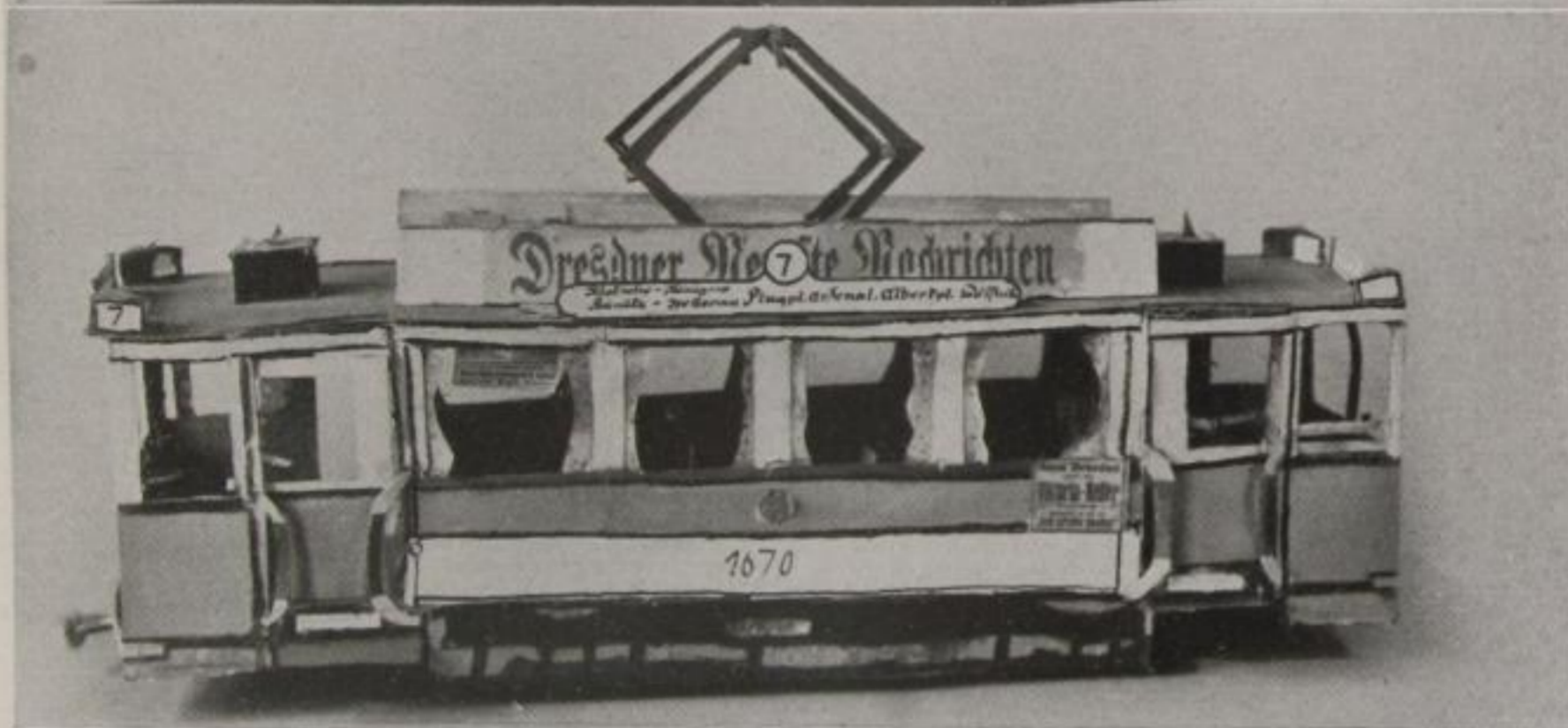
Wir fangen, ein Zufall hat es gewollt, mit Spielzeug an.

Abbildung 1 zeigt eine königliche Equipage (19. Jahrhundert), Abbildung 2 einen Kaufmannswagen und Abbildung 3 eine Postkutsche, die fleißige Väter für ihre artigen Kinder hergestellt haben. Abbildung 4 bringt einen Bierwagen „Waldschlößchen“, von Angestellten dieser Brauerei geschaffen. Es folgen Abbildung 5, eine Dresdner Straßenbahn, von einem 13jährigen Jungen aus Papier und Abbildung 6 ein Autobus, von einem Vater für sein Kind gemacht. Mit all diesen Wagen kann man in das Kinderparadies fahren. Wir brauchen heute keine Siebenmeilenstiefel mehr, um dorthin zu gelangen. Morgen kommt das Luftschiff an die Reihe: die Volkskunst ist kein aussterbender Begriff und bedeutet lebendiges Schaffen.

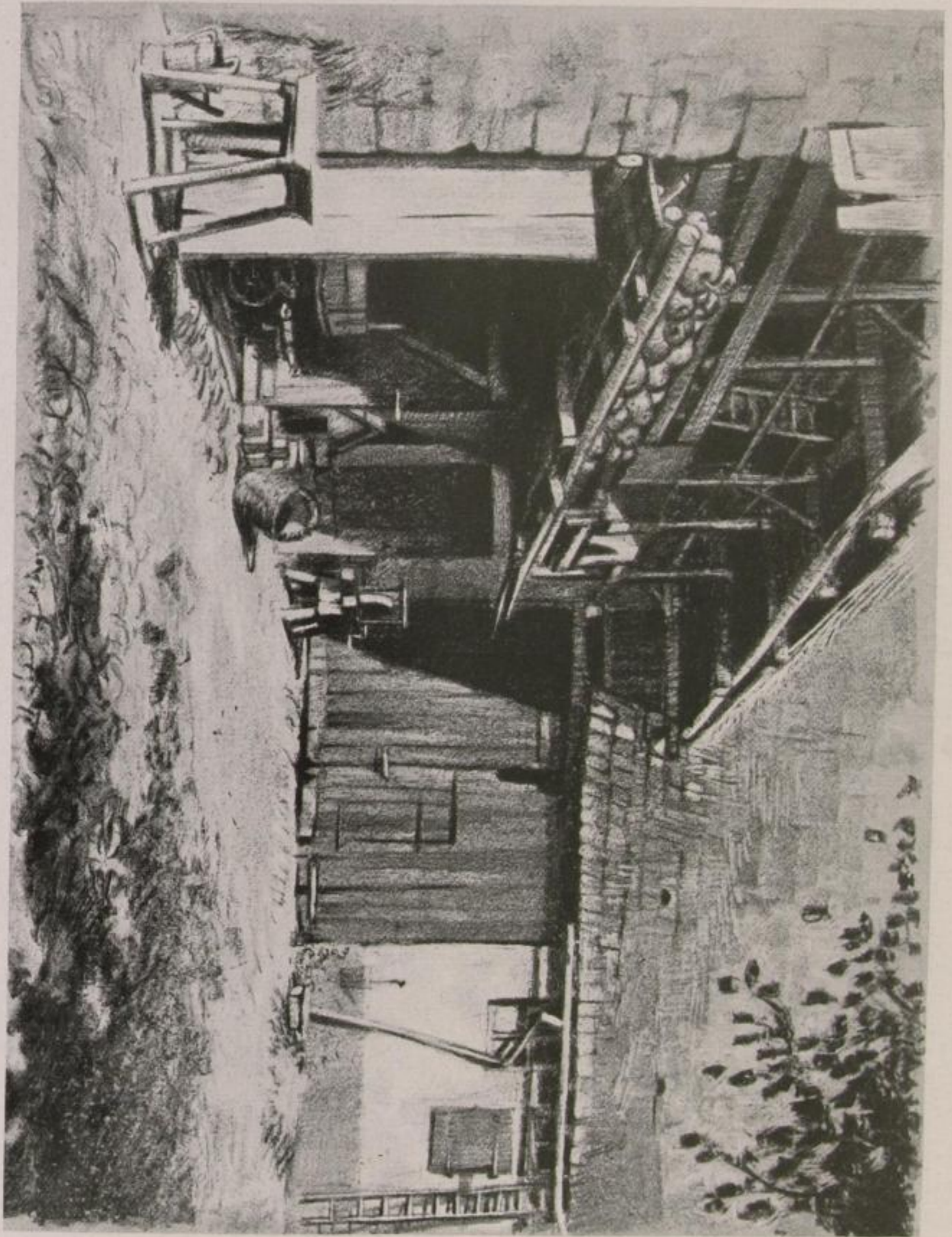
O. S.



Abbildungen 1—3



Abbildungen 4—6



Alter Hof in Salschwitz. Nach einer Zeichnung von Rolf Ricken

Bücherbesprechungen

Lothar Enderlein, **Kloster Grünhain** (Zisterzienser) im westlichen Erzgebirge. Besitz, Herrschaftsbildung und siedlungsgeschichtliche Bedeutung. Leipziger Dissertation Glückauf-Verlag, Schwarzenberg i. Sa. 1934. 224 S. 8°. Preis 8.50 RM.

Eine gelehrte Arbeit, die zugleich ein echtes Heimatbuch ist, ein bisher seltner Fall! Doch das, was wir Heimatfreunde brauchen: gut lesbare Darstellung, verbunden mit wissenschaftlicher Zuverlässigkeit. Das beste Gegenmittel gegen die allzu vielen Erzeugnisse eines gutgemeinten Dilettantismus, der gerade auf dem Gebiete der Heimatgeschichte so reichlich blüht. Ein bedeutsames Teilgebiet der Geschichte unseres Erzgebirges wird von Enderlein nach allen Richtungen gründlich durchforscht und, soweit dies bei dem kümmerlichen Stande der Überlieferung möglich war, erhellt. Wer heute die geringen Reste der Abtei Grünhain aufsucht, der kann sich kaum vorstellen, daß hier einst der Mittelpunkt eines geistlichen Fürstentums war, ein Ausgangspunkt für deutsche Wirtschaft und Kultur im mittleren Erzgebirge. Diese Bedeutung der vormaligen Klosterherrschaft hat der Verfasser eingehend klargestellt und im 2. Abschnitt seiner Arbeit „Grundzüge der klösterlichen Verfassung und Verwaltung“ und im 4. Teil „Das Schaffen Grünhains und seine siedlungsgeschichtliche und kulturelle Bedeutung“. Mehr für den Fachmann bestimmt sind die beiden anderen Kapitel „Entstehung des Klosters Grünhain“ und „Geschichte des klösterlichen Besitzes Grünhains nach Besitzgebieten“. Aber gerade diesem Abschnitt über den Grundbesitz des Klosters kommt besondere Bedeutung zu im Sinne des Grenzlandgedankens. Denn der Klosterbesitz lag zu beiden Seiten der heutigen Grenze gegen Böhmen. Aber nur die böhmische Pflanzung Schlettau kam (bereits im 15. Jahrhundert) an Sachsen, der übrige böhmische Grünhainer Besitz, z. B. bei Kaaden, ging durch den Schmalkaldischen Krieg verloren. Damit rissen wertvolle kulturelle Bindungen zwischen dem deutschen Volksboden diesseits und jenseits der Grenze ab. Schwanden schon im sächsischen Erzgebirge die Erinnerungen an die alte Klosterherrschaft — eine Folge der Reformation —, so war dies im katholischen Böhmen noch viel mehr der Fall. Die Vernichtung des Urkundenbesitzes des Klosters Grünhain beim Hussiteneinfall (1429) und durch die Reformation hatte bisher die Forschung abgeschreckt, sich eingehend mit diesem schwierigen Kapitel unserer Heimatgeschichte zu befassen, umso höher ist darum die selbstlose Forschungsarbeit Enderleins anzuerkennen. Wertvoll für die im Dritten Reich so bedeutsame Sippenforschung ist das umfangreiche Personenverzeichnis am Ende des Buches. Sehr anzuerkennen ist der Opfergeist des Glückaufverlags, der das Buch außergewöhnlich reich mit guten Bildern ausgestattet und es dadurch noch mehr zum Heimatbuch gemacht hat. Außerdem hat sich der Verlag ein weiteres großes Verdienst um unsere Heimatgeschichte erworben durch die Ausgrabungen der Reste der Grünhainer Klosterkirche. Rolf Naumann.

Meyers Reisebücher: **Erzgebirge, Vogtland und Nordwestböhmen**. Mit 9 Karten, 8 Plänen, 2 Rundsichten und 12 Bildtafeln. 4. neubearbeitete und verbesserte Auflage 1936. Preis 3.80 RM gebunden. Verlag: Bibliographisches Institut AG., Leipzig.

Meyers Reisebücher zeichnen sich von jeher durch die Zuverlässigkeit ihrer Textbearbeitung und durch die Genauigkeit und den Farbenreichtum ihrer Karten aus. Wir begrüßen es deshalb besonders, daß in dieser Sammlung der Führer durch das Erzgebirge jetzt in neuer Bearbeitung erschienen ist. Schon der bunte Umschlag und die bildliche Ausstattung dieses Bandes stimmen zu fröhlicher Reise. Gut gewählte Aufnahmen zeigen die landschaftliche Schönheit des Reisegebietes, das sich über das Erzgebirge und Vogtland mit dem touristisch reizvollen nördlichen Vorlande und über die südlich angrenzenden Teile Deutschböhmens erstreckt. Wer Erholung in Kurorten suchen oder sich erwandern will, der wird sich nicht nur über die ausführlichen Übersichten der Bäder, Kurorte und Sommerfrischen in der Einleitung freuen, sondern auch über den prachtvollen Fünffarbedruck der ausgezeichneten Gesamtkarte, im Maßstab 1 : 250 000, die den Waldreichtum dieses großen Erholungs- und Wandergebietes deutlich veranschaulicht. Dem Wintersport ist auch

diesmal ein breiter Raum gewidmet, und zwar nicht nur durch Hinweise im Text, sondern auch durch eine ausführliche Zusammenstellung der Wintersportplätze und lohnender Skiwanderungen, an denen dieses Reisegebiet ja besonders reich ist. Wer im eigenen Kraftwagen reist, findet außer den üblichen Angaben über Autowege, Parkplätze, Garagen und Reparaturwerkstätten als wertvolle Neuerung in den Stadtplänen die scharfe Markierung der Durchgangsstraßen für den Autoverkehr. Da der Text überdies bei der Neubearbeitung eine sachliche Erweiterung vor allem hinsichtlich des Verkehrs und der volkskundlichen Vertiefung erfahren hat, darf man auch diesen Band der Sammlung „Meyers Reisebücher“ als einen getreuen, neuzeitlichen Begleiter aller Erholungsuchenden bezeichnen.

Erzgebirgische Feierabendkunst. Ein Buch von Schnitzern und Bastlern in alter und neuer Zeit. Von Fritz Thost. Preis RM 2.40. Verlag von Julius Beltz in Langensalza—Berlin—Leipzig.

Ein Buch, das aus Heimat und Volkstum entstand, das ein Dank an fleißige Volkskünstler im Gebirge sein will. Erzgebirgische Schnitzer und Bastler stellt Thost uns vor, aus alter und neuer Zeit. Die erste Geschichte der erzgebirgischen Schnitzerei nach mündlicher und schriftlicher Überlieferung ist damit geschaffen und damit ein wertvoller Beitrag zur Feierabendkunst und Freizeitgestaltung gegeben. Das aber geschieht nicht in lebensferner „akademischer“ Form. Thost — selbst im Gebirge daheim — führt uns unmittelbar in die Schnitzerwinkel und zu den Schnitzvereinen. Aus der gesunden Wirklichkeit wird Blick und Forderung für die künftige Pflege echter Volkskunst gewonnen. Reichhaltiges und sehr schönes Bildmaterial führt dem Leser die künstlerischen Ergebnisse der Schnitzer und Bastler vor.

M. A. Reinhold, Was erzählt man sich im östlichen Erzgebirge. Heimat-Verlag, Schmiedeberg (Bez. Dresden) 1935. 58 Seiten u. 5 Zeichnungen von Arthur Grimmer. Preis 60 Pfg.

Unsere Zeit besinnt sich erfreulicherweise wieder auf das geistige Erbgut der Ahnen. Man weiß heute, daß erst aus der Vertrautheit mit der Geschichte und der Gedankenwelt der engeren Heimat die Liebe zum großen deutschen Vaterlande entspringt. So häufen sich neuerdings auch die landschaftlichen Sagensammlungen, die zwar zum Teil aus den schon vorhandenen Sagenbüchern schöpfen, die aber doch auch manche bisher nur im Volksmunde lebendig gebliebene Überlieferung zu den Enkeln hinüberretten wollen. Dazu gehören auch Reinholds Sagen und Legenden aus dem östlichen Erzgebirge. Das knappe halbe Hundert Erzählungen wird uns in schlichter, volkstümlicher Form geboten. Die eingefügten Zeichnungen muten uns besonders an, weil sie sich von den oft kitschigen Bildbeigaben ähnlicher Werke durch bescheidene Sachlichkeit auszeichnen. Gute Sagenillustratoren sind heutzutage selten. Unter den Beiträgen, die „von Einheimischen erzählt“ oder „zur Verfügung gestellt“ wurden, ist wohl mancher von den Mitarbeitern erst gelesen worden. So findet sich die Derserzählung von der wüsten Mühle im Trebnitzgrunde (S. 33 ff.) wörtlich bei Widar Ziehnert, Sachsens Volksagen 5. Auflage 1886 S. 362 ff.

A. M.

Konrad Guenther, Deutsches Naturerleben. 318 S., mit 8 Abbildungen. Stuttgart, J. F. Steinkopf 1935. Brosch. 4.20, Lwbd. 5.50 RM.

Seit einer Reihe von Jahren macht sich immer stärker die Meinung geltend, daß neben der gründlichsten Einzeldurchforschung aller Teilgebiete der Wissenschaft die *Zusammenschau*, die *Ganzheitsbetrachtung* in ihren verschiedenen Abstufungen nicht fehlen dürfe. Und seit dem Umbruch ist diese Meinung zur Überzeugung weiter Kreise geworden. Besonders auf dem Gebiete der Heimatforschung, wo die Voraussetzungen zu solcher Zusammenschau am ehesten gegeben sind, haben Bestrebungen dieser Art bereits mehrfach zu schönsten Erfolgen geführt. Konrad Guenther ist hier der führende Meister. Das vorliegende Buch ist der 2. Teil seiner *Deutschen Heimatlehre*, über deren 1. Teil ich im 19. Jahrgang der „Mitteilungen“ (1930), S. 96 berichtet habe. Was dort gesagt wurde, gilt

auch von dem neuen Werke des hochgeschätzten Verfassers: ein gedanken- und beziehungsreiches Buch, das man mit steigender Bewunderung und Freude liest und das jeder Heimatfreund, vor allem aber auch jeder Volkserzieher, lesen möchte, denn es hat sich nach des Verfassers eignen Worten die Aufgabe gestellt, die Naturverbundenheit als den Grundstrom germanisch-deutschen Wesens zu erkennen und zu erfassen.

Wer sich die Anschaffung dieses prächtigen Buches nicht leisten kann, sei daran erinnert, daß Konrad Guenther auch eine kurze Zusammenfassung seiner Deutschen Heimatlehre herausgegeben hat: Die Heimatlehre von Deutschland und seiner Natur, R. Voigtländers Verlag, Leipzig, und Verlag J. Neumann, Neudamm. Sie ist schon für 25 Pfennig zu haben und wurde im Jahrgang 22 der „Mitteilungen“ Seite 274 besprochen.

Max Kästner.

Die Leineweber. Der Roman eines Handwerkergeschlechtes von Oskar Schwär. (Verlag Herbert Fischer, Berlin. 280 S., geb. 4.—RM.) Der bekannte Lausitzer Dichter Oskar Schwär, der im vergangenen Jahre vom sächsischen Ministerium für Volksbildung ausgezeichnet wurde, behandelt in seinem neuesten Roman das Schicksal einer Leinweberfamilie seiner Heimat. Er erzählt mit warmer, innerer Anteilnahme, ist er doch selbst der Sproß einer Weber- und Exulantenfamilie. Eindringlich und überzeugend schildert er die Not und bittere Armut, die Genügsamkeit, die Gemütsstiefe, das Gottvertrauen und den zähen Arbeitswillen der Handweber. Geschickt stellt er das Erleben der Dorfgemeinschaft hinein in das große Zeitgeschehen, in das an Kämpfen, Erfindungen und technischen Entwicklungen reiche vergangene Jahrhundert. Die bedeutsamen Ereignisse: die Einführung der Eisenbahn, die Revolution, die Kriege 1864, 1866, 1870/71 werfen ihre Schatten bis in diesen einsamen Winkel. Weil er die Not von Grund auf kennt, erfüllt den Leinweber Matthes ein heißes Streben, seinen armen Mitmenschen zu helfen. Durch Sparsamkeit, Umsicht und Tatkraft arbeitet er sich empor. Er wird Verleger und schließlich der Gründer eines geachteten, sozialen Fabrikbetriebes. Das Unternehmen der Familie Matthes wird zu einem Segen für das ganze Dorf.

Es war ein glücklicher Gedanke, die Oberlausitzer Mundart in leicht lesbarer, etwas gemilderter Form bei den Gesprächen zu verwenden. So entströmt dem Werk der würzige, kräftige Duft der Heimatsholle. Auf heimatlichem Grunde wird anschaulich und eindringlich das gesunde und kräftige Lausitzer Volkstum gezeichnet. Das Schicksal der Weberfamilie fesselt von Anfang bis Ende. Heimatliches und allgemeines Geschehen hat Schwär geschickt verbunden. In vorbildlicher Weise hat er die Geschichte des Webergeschlechtes geschrieben, hat er die Entwicklung von der Handweberei zum Fabrikbetrieb, von der Heimarbeit zur Fabrikarbeit aufgezeigt. Das Schicksal einer Familie weitet sich zu dem Schicksal eines ganzen Gewerbes. Schwär hat in seinem Roman dem Leinweberstand ein schönes Denkmal gesetzt.

Wie jede echte Heimatkunst verdient sein Buch Beachtung weit über die Grenzen der Heimatlandschaft. Es ist ein wahrhaft deutsches Volksbuch, dem man wegen seiner ehrlichen Gesinnung, seiner Lebensnähe, seines menschlichen und sozialen Gehaltes weite Verbreitung wünschen möchte. Ausstattung und Druck sind einwandfrei. Das Buch eignet sich besonders auch zu Geschenkzwecken.

Albert Zirkler.

Geschichtliche Wanderfahrten Nr. 44. Zwischen Gleesberg und Filzteich, Neustädtel und seine Bergbaulandschaft. Von Gerhard Heilsurth. RM.—60. Verlag C. Heinrich, Dresden

Mitten in den erzgebirgischen Bergbauzauber führt das Büchlein, in eins der klassischen Gebiete sächsischer Knappenherrlichkeit. Unmittelbar neben Schneeberg, aber früher noch als dieses, erstand am Fuße des Gleesberges der Bergflecken Neustädtel. In einem ersten Teile läßt der Verfasser, selbst aus einer Bergbeamtenfamilie stammend, in gedrängter Form, aber übersichtlich, das Werden Neustädtels am Leser vorüberziehen und liefert damit eine brauchbare Grundlage für die im zweiten Teile beschriebene Wanderung

durch die Landschaft mit ihren Halden, Huthäusern, Stollnmundlöchern und Kunstanlagen. Die beigegebene ausführliche Karte kann beim Studium der Gegend wertvolle Dienste leisten. Das von Heimatliebe zeugende, sachlich klare Werkchen wird manchem Heimatfreund willkommen sein.

R. Sch.

Der Baum der deutschen Sprache

Es wächst ein Baum im deutschen Land —
der Urahn hat ihn schon gekannt —,
der ist ein einz'ges Vogelnest.
Es pfeift und zwitschert in seinen Zweigen,
es wiegt ein Flöten und ein Geigen
in alle Winde sein Geäst.

Es hängt der Baum gar hochgebaut
voll hellem und voll dunklem Laut;
das drängt aus seinem Laub hervor.
Frühmorgens scheint ein Herz zu stöhnen,
Der Mittag ist voll Bienendröhnen,
am Abend braust ein Orgelchor.

Zur Nacht mit Hall und Widerhall
verströmt sich manche Nachtigall.
Und immer ist der Wipfelbraus,
wie sehr der Lärm sich auch verwühle,
voll letzter Eintracht der Gefühle,
als zög' ein Atem ein und aus.

Das ist der deutschen Sprache Baum,
weitklastend in den Himmelsraum.
Doch wo hat seine Wurzel Grund?
In unserer Väter Hünenmale,
in unserer Mütter Blumenschale,
in Gottes Ohr und Gottes Mund!

Kurt Arnold Findeisen

Handschrift der Mutter

Und immer wieder rührt mich tief
die Schrift, die meiner Mutter Hand
mit blauer Tinte ausgespannt
in manchem alten Briefe

Zwar hat die Zeit das Blau gebleicht,
Stockflecke bräunen das Papier,
doch ist's, als mach' das Lesen mir
ein Geisterlächeln leicht,

Ein Lächeln, das nur mich betrifft
seitdem sie starb, die liebe Frau,
ein Lächeln aus erblaßtem Blau
und deutsch wie ihre Schrift.

Kurt Arnold Findeisen



Die Mitteilungen des Vereins werden in Bänden zu 12 Nummern herausgegeben
Abgeschlossen im April 1936

Grillenburg

Don Landesdenkmalpfleger Dr. Bachmann

Am 28. März des Jahres 1554 erließ Kurfürst August von Sachsen folgende Anordnung: „Von Gottes Gnaden, wir Augustus Churfürst . . . tun kund und zu wissen, daß wir gegenwärtigen unseren Amtmann zu Radeberg, Senftenberg und Lausniß, Hansen von Dehn, ausgelegt und befohlen haben, uns ein neu Jagdhaus auf dem Tharandischen Walde bey dem Neßhause, nach Anweisung eines Musters, des wir uns zuvor beratschlagt und verglichen für (bis) künftigen Herbst zu bauen und aufzurichten . . .“. Dieses neue Jagdhaus sollte „umb besserer bequemlichkeit der jagden auf dem Tharandischen Walde“ in der erstaunlich kurzen Frist einer Sommerszeit errichtet werden.

Der Historiker wird nun mit Vergnügen ein Aktenstück im Hauptstaatsarchiv in die Hand nehmen, dessen verheißungsvoller Titel lautet: „Ursachen, warumb Churf. Augustus das Haus Gryllenburg erbauet und also genannt worden“. Der Inhalt des Aktendeckels gibt uns aber auf einem einzigen Bogen Papier nur ein Gedicht in drei holprigen Knittelversen wieder, die sich der bekannte kurfürstliche Geheimsekretär Johann Jeniz als „autor“ 1558 von der Seele gerungen hat. Der Vollständigkeit wegen, nicht um ihrer Schönheit willen, mögen diese Verse hier folgen:

Meines lieben bruders kläglich end,
der schwer Eingang zum Regiment,
Groß Widerwerthigkeit und Gefahr
mir schwere sorg und mühe gear.
Zu vertreibung solcher Fantasien
fing ich an dis neu gebeud.
Die Grillenburg, ichs davon nennt,
in einem jar wardts gar vollendt.

Zuvorn ist hir nur holz gewachsen,
da bawet herzog August zu Sachsen,
in einem jar diss Jagthaus behennt,
Welchs Er selbst die Grillenburg nennt,
von wegen schwerer sorg vnd gedannken,
die ime oblagen und betrangen,
und richtets an zur lust und freudt,
darumb wirdt man hier der Grillen queidt.

Ich bin genannt die Grillenburgk,
darauf geschicht gar mancher schlurck,
Gedanncken und schwere Fantasien,
legt man auff diesem hausse bey,
mit jagen, fahenn hirsch und schwein,
vertreibt man hier die Zeit allein.
Wer nun hat Grillenn, Mauss und Mücken,
der lass sie hinnder sich zurücke.

Das „Poem“ wurde dann, umrahmt von Rankenwerk, an die Wand des Tafelzimmers im ehemaligen Fürstenhause in der neuen Jagdsiedlung angemalt.

Wenn wir uns heute an der Hand alter Pläne an Ort und Stelle in Grillenburg die Lage der Bautengruppe des ehemaligen Jagdhauses mit Zubehör klar zu machen versuchen, so fällt sofort folgendes auf.

Grillenburg liegt annähernd in der Mitte des Tharandter Waldes auf einer Lichtung, in der sich, ehemals rund von Teichen umgeben, ein Hügel innerhalb eines Mauerringes erhebt. Dieser das Landschaftsbild beherrschende Hügel wurde aber von Kurfürst August zur Anlage des neuen Jagdhauses auffallender Weise nicht gewählt, sondern die Geländepartie bei der jetzigen Steinbrücke über den heute einzig noch vorhandenen Teich. Weshalb geschah das so?

Hier entsteht die Frage, ob Kurfürst Augusts Neugründung den Beginn der Siedlung an dieser Stelle überhaupt vorstellte, und ob tatsächlich bis zu diesem Zeitpunkte Menschen hier niemals bisher sich niedergelassen hatten, wie dies aus dem genannten Gedicht herausgelesen werden könnte, wonach: „zuvorn . . . hier nur holz gewachsen“.

Kurze Schürfungen auf der Stelle des höchsten Hügelpunktes ergaben aber sofort, daß hier nicht nur eine bemerkenswerte Siedlung vorhanden war, sondern daß diese auch einer ganz frühen Periode der deutschen Kolonisation in dieser Gegend überhaupt zuzurechnen ist. Es handelt sich, soweit dies schon kenntlich wird, um Reste eines Sakralbaues, der recht beachtliche Abmessungen hat, auf dessen Art und Geschichte aber vor beendeter Untersuchung jetzt noch nicht abschließend eingegangen werden kann. Dieser Umstand, daß Vorhandensein einer Kirchenruine, vermutlich auch das einer notwendig dazu gehörenden Abtei, auf der so bevorzugten Stelle, muß aber dem Kurfürsten und seinen Leuten noch bekannt gewesen sein, und die Steintrümmer dieses und vielleicht weiterer Gebäude werden das Gelände bedeckt haben. Auch über den Charakter der Anlage wird infolge der noch vorhandenen Gewölbe einer Krypta innerhalb der Ruine kein Zweifel möglich gewesen sein. Das aber wird genügt haben, um den ebenso glaubenseifrigen, wie vielleicht auch etwas abergläubischen protestantischen Fürsten davon abzuhalten, über einem seiner Meinung nach „papistisch“ und damit „heidnisch“ gewesenen Heiligtum der vorreformatorischen Zeit sein neues Jagdhaus zu errichten.

Im übrigen werden sich aber seine Baufachleute, Hans von Dehn und der Baumeister Hans Irmisch bestimmt über das schon in Menge vorhandene Baumaterial gefreut haben. Und wohlfeil und schnell zu bauen, war immer auch das Bestreben des Kurfürsten. Annehmbar wird auch der Zug der langen Steinumfassungsmauer, wenn auch beschädigt, bei Gründung des Jagdhauses schon vorhanden gewesen sein. Möglich ist sogar, daß die neue Bautengruppe nun auf den älteren Fundamenten der ehemaligen Abtei errichtet wurde, was aber erst noch nachzuprüfen sein wird. Die eigentümliche Hakenform, die sowohl das neue Hauptgebäude, „das Fürstenhaus“, wie auch „die Schösserei“ mit ihrem Nebenhause, die jetzt seit dem Jahre 1554 entstanden, zeigen, sind jedenfalls auffallend genug und durch die Geländeform allein keineswegs bedingt. Spätere Aktennotizen werden hierzu noch einiges Licht geben können.

So allein wird vielleicht erst verständlich, daß für das reichlich umfangreiche Bauprogramm, das neben dem Fürstenhause und der Schösserei eine Fronfeste, eine Schenke, Ställe und Schuppen umfaßte, dazu noch eine Holzbrücke und die Ausbesserung der langen Umfassungsmauer mit ihren drei Toren, die Baufrist eines kurzen Sommers gesetzt werden konnte.

Diese verschiedenen Gebäude, die heute bis auf die alte Schösserei mit dem angebauten Stall wieder verschwunden sind, waren ohne architektonische Schmuckformen und nur mit Schindeln gedeckt, die Nebengebäude aber, zum mindestens in den oberen Stockwerken, nur in Fachwerk hergestellt.

Die Frühgeschichte

Bevor wir uns hier mit den Bauten von 1554 selbst näher beschäftigen, muß es uns reizen, uns einmal mit dem Zustand der Grillenburger Lichtung und des umgebenden Gebietes in der Zeit vor der Neusiedlung zu befassen.

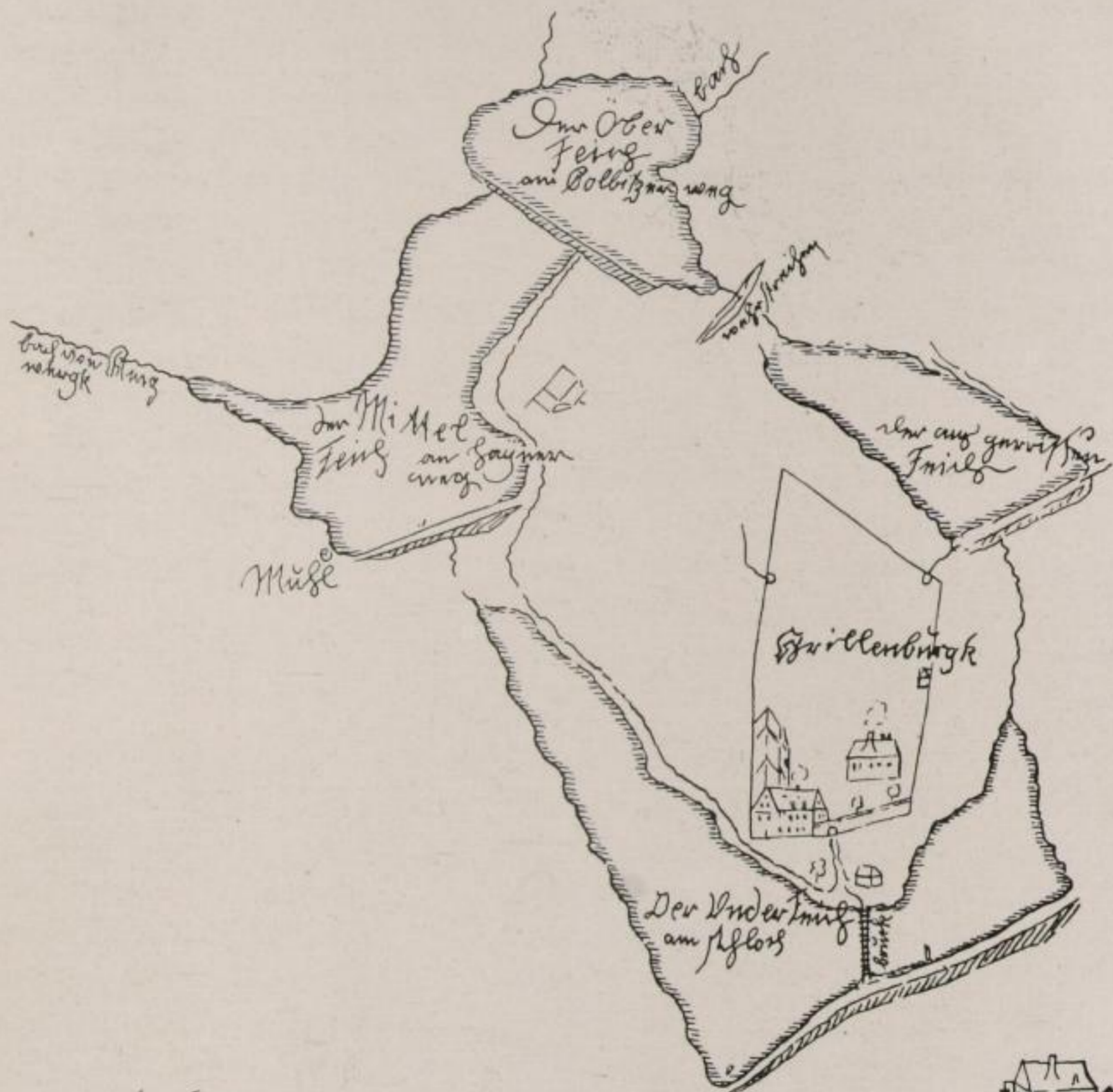
Der Hügel in der Rodung war einst von vier Teichen rings umgeben, die auch heute noch mit ihren Staudämmen klar kenntlich sind. Deren Anlage können wir aber unbedenklich ebenfalls einer sehr frühen Zeit zurechnen; vielleicht haben die Erbauer der Kirchensiedlung sie in grauer Vorzeit schon geschaffen. In und bei diesen Teichen hat der Triebischbach seinen Ursprung. Triebisch aber leitet sich her vom altslawischen „trěbŭsa“, was (nach Hen) soviel als „Bach im Rodeland“ bedeutet, es kann der Name aber auch von „trěbište“ herkommen, was eine „große Rodung“ oder auch ein slawisches Heiligtum besagen kann. Beides ist vielleicht zutreffend, denn es könnte einst in dieser Richtung schon eine frühslawische Siedlung vorhanden gewesen sein, deren Bekehrung und Missionierung eben die Kirchen- und Abteianlage gegolten haben dürfte. Die Rodung müßte damit eine jener ersten Inseln gewesen sein, die menschliche Hand in dem ungeheuren Urwald des Miriquidiwaldes anlegte, in der die Ureinwohner schlecht und recht von Waldprodukten, von Jagd und etwas Feldbau, von Bienenzucht und Fischerei ein sehr bescheidenes Leben fristeten, ihren Schutz dem umgebenden Walde vertrauend.

Nur wenige Pfade können damals durch den Wald gelaufen sein und diese führten sämtlich über den Hügel in der Rodung hin. Bedenken wir weiter, daß in der erhaltenen düsteren Krypta der Kirchenruine, zehn Meter über dem Niveau der Teiche, aus hartem Quarzporphyr ganz auffallender Weise ein kleiner Quell noch heute sein Wasser ergießt, so wird mehr als wahrscheinlich, daß die alten Bekehrermönche einst ihre Kirche mit Absicht auf der Stelle eines heiligen Quellenhaines der heidnischen Ureinwohner gründeten, daß also die wenigen Wege durch den Urwald ursprünglich zu diesem hin führten. Das alles wird noch näher zu untersuchen und zu überprüfen sein.

Welches waren aber nun diese ältesten Wege? Es ergibt sich aus erhaltenen alten Plänen und aus Aktenangaben, daß in die lange Umfassungsmauer der Jagdsiedlung Grillenburg drei Tore eingeschnitten waren, die alle drei noch heute zu finden sind. An der Brücke vorn bei der Schösserei war das Haupttor mit einer kleinen Nebenpforte gelegen. An der östlichen Langseite der Mauer war das sogenannte „Hainer Tor“, an der Südseite das „Colbißer“ oder „Colmnißer Tor“ vorhanden. Von den beiden letztgenannten Toren führten die Wege über die Dämme der Teiche hinweg nach den genannten Dörfern, wie das besonders am Colmnißer Tor heute noch deutlich zu sehen ist (s. Abb. 1). Der kurfürstliche Beamte, der in Grillenburg seit der Erbauung der Häuser seinen Wohnsitz hatte, konnte nunmehr, nebst dem ihm beigegebenen Schösser, alle durch den Tharandter Wald laufenden Hauptwege und ihren Verkehr bestens kontrollieren.

Nach einer der ältesten uns erhaltenen Karten des Gebietes, der von Matthias Oeder vom Jahre 1588 etwa (s. d. Abb. 2), war dies erstens der Weg von Spechtshausen her, wo damals nur ein einsames Forsthaus stand, nach Grillenburg. Dies aber war von Dresden über Kesselsdorf und Braunsdorf her der einzige überhaupt vorhandene Zugang zum Jagdhaus, weshalb er späterhin auch zumeist als „Fürsten-“ oder „Herrenweg“ bezeichnet wurde. Er mündete,

vorüber an der kurfürstlichen Schenke, über die Brücke in den Hof des Jagdhauses ein. Ein weiterer Weg war der von Dippoldiswalde herkommende, der an den Dörfern Höckendorf und Groß- und Kleinhain östlich vorüberlief und in das erwähnte Hainer Tor einmündete. Dies war der uralte „heilige Weg“,



Maßstab
 | 5 10 20 30 40 50 60 Ruthen
 Ein Ruthen vor 8 Ellen gemessen

Abb. 1. Älteste Darstellung des Jagdhauses Grillsenburg
 Nach einer Zeichnung von M. Oeder um 1580. (H. Staatsarchiv. Dresden)

dessen Geschichte hier aber nicht weiter verfolgt werden kann. Er ist in alten und neuen Karten jedoch noch als kurzes Wegestück östlich vom heutigen Dors-hain zu finden, und in Georg Oeders Waldzeichenliste von 1572 eingetragen (s. Abb. 18). In das Colmnizer Tor mündete weiter ein Weg ein, der von Böhmen (Kloster Ossegg?) über Frauenstein und Colmniß hereinkam. Und schließlich ist noch der besonders wichtige Weg von Freiberg über Naundorf nach

Grillenburg zu nennen, der bereits frühzeitig Straßencharakter annahm. Auf ihm wurde seit dem schnellen Aufbau Freibergs zur damals größten Stadt Sachsens das prachtvolle Sandsteinmaterial des unweit des Jagdhauses ge-

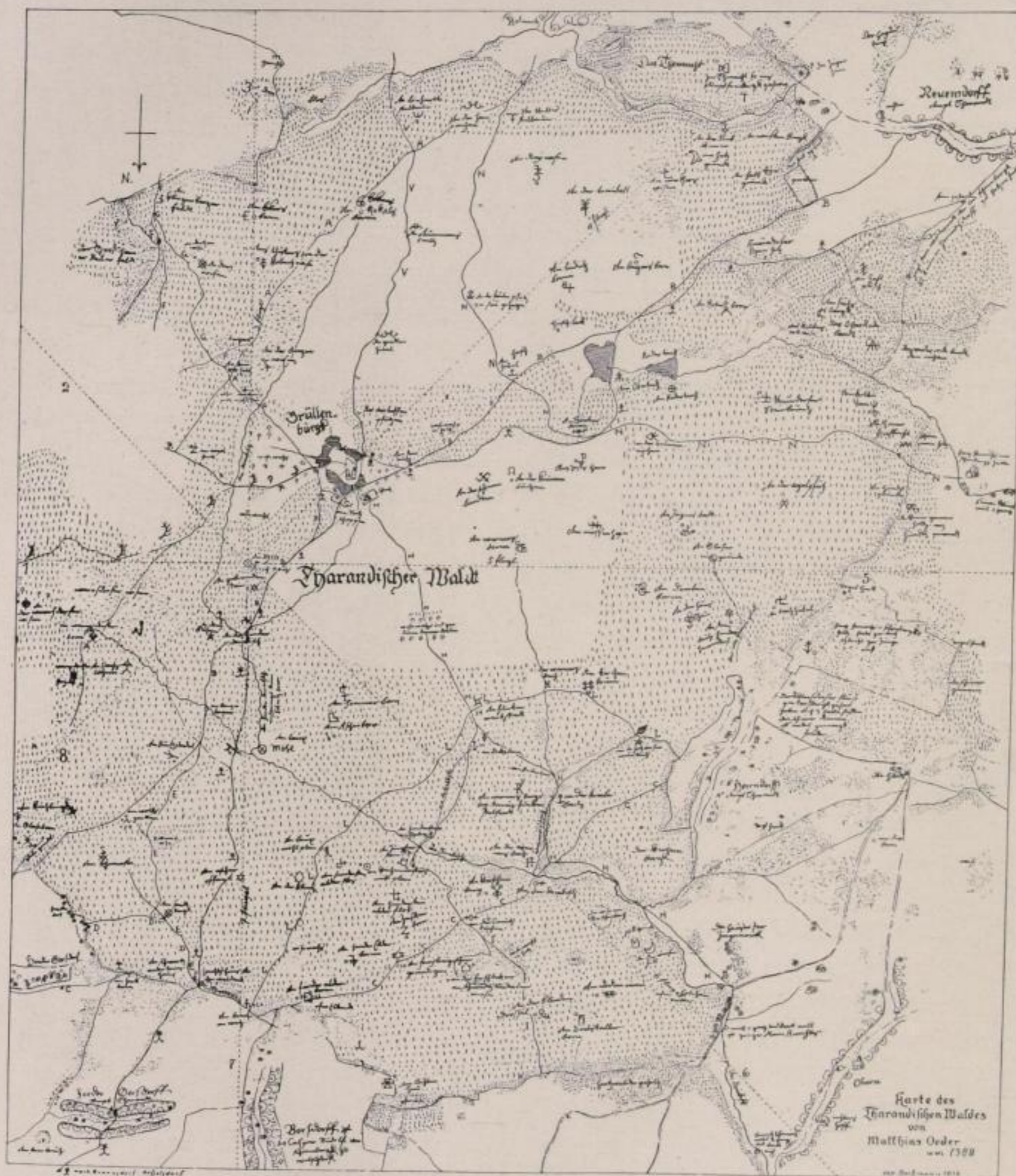


Abb. 2. Karte des Tharandter Waldes von M. Oeder um 1588. (H. Staatsarchiv, Dresden)

legenen Steinbruches (s. Abb. 24) zum Bau der großen Kirchen, des neuen markgräflichen Schlosses und nicht zuletzt der berühmten „Goldenen Pforte“ in Freiberg seit dem Jahre 1180 etwa befördert. Erschlossen aber wurde das schöne Material dieses Bruches bestimmt schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts durch die Erbauer der Kirche über der Quelle.

Die genannten vier Wege sind dann durch die Jahrhunderte hindurch die Hauptwege durch den Tharandter Wald überhaupt geblieben. Sie verschoben sich auch nur unwesentlich in ihrem Hauptlinienzug und wurden dann nur durch die zahlreichen, schmalen und gewundenen Waldpfade ergänzt, die ausschließlich Jagdzwecken dienten. Erst im 18. Jahrhundert wurde die Straße von Dresden her durch den Plauenschen Grund über Hainsberg nach Tharandt ausgebaut. Aber selbst damals gab es noch keine direkte Verbindung zwischen diesem Orte und Grillenburg. Der Verkehr mußte von Tharandt aus noch immer den Umweg über Hartha und Spechtshausen nehmen, wo er dann erst in den Fürstenweg einmündete. Tharandt war also in alter Zeit nur denkbar un- bequem zu erreichen, ganz besonders aber von Freiberg her.

Um so mehr ist zu verwundern, daß in Sachsens Frühzeit die jagdlustigen Markgrafen, die ja von etwa 1180 ab mit Vorliebe im reichen Freiberg residierten, in welcher Stadt bekanntlich nach dem Jahre 1200 Markgraf Dietrich sich sogar ein mächtiges neues Schloß mit Namen „Freiheitstein“ erbaute, gerade in Tharandt sehr oft sich aufzuhalten pflegten, wie wir das besonders von Markgraf Heinrich dem Erlauchten, dem Sohne Dietrichs, aus zahlreichen Urkunden wissen. Das so sehr umständlich zu erreichende Haus Tharandt im Weißeritztale kann zu dieser Zeit dem Fürsten, mit der stets außerordentlich zahlreichen Begleitung von fremden Fürstlichkeiten, Bischöfen, adligen Herren und sonstigem Gefolge kaum irgendwelche Unterkunft oder Bequemlichkeit für längeren Jagdaufenthalt, weitab vom eigentlichen Jagdgebiet geboten haben.

Denn wie sah es damals im Tharandt von heute überhaupt aus?

Zunächst haben wir für diese frühe Zeit von einem eigentlichen Orte Tharandt gänzlich abzusehen, denn es stand davon ja noch kein einziges Haus. Ferner müssen wir absehen von dem Schlosse, das jetzt als malerische Ruine das dortige Landschaftsbild beherrscht, da dieses als völliger Neubau erst um 1473 entstand. Vorher aber erhob sich an dieser Stelle, in wegeloser Waldeinsamkeit nur ein einzelner Wachturm. Vermutlich war das einer der für Sachsens früheste Zeit so typischen runden Wehrtürme, die ihren einzigen Zugang hoch über der Erde und dann nur auf Leitern erreichbar hatten. Dieser Turm, der hier drei Täler beherrschte, kann aber seiner ganzen Lage nach nur dem Schutz einer Anlage in seinem Rücken, im Walde also, gedient haben, die er im Gefahrenfalle durch Feuer — oder Rauchzeichen zu warnen hatte. Das aber kann nur die Kirchen- und Abteissiedlung auf der großen Rodung in der Mitte des Tharandter Waldes gewesen sein. Nicht ausgeschlossen erscheint dabei, daß damals rund um dieses Waldgebiet noch andere solcher Warten vorhanden waren, worauf zum Beispiel der Name Markgrafenstein, der sich schon in den ältesten Karten findet, hinzuweisen scheint. Etwaige weitere Türme können annehmbar aber aus Holz errichtet gewesen sein.

In den Wohn- und Wirtschaftsgebäuden der, wie wir aus Urkunden wissen, bereits um das Jahr 1160 wieder aufgegebenen Abtei werden wir jedenfalls die Jagdpfalz „Tarant“ der Markgrafen zu suchen haben, denn hier allein war

zunehmende Unterkunftsöglichkeit, war Wohnlichkeit, waren Küche und Keller und Ställe bereits in zureichendem Maße für eine fürstliche Jagdhofhaltung vorhanden. Hier konnte selbst der tägliche Messgottesdienst von den Priestern, die, wie wir wissen, die Markgrafen stets begleiteten, in der vorhandenen Kirche zelebriert werden.

Von Freiberg her aber, vom neuen Schlosse Freiheitsstein, war mit guten Pferden die Jagdpfalz in weniger als zwei Stunden auf der alten Steinbruchstraße bequem zu erreichen.

Hiernach müßten also zwei feste Häuser Tharandt im Walde dieses Namens zeitweilig gleichzeitig vorhanden gewesen sein?! Das kann nun nicht mehr zweifelhaft sein, wird uns aber auch noch durch eine Urkunde aus Prag vom Jahre 1294 bestätigt, in der Hermann und Friedrich von Schönburg dem Markgrafen Friedrich von Meißen zusichern, daß sie neben anderen ihnen verpfändeten Orten auch „Tarant duo castra“ treu bewachen und hüten wollten.

Wir müssen also nunmehr, für eine noch nicht fest umrissene Zeitspanne, zwischen einem unteren und einem oberen Hause Tharandt unterscheiden, wobei das erstere zunächst nur aus dem erwähnten Wachturm und, sehr wahrscheinlich, einem kleinen Wohnhaus für dessen Besatzung bestand, das sich auf der niedrigeren Burgbergkuppe erhob, die heute die Kirche trägt.

Von den Geschehnissen des oberen Hauses auf der Rodung im Walde können wir nur aus wenigen Urkunden der fast sagenhaften und schreibungsgewohnten Frühzeit einiges entnehmen.

Die Abteianlage im Tharandter Wald war danach vermutlich von einem Ritter Tammo von Strehla, um 1140 angelegt worden, wie das eine Urkunde vom Jahre 1183 berichtet, die uns auch über die Gründung des großen Zisterzienserklosters „Cella S. Mariä“ an der Freiburger Mulde Nachricht gibt.

Dieser Ritter Tammo hatte den Tharandter Wald von den Bischöfen von Meißen als Lehn, und die Grenze dieses Forstes gegen Süden bildete damals, wie ungefähr heute noch, die Tharandter Weiheritz und anschließend der Seerenbach bis zur Quelle. Dies war zu allen Zeiten ein topographischer Einschnitt so eindrucksvoller Art, daß er gerade in der kartenlosen Frühzeit, von der hier die Rede ist, schon besondere Beachtung gefunden haben muß. Eine Urkunde vom Jahre 1206, dieselbe, in der uns von Dresden die erste Kunde wird, berichtet sogar von einem Streit der Bischöfe von Meißen mit ihren Gebietsnachbarn, den Burggrafen von Dohna um dieses, auch seiner vermuteten Silberschätze wegen, wertvolle Waldgebiet, und der Markgraf Dietrich, der, wie wir ja nun wissen und verstehen, ebenfalls ein sehr lebhaftes Interesse an dem Tharandter Walde nahm, schickte damals eine kleine Expedition aus, um die genannte Grenze an Ort und Stelle festzustellen. Den daran beteiligten Herren wird diese Aufgabe in dem unwirtlichen Urwald sicherlich nicht übermäßig bequem vorgekommen sein.

Der genannte Tammo von Strehla muß nicht nur ein bei den Bischöfen sehr gut angeschriebener, sondern auch ein wohlhabender Mann gewesen sein, sonst würde er kaum die notwendige päpstliche Bestätigung zur Gründung seiner

Abtei im Walde erhalten haben. Sein Wunsch bei dieser Gründung war es, in einer Kirche eigener Stiftung nach seinem Tode Ruhe zu finden.

Die Abtei ist nun zwar mit Zustimmung des Bischofs Meginward von Meißen um 1140 gegründet, die Kirche auch erbaut und von glaubenseifrigen Benediktinermönchen, die zur Besiedelung herbeigerufen wurden, nach einer ihrer Lieblingsheiligen „S. Walpurgis“ benannt worden, doch konnte sich der Konvent der Brüder in dem einsamen und menschenleeren Waldgebiet nicht halten. Bereits um 1160 ist diese Abtei „negligentia monachorum“ und „vastitate loci“ wegen aufgelassen worden. Jedenfalls aber sah der Ritter Tammo, den wir uns als den ersten Nimrod des Tharandter Waldes sehr wohl vorstellen können, seinen Lieblingwunsch, inmitten des geliebten Waldes nach dem Tode zu ruhen, unerfüllt. Sein Bruder Heinrich von Strehla hat ihn dann im neuen Kloster Cella S. Mariä beerdigt und schließlich, im Jahre 1211 den Waldbesitz selbst den Zisterziensern ebenda abgetreten.

Markgraf Dietrich von Meißen war es zunächst, der das Erbe an Jagd und Wald rund um die Abtei Tammos antrat, das ihm ja auch mit Bezug auf seine neue Residenz in Freiberg denkbar bequem gelegen war. Er gab dafür dem Kloster Cella seinerseits die ganze Jagd im Klosterbann, im Zellwald, frei, um auch den Anschein einer Belästigung von Abt und Konvent dasselbst zu vermeiden. Von diesem Zeitpunkte an finden wir die markgräfliche Jagdpsalz in der verlassenen Abtei Tammos vor, und in einer lateinischen Urkunde vom 6. Mai 1207 ist ausdrücklich gesagt, daß der Markgraf sich der Jagd wegen oft hier aufzuhalten pflegte. Deren eigentlicher Name aber war „Tarant“, ursprünglich jedoch, in slawischer Zeit „Thorun“. Thorun kann man aber am besten wohl mit Pilgerweg oder heiliger Weg übersetzen, was im Hinblick auf die uralten Wege, die einst zum heidnischen Quellenhain hinführten, gewiß berechtigt erscheint.

Dietrichs Nachfolger, sein Sohn Heinrich, mit dem späteren Zunamen der Erlauchte, muß den Tharandter Wald besonders geliebt haben und muß auch, wie so viele Wettiner nach ihm, ein leidenschaftlicher Jäger gewesen sein. Allein rund zwei Duzend der erhaltenen Urkunden der Frühzeit sind von ihm aus „tarant“, „in castro tarant“ und „apud castrum nostrum tharant“ gegeben, ungefähr in den Jahren von 1240 bis 1280. Als Zeugen solcher Urkunden, die in den Pausen zwischen fröhlichen Jagdstreifen ausgestellt wurden, finden wir hohe geistliche und weltliche Fürsten, Ritter und Hofbeamte aller Grade. Ein prunkvolles Jagdleben, verklärt mit allem Glanz der Minnesängerzeit, muß sich damals auf der Rodung bei der Kirche und Jagdpsalz sowohl, wie im Tharandter Walde selbst abgespielt haben.

Erhalten ist uns ja gerade von Markgraf Heinrich von Meißen, dem seine Zeitgenossen als einen der prachtliebendsten und reichsten Fürsten huldigten, ein Bildchen in einer alten deutschen Handschrift (s. Abb. S. 106), das ihn hoch zu Roß und auf der Falkenjagd darstellt. Es ist uns unbenommen, uns vorzustellen, daß sich diese Szene häufig genug im Tharandter Wald abgespielt haben wird. Dort war sein Lieblingaufenthalt.



Markgraf Heinrich von Meissen auf der Falkenjagd
Aus der Heidelberger Minnesängerhandschrift des 14. Jahrhunderts

Die nun folgenden, geschichtlich genommen nicht immer völlig geklärten Zeiten des ausgehenden dreizehnten und des vierzehnten Jahrhunderts zeigen uns das Waldgebiet mit seiner Jagd in wechselndem Besitz. Sehen wir ab von ganz sagenhaften Episoden, die alte Chroniken vom oberen Tharandt bringen, so ist doch unbestritten, daß 1223 im Verlaufe von Erbstreitigkeiten ein Landgraf Ludwig von Thüringen bis dahin vordrang und die Jagdpsalz besetzte. Zeitweilig waren dann die böhmischen Könige Besitzer, vorübergehend auch einmal die Askanier. Über die Zustände und Begebenheiten im Tharandter Wald erfahren wir aber Wesentliches aus dieser Zeit so gut wie gar nicht. Es kann ja hier auch nicht der Ort sein, die Geschichte dieses Waldes überhaupt durch die Jahrhunderte zu verfolgen.

Mit dem ausgehenden 15. Jahrhundert erst fließen die Nachrichtenquellen, wie gewohnt, etwas reichlicher. Denn auch am Hofe der Wettiner hat nun der Aktenschriftverkehr den Urkundenverkehr ersetzt. Auch das Rechnungswesen ist nun schon längst ausgebaut.

Trotzdem erfahren wir jetzt nichts mehr von der Geschichte des oberen Hauses Tharandt. Es wird zu Anfang des 15. Jahrhunderts bereits verfallen oder zerstört gewesen sein. Vielleicht waren es die Hussiten, um 1429, auch in diesem Falle, welche die Anlage samt der Kirche in Flammen aufgehen ließen, wie das ja an unzählig anderen Orten mit Kirchen und Klöstern damals geschah. Im Verfallschutt der Kirchenruine in Grillenburg ist jedenfalls eine starke Brandschicht untermischt mit Bruchstücken sehr altertümlicher Dachziegel zu bemerken.

1415 wird uns ein Dietrich Wilansdorf als „capitaneus in castro tharant“ genannt. Wir wissen aber aus den oben angeführten Gründen nicht, ob dieser noch im oberen oder im unteren Hause seinen Wohnsitz hatte, doch wird letzteres kleine, nur mit Schindeln gedeckte Haus in den seit Heinrich dem Erlauchten verflossenen langen Jahren kaum viel an Wohnlichkeit und Räumlichkeit gewonnen haben können. Dafür besitzen wir ein Zeugnis in einem vorhandenen alten Inventarverzeichnis des unteren Hauses Tharandt vom Jahre 1430, in dem ein „advocatus“ (Schösser) Friedrich von Lukenrod die Gebäude an einen Wenzel Schabeck, „voit zum tharand“, übergibt. Von Einzelräumen eines Wohnhauses, oder gar von Fürstenzimmern ist hier überhaupt keine Rede. Nur acht Betten waren damals im ganzen vorhanden, was genug zu denken gibt, dazu in der Harnischkammer der dürftige Bestand von acht kupfernen Handbüchsen, acht Armbrüsten, zwei Stein Pulver und sechs Schock gestielter Pfeile. Das zeugt nicht gerade von großer Verteidigungskraft und von einer ausgewachsenen Burganlage. Selbst das Wasser mußte mit einem Esel vom Tal heraufgeschafft werden. Vorhanden war damals außer dem alten Wachturm und dem Wohngebäude noch ein kleines Brauhaus unter der Burg am Schloißbach, eine sehr kümmerlich ausgestattete kleine Kapelle und eine Scheune, in der drei Hasenneze und ein Stricknez lagerten. Auf den nun schon länger in dieser Gegend im Gang befindlichen Bergbau weist weiter ein Vorrat von Bergeisen, Keilhauen, Schlegeln und Bergseilen hin. Eine Mahlmühle und

eine Brettmühle gab es damals ebenfalls schon. 1456 wird von dem kleinen Wohngebäude unterhalb des uralten Wachturmes berichtet, daß dort nur ein Schösser mit seinem Knecht wohnte. Sonst war hier nur noch „meynes hern stöbichen“ vorhanden, das unbenußt war. Es folgte jedoch nun bald auch eine kurze Blütezeit für das untere Haus Tharandt.

Neubau und Schicksal des Schlosses Tharandt

Herzog Albrecht von Sachsen war mit Jedena (Sidonie), einer Tochter des Böhmenkönigs Georg Podiebrad schon im Jünglingsalter 1459 verlobt und verheiratet worden. Erst 1464 fand dann aber, der Jugend der Braut wegen, das Beilager statt, und zwar auf dem allein noch vorhandenen unteren Hause Tharand, das zu diesem Zwecke anscheinend ein Jahr zuvor erneuert wurde, wie eine größere Rechnungssumme besagen dürfte, die „pro edificiis castri“ gegeben wurde.

Tharandt mit seinem Forst und der Jagd gehörte zum Heiratsgut der Herzogin Sidonie, und das Fürstenpaar scheint nunmehr seit seiner Verheiratung eine große Liebe zu dieser Landschaft gewonnen zu haben. 1470 hatte Albrecht persönlich die Grenzen des Waldes umritten und „bereinen“ lassen. Er hatte sich auch im Jahre 1484 bei einer Regelung der Regierungsverhältnisse mit seinem Bruder Ernst „den Tharand samt Zubehör“ ganz besonders ausbedungen. Bei seinen vielen Reisen und sehr häufiger Abwesenheit von seinen Stammländern zog seine Gemahlin sich des öfteren hierher zurück, um bald, wohl von 1484 ab, ständig ihren Wohnsitz auf diesem Schlosse zu nehmen. Hier wurde jetzt auch, weil das alte Haus zu unzureichend war, von 1473 ab ein völlig neues Schloß durch den berühmten Baumeister der Meißner Albrechtsburg, Arnold von Westfalen, für die Hofhaltung errichtet.

Diesem Neubau fiel der alte Wachturm auf dem höheren Burgberg zum Opfer. Er wurde gänzlich abgetragen, um dem neuen Schlosse Platz zu machen. Der Name seines Erbauers, die prächtige Gestaltung des Meißner Schlosses von gleicher Hand und aus gleicher Zeit, lassen uns heute nur noch ahnen, wie es einmal in den neuen Räumen des mächtigen Wohnturmes, denn ein solcher nur kann es, des sehr beschränkten Bauplatzes wegen, gewesen sein, ausgehen haben mag. Da gab es geräumige Fürstenzimmer, eine Schloßkapelle, ein Bad, eine neue Harnischkammer, eine Hofstube und zahlreiche Räume für das Gefolge. Das ganze neue Gebäude aber deckte ein hohes Schieferdach, das mit „aufgeschiebelten Erkern“ geziert war. Das alte, kleine, nur mit Schindeln gedeckte Wohngebäude auf dem unteren Hügel wurde nunmehr dem Schösser allein überlassen. Schließlich entstanden damals noch die zwei langen Verbindungsmauern zwischen Schösserei und Schloß, deren Reste bis heute erhalten sind. Am Schloßbach unter dem Schlosse lagen jetzt die vergrößerten Wirtschaftsgebäude, das alte Brauhaus, Ställe für nunmehr 50 Pferde, Scheunen und ein neues Torhaus mit Zugbrücke. Wir finden diese Gebäudegruppe, wenn auch nur sehr flüchtig, auf einer Jagdzeichnung Matthias Oeders

aus der Zeit um 1580 wiedergegeben, die die Abbildung 16 zeigt. Dem Wirtschaftshof dicht benachbart war die sogenannte „Klinge“ gelegen, ein Försterwohnhaus mit Wildbretkeller, von dem Reste auch heute noch zu sehen sind. Eine Hofmühle mit 4 Mahlgängen stand seit langem am Schloßteich südlich des Burgberges. Diese wird sogar schon 1378 als „tichmol (Teichmühle) sub castro“ genannt.

Hier also war nun Sidoniens Lieblingsaufenthalt, wo sie von 1484 ab ständig wohnte und als fromme Christin im Jahre 1510, 61 Jahre alt und 10 Jahre nach ihrem Gemahl Albrecht, gestorben ist, wie der bekannte Pirnaische Mönch Lindner in seiner Chronik dieser Zeit behauptet: „in hitziger Andacht“. Sie war zweifellos ein Charakter, dazu eine des Schreibens kundige und darum wohl über den Durchschnitt ihrer Zeit gebildete Frau, die sich der Erziehung der ihr verbliebenen Söhne, Georg, Heinrich und Friedrich eifrig widmete und fürstlicher Repräsentation auch an diesem einsamen Orte nicht abhold war. Das zeigt wenigstens eine Rechnung vom Jahre 1496, in der für die hohe Summe von 117 Gulden auf einmal „seyden gewandt“, darunter: „schwarzen damaschken“, „ledisch tuch“ und „zwickisch tuch“ angekauft wurden. Die Fürstin war wohl etwas abergläubisch, wie daraus zu entnehmen ist, daß sie, als sie 1478 guter Hoffnung war, sich den Kopfgürtel und einen Löffel der heiligen Elisabeth aus Thüringen erbat. Desgleichen stiftete sie 1495 das Kirchenfest der heiligen Lanze, nachdem sie von einem 20jährigen Steinleiden befreit worden war. Daß sie auch eine gutherzige Frau war, beweist, daß sie dem Torwärter ihres Schlosses 1505 ein Gütchen in Cossmansdorf schenkte.

Einige Jahre vorher schon (1501) hatte der Küchenmeister der Herzogin, ein gewisser Urban, Freiheit und Privilegien für das Erblehngericht von seiner Herrin erhalten. Das Gebäude lag und liegt heute noch dicht unter dem Schloßberg und ein Blasius Dietrich bekam 1528 „die Gerechtsame zu brauen, schenken, backen und schlachten“. Damit erhielt Tharandt seinen ersten Gasthof. Das Erbrichteramt ging den Besitzern aber im Jahre 1732 verloren, weil damals der Schenkwirt Specht seinem „Blutrichteramt“ nicht nachkam. Das Prangereisen wurde von nun an am Rathause angebracht.

Sidonie war, wie gesagt, eine fromme Frau und hielt darum ihre Hauskapelle im Schlosse in Ehren. Hiervon zeugt bis heute die prachtvolle geschnitzte Kreuzigungsgruppe, die jetzt in der Stadtkirche Aufstellung gefunden hat. Auch die romanische Pforte dieser Kirche dürfte ursprünglich an ihrer Schloßkapelle den Eingang geschmückt haben. Natürlich war sie hier an diesem spätgotischen Bau ebenfalls nicht bodenständig, und wir werden nicht fehl gehen in der Annahme, daß die strenggläubige hohe Frau das schöne Portal von der nunmehr in Ruinen liegenden Kirche im Wald, die sie sicher gut genug kannte, hierher gerettet hatte.

Sidonie kaufte ferner ein Dorwerk Somsdorf, das an der Weißeritz unterhalb von Tharandt gelegen haben muß, um 370 Gulden an. Dieses wurde nunmehr als Meierei für das Schloß ausgewertet, besaß auch einen großen

Obstgarten und einen „Fischhelder“. Dort wird sie sich gewiß mit ihren Kindern des öfteren aufgehalten haben.

Allmählich treten wir nun in ein helleres Licht für die Geschichte unseres Waldgebietes „zum Tarand“ ein. In des strenggläubigen, aber von Unglück in seiner Familie verfolgten Herzogs Georg Zeiten wird kaum allzu häufig das Hifthorn der Jäger lustig in diesem Walde geklungen haben und nur von einem Besuch dieses Fürsten in Tharandt wissen wir, aus dem Jahre 1520. Damals war er mit seinen dann frühverstorbenen Söhnen Friedrich und Johann zur „Schweinshaß“ hier anwesend.

Aber die Söhne seines Bruders Heinrich, der bis zur Regierungsübernahme ständig im Schlosse Freiheitstein zu Freiberg residierte, Moriz und August, die beide dort geboren waren, werden sicherlich ihre ersten Jägerlehrjahre, als Knaben schon und Jünglinge im grünen Tharandter Wald erlebt haben und dort die Liebe zu Wald und Weidwerk eingesogen haben, die sie dann zeitlebens nicht mehr verließ.

Dem 1541 zur Regierung gekommenen Herzog Moriz haben dann seine politischen Geschäfte, seine Kriegsfahrten kaum viel Zeit für Jagdstreifen übrig gelassen. Der Tod traf ihn, zu früh für Sachsens Zukunft, bei Sievershausen im Juli 1553. Das Erbe trat sein Bruder August an, und es sollen hier nur noch zwei Briefe wiedergegeben werden, die das gute Verhältnis der Brüder untereinander, ebenso wie ihre gemeinsame Liebe zum Weidwerk erkennen lassen.

Es schrieb August an Moriz am 2. September 1547: „Es hat uns Ew. L. kuchenmeister angezeigt, daß wenig gesalzen wildbredt im vorrath sey. Weyl denn nun die zeit, das man dieselben einzusalzen pflegt herbey, stellen wir in E. Gn. gefallen, ob wir dessen ein stück 40 oder 50 auf dem Haselbach, Wolkenstein, Kunichstein, Tarisse Wald und an anderen orten schießen mugen, denn wuße (wo) Ew. L. die Schweinshaß halten wollen, können E. L. erwentes schießen nicht abwarten und wurde also wenig wildpredt ins salz kommen“.

Keine Jagdlust spricht aus dem ganzen Schreiben.

Bedächtiger ist der ältere Bruder Moriz, der am 14. August 1552 an August zu dem Zeitpunkte schreibt, als ein Landtag in Dresden stattfinden sollte: „ und weilen wir wohl erachten können, daß man zu solchen landtag wildpret bedurfen würde, als stellen wir zu E. L. gefallen, ob dieselbige uffn Tharandischen Walde . . . 3 w e e n oder d r e y Hirsch, desgleichen uff den Königsteinschen hölzern . . . etwa ein stück wilds, 3 w e y oder d r e y schießen wollten, desgleichen zu anfang des landtags bis zu zehen rehen fahen ließen und daß in allewege mit schießen oder jagen die Dresdnische Heide verschont bleibe und man (!) sich oberwenter stücke sonst an gedachten orten erhole und die rehe uffn Tarantischen oder Tellischen Walde gefangen werden“.

Mit Kurfürst August beginnt die eigentliche große Zeit für den Tharandter Wald, wie ja ebenso für die große Zahl seiner anderen Jagdreviere und

Wälder. Was in den bekannten neueren Werken über die Dresdner Heide und über die Organisation der Jagd — und Forstpfllege daselbst in ausführlicher Weise wiedergegeben ist, enthebt uns hier der Mühe, es für den Tharandter Wald noch einmal zu wiederholen. Überall ist dies in gleicher Weise damals durchgeführt worden, wie ja überhaupt der moderne Begriff der Normung recht eigentlich von Kurfürst August, als einem geborenen Organisator, auf diesem, wie auf anderen Gebieten vorausgenommen wurde.

Wie schon gesagt, waren die Verkehrsverhältnisse zwischen Schloß Tharandt und Dresden noch zu Kurfürst Augusts Zeiten so denkbar ungünstige, das Waldgebiet vom Schlosse Tharandt selbst auch so umständlich zu erreichen, daß es uns gar nicht wundern kann, daß dieser Fürst, kurz nach der Regierungsübernahme, sich entschloß, die administrative Verwaltung des ganzen Amtes Tharandt mit seinen am Waldrande gelegenen Dörfern wieder an die Stelle zu verlegen, auf der seine Dorfahnen inmitten des Forstes ihre Jagdpfalz so lange inne hatten. Von hier aus war das Leben und Treiben im Walde selbst und auf dessen Straßen, waren Forst- und Jagddienste und das Fron- und Abgabewesen der Amtsdörfer in der Tat auch leichter zu übersehen und zu verwalten, als von dem abgelegenen Tharandt am Waldrande, im engen Weißeritzthale.

So kam es zur Neusiedlung in Grillenburg und der Anlage des Jagdhauses daselbst. Damit war dem neuen Schlosse Tharandt eigentlich schon das Urteil gesprochen, obwohl der nun einsetzende übermäßig rasche Verfall desselben uns heute noch unbegreiflich erscheinen muß. Wir möchten aber vermuten, daß Kurfürst August sich auch aus anderen Gründen nicht allzugerne in Tharandt aufhielt. Dabei müssen wir uns der recht scharf zugespitzten Familienverhältnisse erinnern, die sich zwischen dem streng altgläubigen Herzog Georg und seinem Bruder Heinrich, oder besser gesagt, dessen betont evangelisch lutherischen Gemahlin Katharina, der Mutter von Moritz und August herausgebildet hatten. Kurfürst August wird sich auch seiner Großmutter Sidonie nur als fanatischer Anhängerin Roms erinnern haben. Für ihn, den ebenso fanatischen Protestanten kann das ein Grund mehr gewesen sein, Schloß Tharandt mit seiner katholischen Kapelle zu meiden. So verfiel denn das schöne Bauwerk nach kaum 90jährigem Bestand.

1552 war das Schloß noch bewohnbar, denn August logierte dort einen Herrn von Wense auf längere Zeit ein. Doch 1564 bereits wird die Kapelle aufgelöst, und eine Meßglocke sowie zwei Zinnleuchter der Kirchgemeinde Granaten unter dem Tharandt geschenkt. Diese war als solche überhaupt erst seit dem Jahre 1480 entstanden und zählte auch jetzt noch nicht mehr als 33 Wohnhäuser. Eine Kirche erhielt der kleine Ort an Stelle einer Kapelle erst um das Jahr 1571, was daraus hervorgeht, daß der Kurfürst damals der Gemeinde Holz „zum Kirchenbau“ schenkte. Die alte Schloßuhr wurde für diesen geplanten Bau schon 1568 abgegeben. Wir finden dann das kleine Kirchgebäude mit seinem Dachreiter auf Matthias Oeders Skizze aus der Zeit

um 1580 (s. Abb. 16) auf dem Platze des jetzigen Rathauses von Tharandt dargestellt.

Aber auf einer anderen kleinen Skizze von derselben Hand und aus gleicher Zeit ist, westlich vom untersten großen Bogen des Schloßbaches, ein Pfarrhaus in Fachwerkbauart zu sehen (s. Abb. 3), das durch eine niedrige Steinmauer mit einem kleinen eigenartigen Massivbau verbunden ist, der durch Steingiebel, Hausteinquaderung an den Ecken und zwei Strebepfeiler an der Eingangswand bemerkenswert erscheint. Zwischen den beiden Strebepfeilern ist auch eine Rundbogentür deutlich sichtbar. Der ganzen Art und Formensprache nach kann dies nur die ältere, evangelische Kapelle von Granaten sein, die um 1555 entstanden war, als Granaten selbständige Kirchgemeinde wurde. Wenn wir aber hier auf dem kleinen Bildchen an der Seitenwand, statt größerer Kirchenfenster drei kleine Fenster, dazu noch zwei weitere Türen erkennen, so beweist dies nur, daß damals diese kleine Kapelle bereits anderen Zwecken zugeführt war. Auf der Karte des Majors Langermann vom Jahre 1765, im Hauptstaatsarchiv, sind beide Häuser ebenfalls noch zu finden. Das Pfarrhaus steht noch immer auf der alten Stelle, die ehemalige Kapelle aber ist dort als Brauhaus bezeichnet. Das angegebene Freigelände zwischen Kapelle und Pfarrhaus dürfte den alten Friedhof von Granaten darstellen.

Im Jahre 1568 wanderten nun auch Fenster, Türen und Eisenbeschläge des alten Schlosses zu den Neubauten in Grillenburg ab. Der Verfall war also in vollem Gange. In den nun folgenden Jahren wurden die Dachschiefer, das Balkenwerk, und schließlich selbst die Mauersteine teils verkauft, teils verschenkt und abtransportiert. Schließlich um 1590 wurde auch das uralte Schössereigebäude abgetragen, auf dessen Bauplatz dann im Jahre 1624 wiederum ein neues Kirchengebäude entstand, das heute noch vorhanden ist. Das stolze Bauwerk Arnolds von Westfalen aber war damit nun zur malerischen Schloßruine Tharandt geworden (s. Abb. 4).

Das Jagdhaus Grillenburg und seine Geschichte.

Das neue Jagdhaus Grillenburg, das seit dem Jahre 1554 erbaut wurde, hatte zwei Hauptgebäude, ein Fürstenhaus und eine Schösserei, deren genaue Lage und Grundrißanordnung aus den hier beigegebenen Plänen und Bildern (Abb. 5, Abb. 6) klar zu ersehen ist. Dabei sei gleich bemerkt, daß uns natürlich die Originalpläne aus der Entstehungszeit fehlen, und die hier wiedergegebenen erst nach Unterlagen einer viel späteren Zeit rekonstruiert wurden. Wir wissen aber aus den Archivalien, daß einschneidende Veränderungen an den von Anfang an mit einfachsten Mitteln erbauten Häusern kaum eingetreten sind. Eine kleine Skizze der Gebäudegruppe von Matthias Oeder (um 1580) gibt jedoch ihre Lage und ihr Aussehen aus der Zeit der Entstehung recht gut wieder (s. Abb. 1).

Das Hauptgebäude, das eigentliche Fürstenhaus, baute sich auf hakenförmigem Grundriß auf. Sein Dach war über zwei Seitengiebeln an den Haken-

enden in Sattelform aufgesetzt und mit Schindeln gedeckt. Dort, wo beide Firste zusammenstießen, wurde beim Neubau ein Uhrtürmchen aufgesetzt, in dem zwei flache Seigerschellen aufgehängt wurden. Diese sind erhalten und hängen noch heute als letzte Zeugen der Grillenburger Blütezeit unter Kurfürst August auf dem Glockentürmchen des jetzigen Jagdhauses.

Beide Glocken haben Inschriften, und es lautet die der größeren: „Sit nomen domini benedictum ex hoc nunc et usque, Anno MDL VIII; ihr Durchmesser beträgt rund 130 Zentimeter. Die Inschrift der kleineren aber lautet: „Wolff Hillger zu Freibergk goß mich 1550“; ihr Durchmesser beträgt

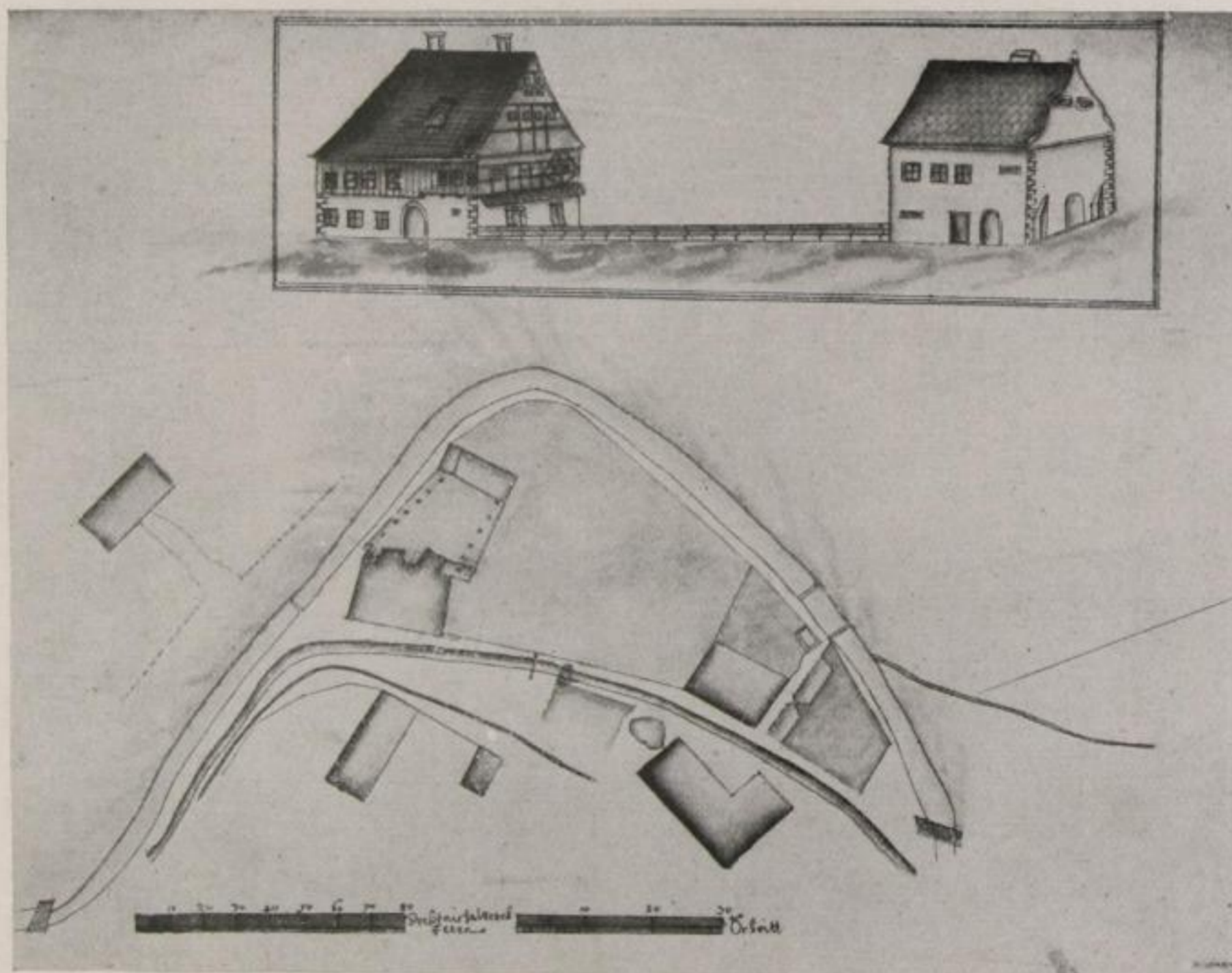


Abb. 3. Pfarrhaus und alte Kapelle der Zeit um 1555 in Tharandt-Granaten
(Nach einer Zeichnung von M. Oeder um 1580. H. Staatsarchiv, Dresden)

rund 80 Zentimeter. Daß die große Glocke erst von 1558 stammt, beweist übrigens, daß der Bau des Fürstenhauses erst zu diesem Zeitpunkt beendet wurde. Die zu diesen Glocken gehörende Uhr, die niemals richtig ging, der sogenannte „Seiger“ und seine beiden Schellen haben in der Folgezeit eine sehr eigenartige Wanderung über die Dächer der verschiedenen Häuser von Grillenburg angetreten, von der noch zu sprechen sein wird.

Das Fürstenhaus, das als Architekturwerk äußerlich völlig schmucklos war — nur die Fenster- und Türgewände bestanden aus Sandsteinstücken mit geringer Profilierung — hatte im Innern eine gradläufige Steintreppe als

Verbindung von Ober- und Untergeschoß. Unten waren die große Hofestube mit Küchenstube und Kellerzubehör, sowie eine Jägerstube untergebracht. Im Obergeschoß aber lagen dereinst die Fürstenzimmer, deren Anordnung der Plan (Abb. 5) wiedergibt. Es waren das des Kurfürsten Wohn- und Schlafzimmer, der Kurfürstin Wohn- und Schlafzimmer, zwei Prinzenzimmer am Südflügel, zwei weitere Kammern und schließlich das Tafelzimmer, das vom Vorsaal und vom Wohnzimmer des Kurfürsten her durch zwei Rundbogentüren zugänglich war. An der Wand zwischen diesen Türen war das anfangs genannte Gedicht des Hans Jeniz, umgeben von Laubwerk, angemalt. Im ausgebauten Dach-



Abb. 4. Tharandt zu Anfang des 19. Jahrhunderts

Links: das 1805 neu erbaute Badehaus, die spätere Forstakademie. Mitte: die Schloßruine.
Rechts: die Kirche. (Aus dem Staatl. Kupferstich-Kabinett Dresden)

geschoß befanden sich, über eine Holztreppe zugänglich, unter anderem eine Kammer für einen Kammerjunker und solche für die Damen der Kurfürstin.

Die Ausstattung der Fürstenträume haben wir uns dabei denkbar einfach vorzustellen, die Decken als Balkendecken mit Einschub und in bunten Farben lustig bemalt (s. Abb. 7), die Möbel ebenso einfach. Im Tafelzimmer stand unter anderem „ein oval runder Tisch mit sechs schwarzen, gedrehten Säulenfüßen und Knöpfen, nebst zwei halben Blättern zur Verlängerung desselben“. Geringer Wandschmuck wird in Form von Geweihen und anderen Jagdtrophäen vorhanden gewesen sein. Jedenfalls berichtet uns ein späteres Inventar, daß

darüber hinaus „auch nicht das geringste“ an Bildern und Kunstgegenständen in Grillenburg zu finden war.

Das ganze Fürstenhaus war also in der Tat nur ein Jagdhaus, kein „Jagdschloß“, wie denn auch dieser hochtrabende Ausdruck für die ganze Anlage zu Kurfürst Augusts Zeiten meist noch vermieden wurde und erst später üblich wurde.

Das zweite Hauptgebäude von Grillenburg war die sogenannte Schösserei, wo der Schösser, zeitweilig auch der Amtmann, seinen Wohn- und Dienstsiß hatte, also das eigentliche Regierungsgebäude.

Gerade dieses Haus aber, dessen Urform wir ebenfalls aus den Plänen und dem Bildchen von Oeder kennen, hat eigentlich die wechselvollste Geschichte

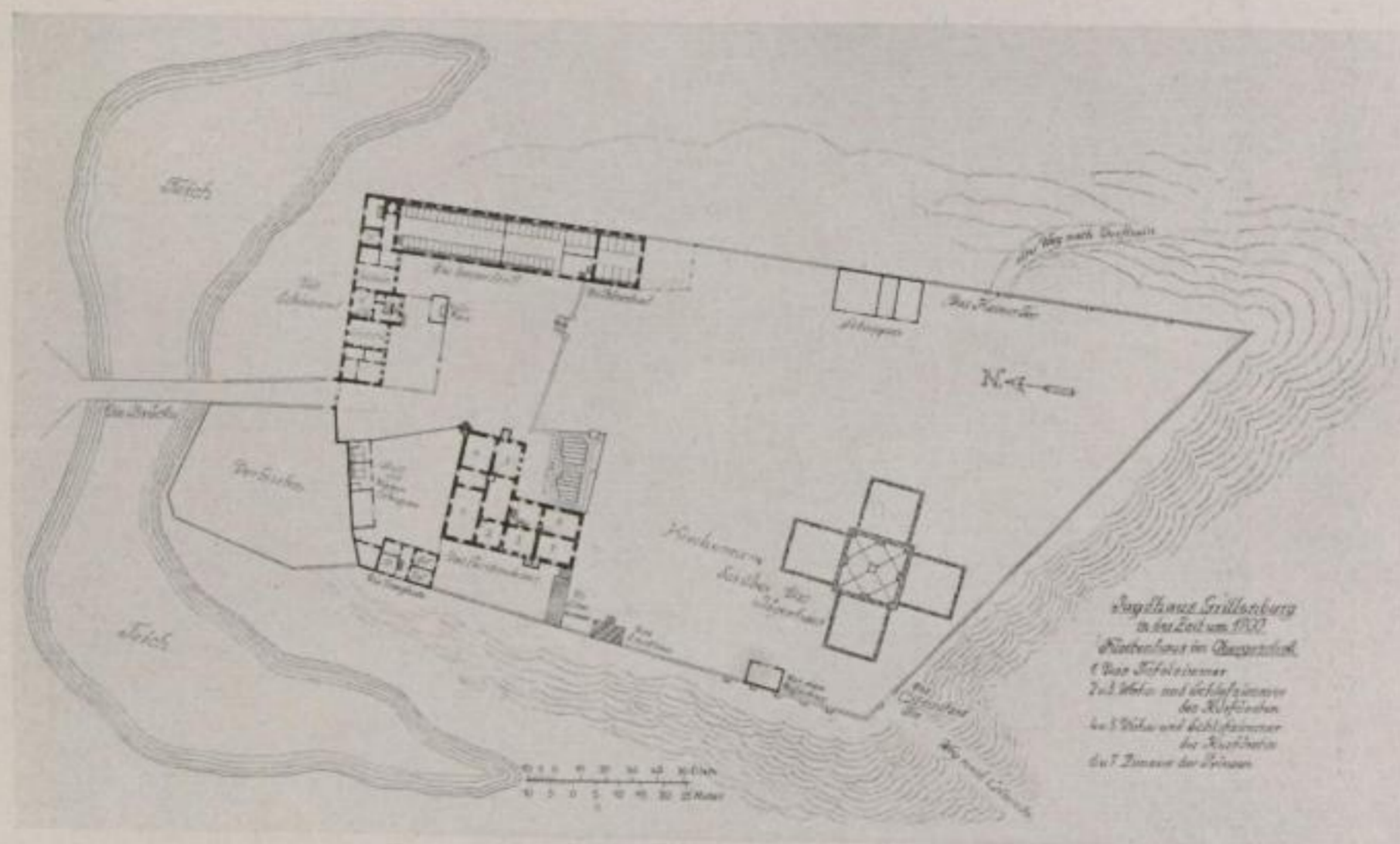


Abb. 5. Gesamtanlage des Jagdhauses Grillenburg um 1700

gehabt. Es ist dies Gebäude aber auch von allen Grillenburgern Häusern der Uranlage allein bis heute stehengeblieben, und eben jetzt als „Sächsischer Jägerhof“ neu ausgebaut worden.

Am Weihnachtsfest des Jahres 1654 fiel die Schösserei mit dem wiederum in Hakenform angelegten Stalle für 70 Pferde einer Feuersbrunst zum Opfer, und nur alte Akten geben uns über die ehemalige innere Raumgestaltung dürftige Auskunft. Danach war im Untergeschoß u. a. eine Torstube am Hof, eine Gesindestube und eine Badestube vorhanden; Wohnstube, und eine neue und alte Amtsstube des Schössers waren wohl im Obergeschoß zu finden. Eine Wendeltreppe vermittelte den Verkehr nach oben. Am Ende des anschließenden langen Stalles, der einstöckig war, lag noch die sogenannte „Beerenhaut“, ein zweistöckiges Fachwerkhäuschen, in dessen Obergeschoß die „reißigen Knechte“

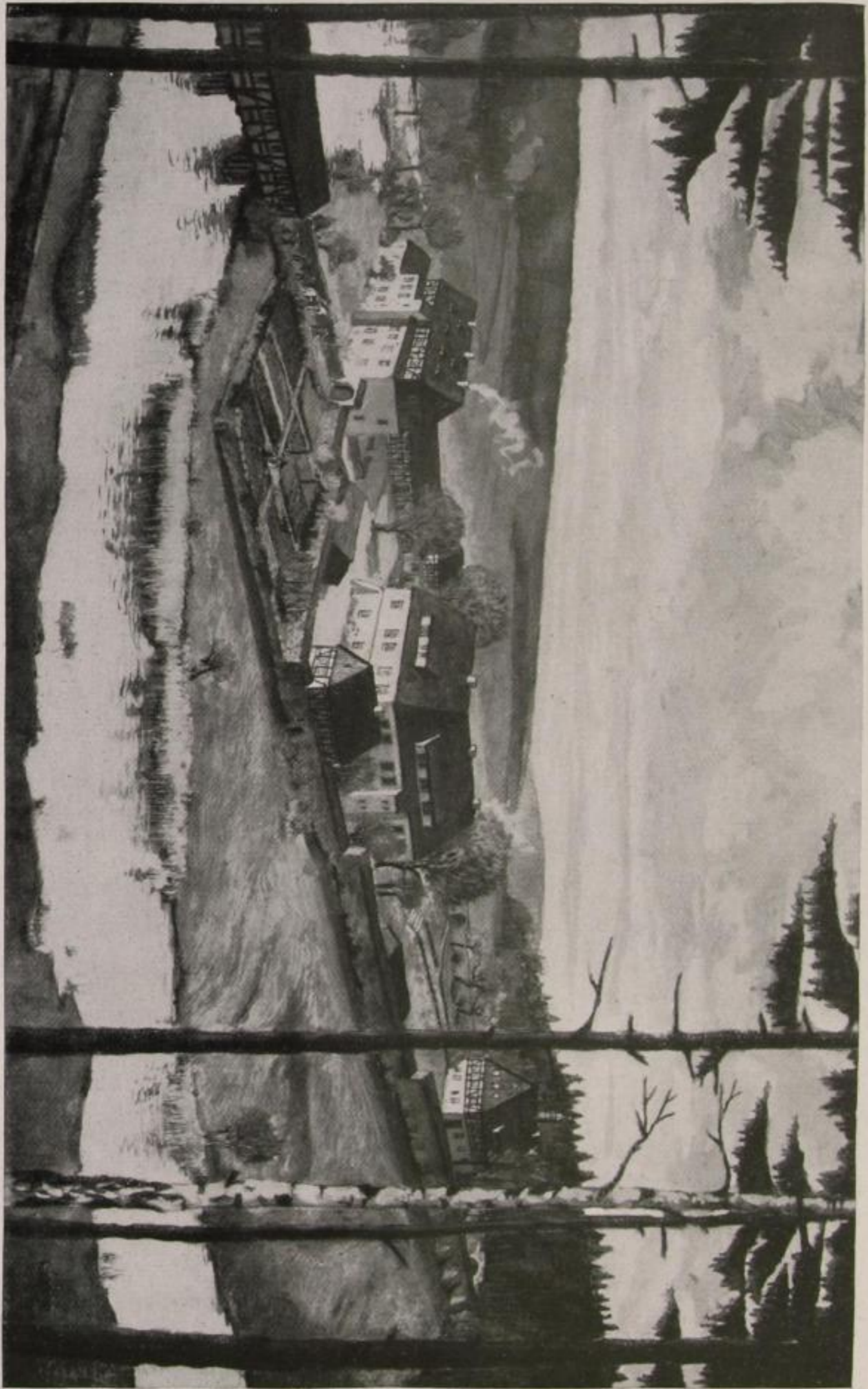


Abb. 6

Jagdhaus Grillenburg in der Zeit um 1700. Links: die Schöfferei. Mitte: das Fürstenhaus, davor die Fronfeste. Rechts: die Jägerrei

wohnten und schliefen, woraus sich der Spitzname gewiß leicht genug erklärt. Darunter war ein weiterer Stall für 8 Pferde vorhanden. Von diesem kleinen Bauwerk ist heute nur noch der Sockel erhalten (s. Abb. 5 und Abb. 6).

Nach dem Brande von 1654 wurde das Schössereigebäude um zwei Fensterachsen gegen Westen, nach der Brücke zu, verlängert. Ein neuer Keller wurde damals hier geschaffen, und das Haus erhielt so die Abmessungen, die es heute noch hat. Die Außen- und Innenarchitektur aber war genau so einfach wie die des Fürstenhauses, das Dach wieder nur mit Schindeln gedeckt. Die heutige gradläufige Steintreppe entstand an Stelle der alten, nach dem Brand wiedererbauten Wendeltreppe in der unteren Hälfte erst im Jahre 1703, in der oberen um 1850. Im Obergeschoß des neuen Baues waren wieder die Wohnräume und Amtsstuben des Schössers untergebracht, im Erdgeschoß verblieb ungefähr die alte Anordnung. Das Gebäude hat dann seine Bestimmung oft gewechselt und im 18. und 19. Jahrhundert finden wir nun hier den Dienstsiß eines Oberförsters bzw. eines Forst- und Oberforstmeisters. Um 1700 war der Dachstuhl in sehr origineller Weise in Fachwerk ausgebaut, der Giebel nach der Brücke zu aber verbrettert worden.



Abb. 7.

Reste bemalter Balkendecken aus dem Jagdhaus Grillenburg

In diesem Zustand der Zeit um 1700 erkennen wir das Fürstenhaus und die Schösserei nunmehr auf dem rekonstruierten Bilde der Abbildung 6, dazu noch den langen Stall, und an dessen Ende die Bärenhaut, die beide nach dem Brande von 1654 ebenfalls wieder aufgebaut wurden.

Noch eines auffälligen Umstandes ist bei Betrachtung der Geschichte dieser beiden Grillenburger Hauptgebäude zu gedenken. Es schreibt nämlich der kurfürstliche Baumeister Ezechiel Eckardt in einem Gutachten des Jahres 1653, daß er befunden habe, daß diese Gebäude in ihren Fundamenten nicht, wie es damals schon längst die Regel war, in Bruchsteinen mit Kalkmörtel gemauert

seien, sondern nur „in Gehörn mit Lehm“. Das aber ist dieselbe Bauweise, die wir in den Fundamenten der alten Kirchenruine beobachten können. Und es ergibt sich schon daraus die Wahrscheinlichkeit, daß die neuen Grillenburger Bauten 1554 aus Ersparnisgründen auf vorhandenen alten Fundamenten errichtet wurden.

Das dritte größere Bauwerk der Neuanlage war eine Schenke, die wir nun auch auf Oeders Skizze (Abb. 1) deutlich eingetragen finden. Das an sich unwesentliche Gebäude stand dereinst auf der westlichen Triebischseite in einiger Entfernung von der Brücke und war besonders durch einen übergroßen Pferdestall auffallend, der allein 80 Tiere faßte. Aus dieser Zahl und aus der dazu kommenden von 80 Pferdeständen im Jagdhaus selbst können wir erst richtig ersehen, mit welchen Personalzahlen bei fürstlichen Jagdzügen damals zu rechnen war.

Es findet sich aber dann eine weitere merkwürdige Notiz in einem Aktenstück des Jahres 1730. Dort heißt es nämlich: „In gleichen hat vor undenklichen Jahren, ehe das Jagdhaus Grillenburg erbauet, ongefuehr 200 Schritt davon bei der Mühle, der sogenannte Schänkhübel gestanden, von welchem sich annoch zwei schöner Keller befinden, bei dem viele Grundstücke und besten Wölbsteine herausgebrochen werden könnten“. Es war jedoch nach den Akten die Schenke aus Kurfürst Augusts Zeiten, die Oeder abbildete, erst um das Jahr 1670 eingegangen, konnte also um 1730 noch nicht vergessen gewesen sein. So kann man der Vermutung Raum geben, daß bei der uralten Ansiedlung des 12. Jahrhunderts vielleicht ein Gästehaus außerhalb des Mauerrings ursprünglich schon vorhanden war, von dem diese massiven Kellergewölbe stammen konnten. Auch wird von alten Grillenburger Einwohnern erzählt, daß in den Feldern der Nähe des Jagdhauses noch heute zuweilen behauene Steine gefunden werden. Von einem „Schänkhübel“ aber weiß heute dort niemand mehr etwas.

Die Schenke aus Kurfürst Augusts Zeiten war ein bescheidener Zweckbau. Ein Trabant mit Namen Veit Wiedener wurde 1557 dort „als ein kreßschmar“ eingesetzt und sollte „den vorüberwandernden auch anderen zustelligen und frembden leuten und gästen umb gebührliche bezahlung unterhalt und getränke“ reichen. Das Gebäude und der lange Stall daran waren in der Folgezeit, genau wie auch die anderen Grillenburger Häuser, ständig schadhaft, trotz aller Bemühungen des kurfürstlichen Baumeisters Hans Irmisch. Man hatte wohl auch bei diesen Bauten wieder zuviel eingespart.

1609 war ein anderer Wirt Hans Reinhardt gestorben, und der Grillenburger Amtmann schlug nun vor, gleich zwei Wirte dort einzusetzen, „da Grillenburg so gar einsam im Walde“ liege. Auch das ist eine nun ständig wiederkehrende Klage der wenigen dortigen Bewohner, deren Berechtigung man nachfühlen kann. 1615 ist eine Stube in der Schenke, „in welcher zu Jagdzeiten das Jagdgesinde sich aufgehalten, erwärmet und abgetrocknet hat, über den Haufen gefallen“. Und 1670 ist schließlich, wie schon gesagt, die alte Schenke gänzlich eingegangen.

Erst 1704 entstand, um das hier gleich vorweg zu nehmen, ein Mühlenneubau, jedoch nunmehr auf dem östlichen Triebischufer, dessen Besitzer 1733 Schank und Backgerechtigkeit erhielt. Das Mühlengebäude war von 1713 an zweistöckig, die Mühle selbst aber zur Hälfte Mahl- und zur Hälfte Brettmühle und hatte darum zwei Räder an der Triebisch. Ein Schenkgarten an der alten Straße war damals schon vorhanden. In dem hier wiedergebenen Plan des Charandter Waldes von 1768 (s. Abb. 12) finden sich die Gebäude der Mühle, samt Scheune und Stall eingetragen. Bis auf das Hauptgebäude sind die letzteren noch heute hinter Stephans Gasthof zu finden. 1737 entstand dicht bei der Schenke noch eine kleine Hufschmiede neu, und ist im wesentlichen noch heute erhalten (s. Abb. 19).

Im Grundriß (s. Abb. 5) sehen wir noch das kleine Gebäude einer Fronfeste eingetragen, desgleichen auch auf dem Gesamtbilde als zweistöckiges Häuschen dargestellt. Die hier wiedergebene Fronfeste stammte aber erst aus der Zeit um 1614. Damals war die vorher an dieser Stelle seit der Neugründung vorhandene „Landsknechtei“ mit ihren im Untergeschoß gelegenen zwei Gefängnissen, dem sogenannten „Gugguck“ eingegangen. Diese Fronfeste erinnert uns daran, daß Grillenburg doch eben Ort einer Behörde und damit auch Ort der vollziehenden niedrigen Justiz war. Somit waren auch an einer Ecke des Fürstenhauses nach dem Hofe zu, dort, wo sich später ein kräftiger Verstärkungspfeiler erhob, zwei Prangereisen angebracht. Weiter finden wir 1717 zwei Gefängnisse genannt, dazu eine Bein- und eine Handschelle mit Ketten, ein doppelter Handspanner und eine Doppelhandschelle.

Ein kleines vergittertes Fenster im unteren Teil der langen Westumfassungsmauer, und eine kleine Mauerpforte daneben, ist alles, was heute noch an die Fronfeste von 1614 erinnert, die erst 1828 abgebrochen wurde. Durch die Grabung wurden aber inzwischen die Fundamente der zwei älteren Gefängniszellen des „Gugguck“ freigelegt, die sich ebenfalls, wie jetzt deutlich kenntlich, in den Fundamenten der alten Abtei eingemauert hatten.

Zwischen der genannten Umfassungsmauer und dem Fürstenhause war ursprünglich noch ein kleines belangloses Häuschen gespannt, das den anspruchsvollen Namen einer „Silberkammer“ führte, von dem uns aber nichts weiter berichtet wird. Es ist aber auch hier wieder auf einen Spitznamen lustiger Jägersleute eher zu schließen, als etwa auf einen Absenker des Grünen Gewölbes.

Schließlich war noch am Mittelteil der östlichen Umfassungsmauer, nahe beim Hainer Tor, ein Kohlenschuppen untergebracht und an der Ostmauer, diesem gegenüber, ein kleines Schießhaus. Dazu trat endlich noch ein Wasserkastenhaus höher oben bei der Kirchenruine, das seinen Zufluß in Holzröhren aus sechs Quellen im benachbarten Walde bezog, darunter einen Strang aus dem schon genannten alten Steinbruch, der noch bis tief in das 19. Jahrhundert hinein die Jagdhausanlage mit Trinkwasser versorgte.

Wir wenden unsere Aufmerksamkeit nun der langen Umfassungsmauer selbst zu, die mit rund 450 Metern Länge als das bedeutendste Bauwerk in

Grillenbourg überhaupt anzusprechen ist. Schon oben wurde die Vermutung ausgesprochen, daß diese Mauer sehr wohl noch von der alten Abtei Tammos von Strehla herkommen könnte. Dem scheint zu widersprechen, daß Kurfürst August 1557 bereits Auftrag gibt, eine Mauer um das „neu gebäude und den garten“ zu machen. Dieser Garten aber lag und liegt heute noch außerhalb der eigentlichen Umwallung bei der Brücke, und sollte eben damals nur seine eigene Mauer bekommen. Desgleichen sollte wohl nur der Mauerring um die eigentlich neue Gebäudegruppe herum geschlossen werden, was kaum mehr als Ausbesserungsarbeit bedeutete. Hätte es sich um Neuanlage der riesigen Umfassungsmauer selbst gehandelt, so wäre ein umfangreicher Apparat von Kostenanschlägen, Gutachten und Besichtigungen in Bewegung gesetzt worden, wie das bei August die Regel war, wenn er einmal hohe Summen ausgeben sollte, die er nicht ganz genau kontrollieren konnte. Nichts, rein gar nichts ist aber in den Akten dieser so schreibfreudigen Zeit darüber zu finden gewesen. Dagegen erfahren wir bereits 1563, daß Hans Irmisch die Deckung der großen Mauer ausbessern sollte, und noch auffälliger ist, daß wir 1646 hören, daß diese Mauer mit Dachziegeln gedeckt war, die nun sehr schadhast waren. Dachziegel aber gab es damals in Grillenbourg sonst nirgends, und der Kurfürst hätte ganz bestimmt die hohen Kosten der Anfuhr von solchen gescheut und vermieden. Nur eigenes Fabrikat von Schindeln wurde darum überall an den Gebäuden zur Dachdeckung verwendet. Aber von der uralten Kirche wissen wir, daß sie einst mit ganz schweren Dachziegeln eingedeckt war. Auch das spricht durchaus für die Annahme, daß eine alte Umfassungsmauer der Frühzeit hier noch bestand, als Grillenbourg neu besiedelt wurde. Die fast ebenso alte Mauer des Klosters Alt-Zella hat sich ja ebenfalls bis heute durch alle Stürme von 7 Jahrhunderten erhalten.

Die schon genannten drei Tore in der langen Mauer waren früher in Rundbogen oben geschlossen und mit hölzernen Flügeln versehen, wie wir das heute noch am südlichen, dem Colmnißer Tore sehen können (s. Abb. 8). Die anderen beiden Tore haben leider diesen Rundbogen und damit jeden Charakter verloren.

Wir kommen nun noch zur alten Brücke von Grillenbourg, die zu allen Zeiten ein Schmerzenskind der Gesamtanlage war. Naturgemäß war von Anfang der Neubauten in Grillenbourg an nur eine Holzbrücke über den Brückenteich am Schlosse, der damals noch der Unterteich hieß, vorhanden, denn Holz war dort das billigste Baumaterial. Schon auf Oeders Skizze ist dieser Brückenstein zu finden und ist hier noch außergewöhnlich lang, an 70 Ellen, also rund 36 Meter. 1581 erfahren wir, daß die Brückenkonstruktion auf 6 Holzjochen ruhte, aber schon sehr reparaturbedürftig war, was schon frühere Anschläge des Baumeisters Irmisch von 1562 und erneut von 1575 betont hatten. Irmisch hatte damals daran gedacht, die Holzbrücke durch einen langen festen Erddamm mit Steinpackung zu ersetzen. Davon kam man aber nach den schlimmen Erfahrungen mit dem Teichstaudamm am Colmnißer Tor wieder ab, der um das Jahr 1570 durchgerissen war, und der das übrigens auch heute wieder ist. So

begnügte man sich in der Folgezeit damit, die Brückenbahn durch teilweise Dammschüttungen von beiden Seiten her einzuengen und zu verkürzen. Es blieb aber die Brücke selbst noch immer eine Holzkonstruktion, die natürlich immer wieder „wandelbar“ wurde und zu Reparaturen Anlaß gab. Erst im Jahre 1730 entschloß man sich endlich, eine Brücke von drei Bogen aus Steinen aufzubauen, und es entstand nunmehr die Brücke, die heute noch ihren Dienst versieht (s. Abb. 9).

Der hier genannte Teich am Colmnißer Tor, das 1578 übrigens auch als Freiburger Tor bezeichnet wird, ebenso wie das Hainer Tor als Dippoldiswalder Tor, war der sogenannte Wiesenteich, weiter folgte nach Osten zu der



Abb. 8. Das Colmnißer Tor

Oberteich und nördlich von diesem der Mittelteich. Alle vier Teiche, den Brückenteich eingeschlossen, finden wir in Oeders Skizze (Abb. 1) verzeichnet und vermessen. Das Gefälle vom Mittelteich zum Brücken- oder Unterteich wurde bei Beginn der Siedlung zum Betrieb einer kleinen Brettmühle ausgenutzt, die sich schon 1577 genannt findet. Hier wurden u. a. die Bretter für den damals laufenden großen, neuen Schloßbau in Freiberg geschnitten, den Hans Jrmisch leitete. Um dieselbe Zeit übrigens war auch ein neuer Teich für Forellenzucht „beim Wernersbach, bei dem lange Stege“ gefertigt worden. Die vier Grillenburger Teiche waren dagegen mit Karpfen besetzt.

Als letzter Bau in Grillenburg entstand, viele Jahre nach Kurfürst Augusts Tode, erst um 1599, der eines eigentlichen Jägerhauses. Hierzu wählte man nun doch die Stelle der alten Kirchenruine, die solange mit der Bebauung gemieden worden war.

Im Herbst 1599 berichtete der damalige Schösser mit dem guten deutschen Namen Hans Jagenteuffel, daß der Bau eines Jägerhauses dringend nötig werde, und schlug dazu die Stelle über dem alten Steingewölbe vor, von dessen ursprünglicher Bedeutung er natürlich keine Ahnung hatte. Dagegen findet sich hier nun dieses Gewölbe als der Keller des „alten Schlosses“ bezeichnet. Zum ersten Male taucht dieser Ausdruck hier auf, ein Beweis, daß zwar nicht die Erinnerung an die Kirche, aber die an die alte Markgrafen-Jagdpsalz doch irgendwie im Volksbewußtsein noch dunkel vorhanden war. Immerhin eine wichtige Bestätigung unserer oben gegebenen Vermutungen.



Abb. 9. Grillenburg. Die alte Steinbrücke

„ . . . weil auch nötig, daß der keller zu fürfallenden lagern zu gebrauchen . . . auch darüber solche gemächer angerichtet, daß sich darinnen nach gelegenheit der jägermeister und seine zugeordnete bey aufwartung der herrschaften auf etliche tage behelfen können,“ wird der Antrag auf den Neubau gestellt und im gleichen Herbst desselben Jahres von Oberforstmeister Georg von Kreß an Jagenteuffel der Auftrag für den Bau gegeben.

Endlich kam damit nun in Grillenburg auch die Jägerei zu ihrem Rechte.

Der neue Bau deckte sich in den Maßen ungefähr mit den der darunter gelegenen Krypta, war aber nur ein zweistöckiger Fachwerkbau mit ausgebautem Dachgeschoß und Satteldach in Schindeldeckung. Seine Fenster und Türen stammten vom Abbruch des alten Schlosses in Tharandt (s. d. Grundriß Abb. 5 und das Gesamtbild Abb. 6). Im Untergeschoß waren vier große

Stuben und eine kleine Küche vorhanden, darüber im Obergeschoß vier Kammern und weiter noch eine Anzahl Räume unter dem Dachboden. Die beiden Giebel waren verbrettert, das Ganze also nur ein recht bescheidenes Bauwerk.

Nun aber tritt das Seigertürmchen vom Fürstenhause aus seine erste Wanderung an und erscheint von nun an auf dem Dach des neuen Jägerhauses (s. Abb. 6).

In der Krypta aber, wo einst fromme Mönche bei Kerzenlicht und Weihrauchdunst heidnisches Quellwasser in heiliges Taufwasser durch frommes Gebet verwandelten, wurden nun feiste Hirsche und Schweine, die Strecke ergiebiger fürstlicher Jagd eingelagert. Und hoch über der Grillenburger Rodung



Abb. 10. Jagdschloß Grillenburg um 1800
Nach altem Stich in der Sammlung Adlung (Ca-Bü, Dresden)

schlugen jetzt die Stundenglocken Wolff Hilligers vom Seigertürmchen ihren mehr oder weniger geregelten Schlag, an gleicher Stelle, an der einst die Glocken der Kirche die neu bekehrten slawischen Untertanen zur feierlichen Messe und zum sicherlich niemals ganz verstandenen Gottesdienst riefen.

*

Das Jagdhaus Grillenburg war nunmehr in seinem ganzen Aufbau vollendet, und Amtmann und Schösser hatten dort Wohnung genommen. Als erster Amtmann zog ein Herr von Strapuzky 1559 ein, der sich vom Kurfürsten drei Jahre lang zum Umzug hatte nötigen lassen. Die Herren von der Regierung hatten, scheint es, schon damals, wie auch in der Folgezeit, niemals rechte Lust zum Aufenthalt in den denkbar einsam gelegenen Grillenburg, wobei wir

uns zu erinnern haben, daß bis zur Zeit um 1780, außer Jagdhaus und Schenke, kein anderes Wohnhaus sich in der Richtung befand.

Die neue Anlage wurde nach Möglichkeit in Ordnung gehalten, und die Einwohner von Granaten (Tharandt) waren, wie wir das aus einem späteren

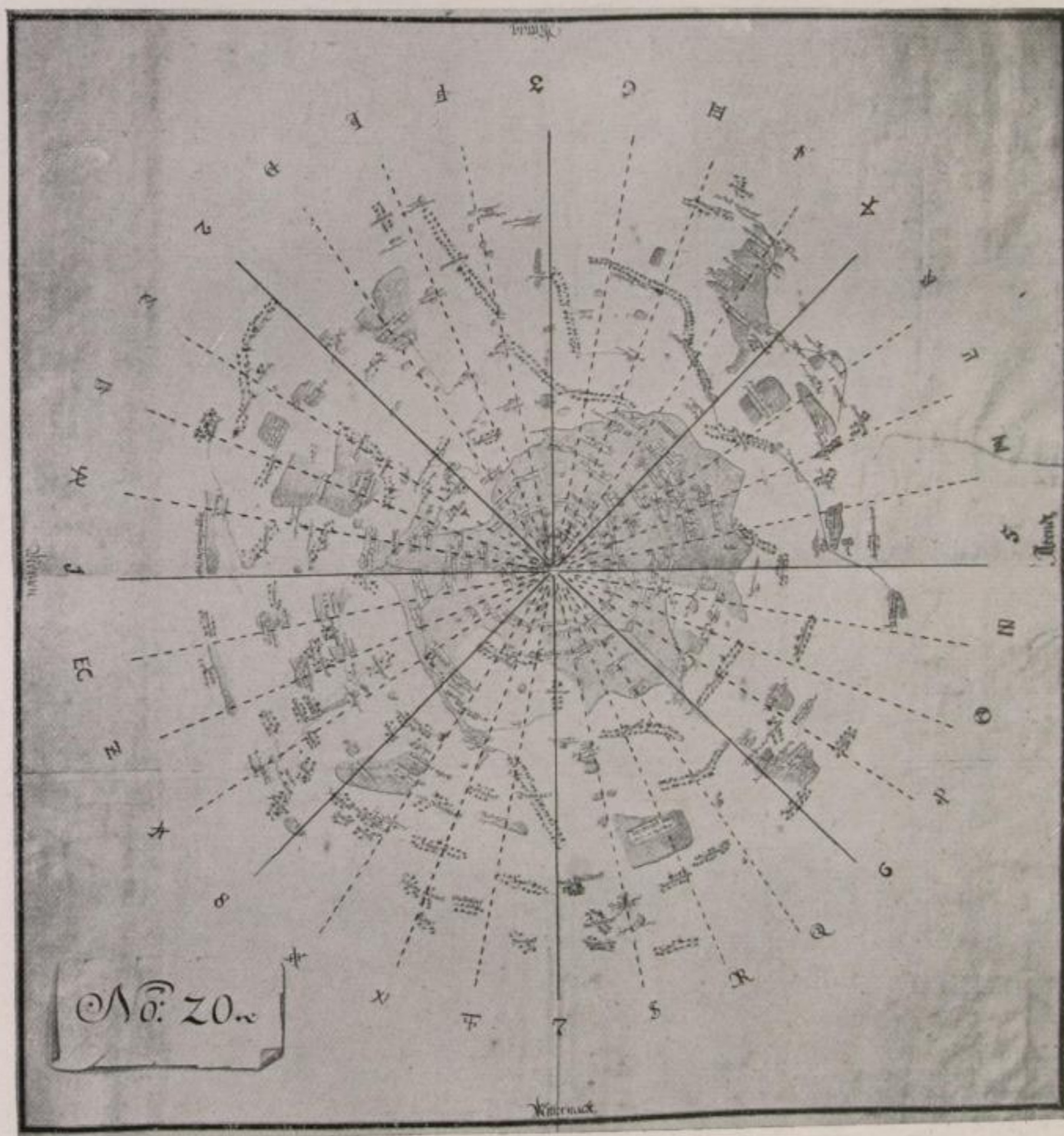


Abb. 11. Älteste Karte des Tharandter Waldes von Humelius um 1558
(H. Staatsarchiv, Dresden)

Bericht von 1658 erfahren, „nach uraltem Herkommen“ verpflichtet, „alle uff dem churf. hause Gryllenburg vorhandenen Iosamenter, allezeit und so oft es ihnen geboten wirdt mit waschen, kehren, auch die pferdeställe bey ihrer cost (bei freier Verpflegung also) auszusäubern, sowohl den hof zu räumen und kehren.“ Außerdem mußten die Bewohner von Granaten noch bei Hofjagden die Hunde aus dem Amte Tharandt hin- und zurückführen.

Sturmschäden richteten bereits in den Jahren 1559 und 1562 schwere Schäden an den Schindeldächern und auch den Fenstern an. Um 1570 muß der Baumeister Irmisch bereits überall Ausbesserungsarbeiten vornehmen. 1603 werden wieder alle Gebäude als schadhafte gemeldet, und dann kam die schwere

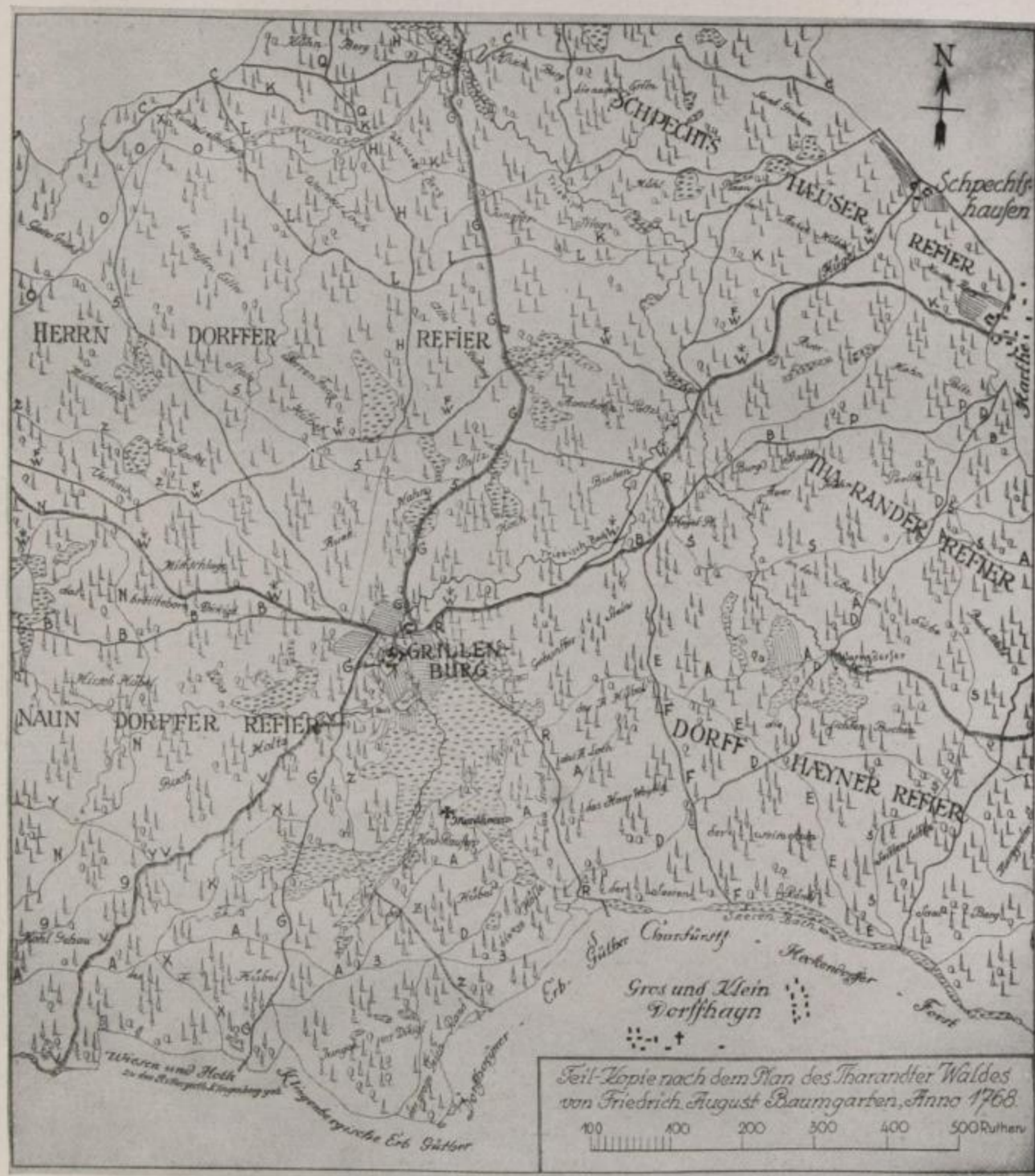


Abb. 12. Ausschnitt aus der Karte des Tharandter Waldes von Baumgarten (1768)
(H. Staatsarchiv, Dresden)

Zeit des 30jährigen Krieges, in der Grillenburg zeitweilig völlig verlassen stand, so besonders in den Jahren 1632, 1634 und 1642, in welchem letzterem Jahre Freibergs zweite Belagerung durch die Schweden stattfand.

1632 schon war vorsichtshalber das Uhrwerk mit den Glocken nach Tharandt gebracht und in der Kirche versteckt, die Regierungsakten aber auf

Schloß Freudenstein in Freiberg geborgen worden. Die Gebäude von Grillenburg wurden damals durch schwedische Truppen wiederholt so verwüstet, daß „churf. Durchl. einmal selbst kommen mögen“ und „bei Besetzung dieselbe vieles anders befinden würde,“ wie der Schösser schreibt.

Nachdem bereits am 25. September 1632 einmal schwedische Marodeure in Grillenburg von Tharandter und Gersdorfer Defensionern zersprengt, ihnen auch der dortige, von den Schweden gefangene „Wildmeister“ wieder abgenommen worden war, waren an einem Oktobertage des Jahres 1634 die acht in Grillenburg stationierten sächsischen Musketiere von 50 schwedischen Musketieren und einer Anzahl Reitern überrumpelt worden, die die drei Tore von

Grillenburg auf einmal erstürmten und dann anschließend die Gebäude geplündert hatten. 1643 im März schrieb der Schösser von Grillenburg, daß „dasselbe noch zur Zeit der unsicheren und bösen Kriegszeit . . . ganz allein liegt und kein Mensch mehr hierbei wohnt.“ Dann folgt die Liste der Gebäudeschäden, die dann ab 1645 der Baumeister Ezechiel Eckardt zu beheben sich bemühte.

1654 brannte, wie schon oben gesagt, die alte Schösserei ab. Aber auch in der Folgezeit hören die Klagen über den schlechten Zustand der Gebäude nicht auf, und um 1670 fiel dann, wie wir schon wissen, die alte Schenke ein.

1669 wohnte nur noch der Schösser in Grillenburg, der Amtmann aber wieder in Tharandt,

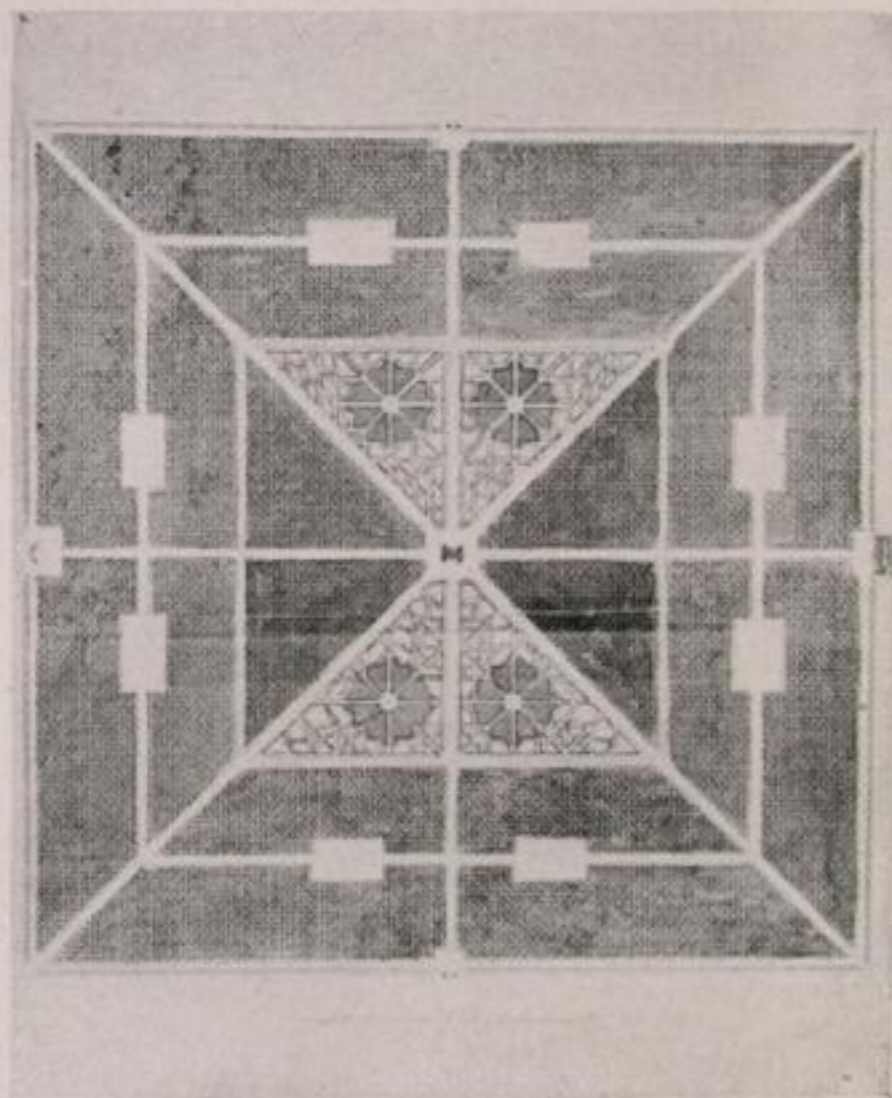


Abb. 13. Projekt zur Uranlage des Großen Gartens in Dresden um 1677

bzw. etwas später im Forsthaufe Spechtshausen. Erst seit 1736 finden wir diesen Beamten wieder als im ehemaligen Fürstenhause wohnend verzeichnet, doch hatte in der Zwischenzeit das Fürstenhaus zeitweise vollkommen leer gestanden. Dagegen war nun Grillenburg seit 1693 Amtssitz des Oberforst- und Wildmeisters Hannibal Johann von Schmerzing geworden, dem Oberforstmeister Julius Ernst von Altmannshofen um 1720 folgte. Ab 1736 finden wir einen Oberforstmeister Johann Wilhelm von Heerdegen in Grillenburg, der sich bitter darüber beklagte, daß der Amtmann Volck im Fürstenhaus residiere, er selbst aber nur die Schösserei, das nunmehrige „Jägerhaus“ bewohnen könne. Er schreibt u. a., es habe „auch niemals ein Beamter und Oberforstmeister zugleich hier gewohnt.“ Heerdegen folgte, im gleichen Range, ein Friedrich Wilhelm von Hopfgarten, dessen Initialen, zusammen

mit der Jahreszahl 1779, bis vor kurzem über dem Eingang des Jägerhauses zu finden waren. Diesem folgte schließlich um 1790 ein Oberforstmeister Johann Christoph Trübschler.

Aber auch im 18. Jahrhundert reißen die Klagen über Schäden an den Gebäuden in Grillenburg nicht ab. Am schlimmsten stand es zweifellos um das alte, nicht übermäßig solid gebaute Jägerhaus über der Kirchenruine, die „Jägererei“ genannt, das ja eben nur ein Fachwerkgebäude war. Ständige Ausbesserungen an demselben im 17. Jahrhundert nützten nicht viel. Und so verfiel nunmehr um 1720, nach der alten Schenke, das zweite Haus in Grillenburg dem Abbruch.

Das Seigertürmchen aber trat schon vorher, im Jahre 1717 seine zweite Wanderung an und landete nun wieder an der alten Stelle auf dem Dache des Fürstenhauses. Über der Kirchenruine wurde nun, in den folgenden Jahren, eine Dienstscheune erbaut, in der jetzt das Heu der „Hofwiesen“ eingelagert wurde.

Grillenburg blieb Regierungssitz bis 1784, zu welchem Zeitpunkt das Justizamt nach Freiberg verlegt wurde. Um diese Zeit, im Jahre 1789, fand noch ein Schatzgräbergeschichte ihre Erledigung, die mit einem unterirdi-

schen Gange bei der Kirchenruine verknüpft war. Es schrieb damals ein „Treis-
amtman“ Karl Meißner an die Regierung: „Es ist auch dies Gewölbe (der unterirdische Gang) unter meiner Aufsicht gänzlich gesäubert worden, worauf sich denn gezeigt, daß dieses Gewölbe der nehmliche gewölbte Gang und das Gewölbgen ohne Tür zu sein scheint, welches anno 1681 von Ananias Tortheus Koch (?) entdeckt worden. Obwohl von mir aller nur möglicher Fleiß angewendet worden, etwas mehres zu entdecken, so hat sich doch weiter nicht die geringste Spur gezeigt, ohngeachtet die fol. 2b (seines Berichtes) befindliche Be-

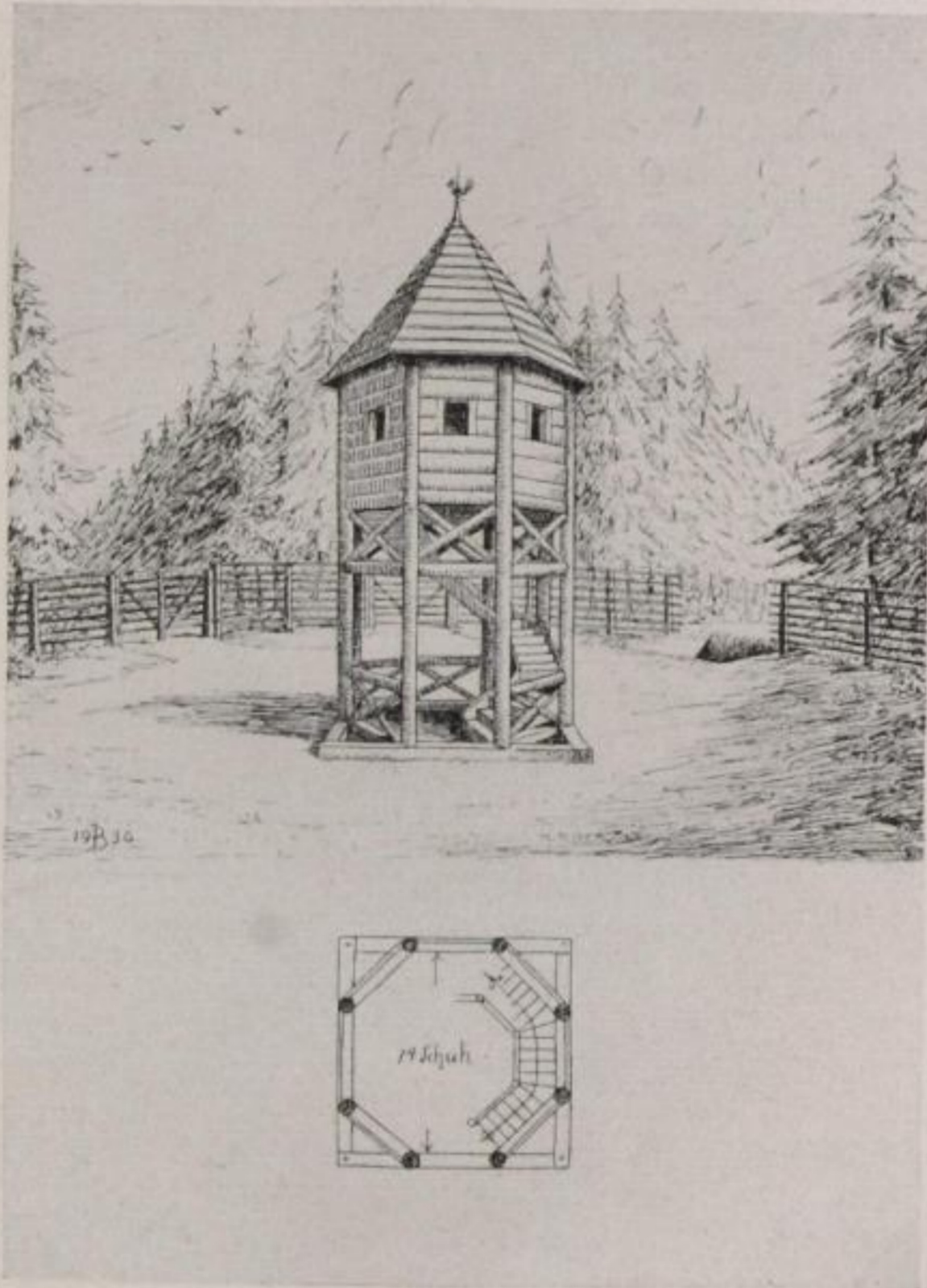


Abb. 14. Pirschhaus des Kurfürsten August um 1558
Rechts in der „Helle“ ein „Einsprung“

schreibung (die uns fehlt) des Mag. Hieronimi von Venedig . . . sehr genau zutrifft.“ Es handelte sich um Gerede von einem großen Schatz und eine Schilderung der Örtlichkeit, wo derselbe zu finden sein sollte, die einem der alten „Walenbücher“ entnommen war. Derselbe Gang spielte sodann noch einmal eine Rolle im Jahre 1828. Er wurde damals durch Landbaumeister Königsdörfer erneut untersucht und sogar nivelliert, da er als Schleuse für den Abzug des Quellwassers in den Gewölben unter der Ruine dienen sollte.

Durch die Grabung wurde inzwischen (März—April 36) nicht nur ein unterirdischer Gang mit anschließendem „Gewölbgen ohne Tür“ festgestellt, sondern sogar deren vier. Anscheinend handelt es sich dabei um Grabanlagen der ältesten christlichen Siedlung auf dieser Stelle.

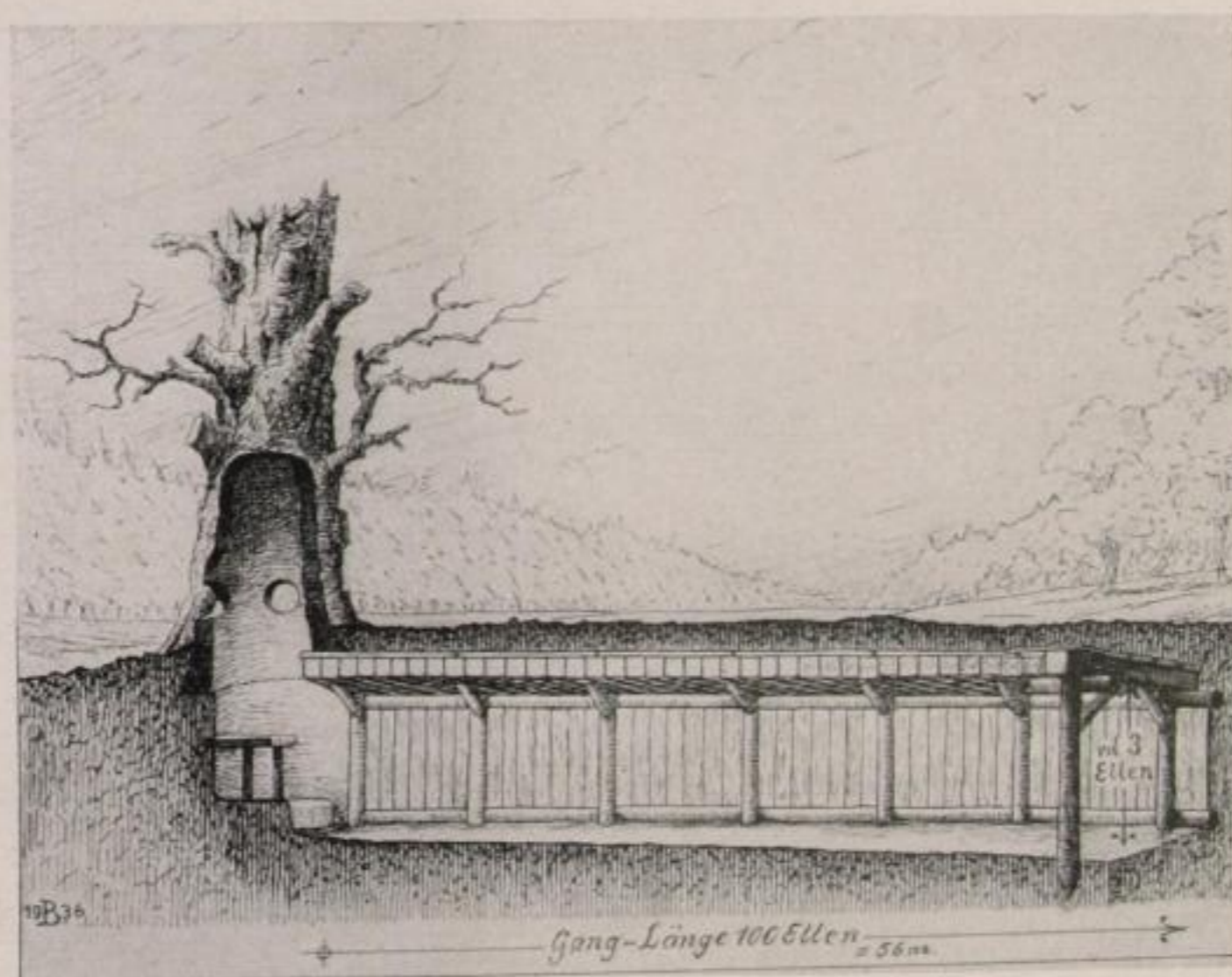


Abb. 15. „Schießgang“ des Kurfürsten August um 1567

Im Anfang des 19. Jahrhunderts naht sich dem nun schon lange leerstehenden und inzwischen stark verwahrlosten Fürstenhause das Schicksal mit schnellen Schritten. Man hatte eben keine Verwendung mehr für dieses Gebäude und für die ihm benachbarte alte Fronfeste, denn die Regierungsbehörde war ja abgewandert. 1827 bot der Mühlen- und Schenkenbesitzer Traugott Lindner in Grillenburg 535 Taler für das Baumaterial der beiden Gebäude, und bereits 1828 wurde leider mit dem Abbruch derselben begonnen. Lindner aber erbaute sich aus dem freiwerdenden Material 1829 ein neues Gasthaus an der inzwischen, seit 1826, entstandenen neuen Staatsstraße, das wir heute als Stephans Gasthaus in Grillenburg kennen. Darum finden wir nun auch an diesem Gebäude die alten Sandsteinsfenstergewände vom Fürstenhause wieder, und im Keller die alten Rundbogentüren aus den einstigen Räumen des Kurfürsten August und seiner Gemahlin Anna. Stehen geblieben sind nur die

beiden alten Steinkeller des Fürstenhauses, die als Wildbretkeller weiter Verwendung fanden.

Die gute alte Seigeruhr mit ihren zwei Glocken aber trat nun eine dritte Wanderung an und erscheint von da an auf dem alten Schössereigebäude, dem jetzigen Jägerhaus, in dem die Oberforstmeisterei untergebracht war, selbstverständlich nunmehr in zeitgemäßen Biedermeiergewand.

Wir finden das damalige Aussehen der Oberforstmeisterei Grillenburg auf einem anscheinend vereinzelt uns erhaltenen Stiche aus der Zeit um 1800 wiedergegeben (s. Abb. 10), desgleichen auf dem Gesamtbilde (s. Abb. 6). Wir erkennen hier die eigenartige Form des ausgebauten Daches, von der schon

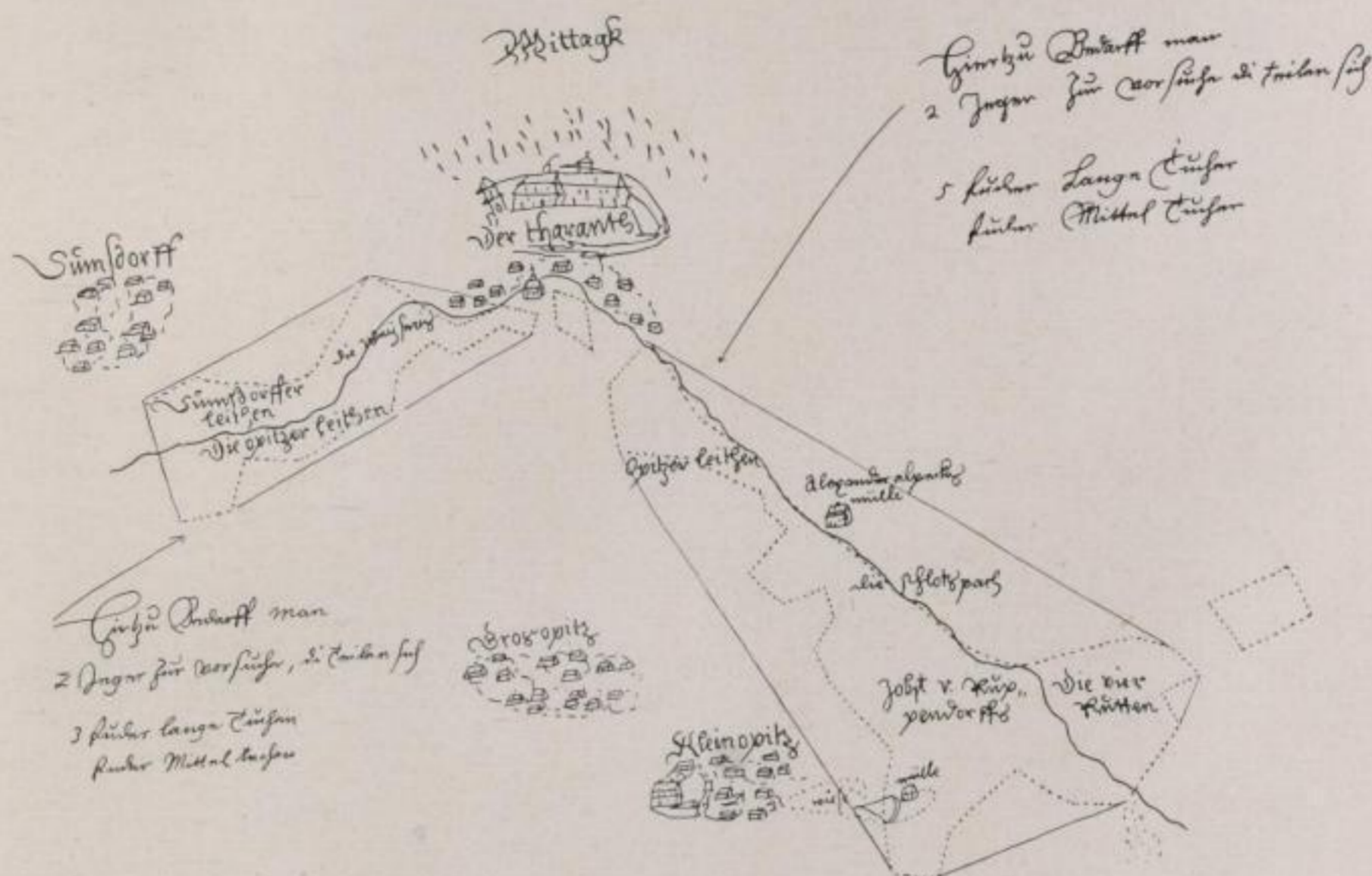


Abb. 16

Zwei „gestellte“ Jagden bei Tharandt, zugleich älteste Darstellung des Ortes Tharandt-Granaten. Vergrößert zu sehen sind die ehemaligen Wirtschaftsgebäude unter dem Schloß, das selbst fehlt. Nach einer Skizze von M. Oeder um 1580 (H. Staatsarchiv, Dresden)

oben gesprochen wurde, sehen auch auf Abbildung 10 hinter diesem Hause gerade noch das ehemalige Fürstenhaus mit dem Glockentürmchen erscheinen. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts, der genaue Termin war wegen Fehlens der Bauakten noch nicht zu ermitteln, muß aber um 1855 herum liegen, wurde von Landbaukondukteur Rothe die Oberforstmeisterei in größerem Maße umgebaut und erhielt nunmehr die Form, in der wie sie heute noch äußerlich kennen. Es traten zwei neue Giebelaufbauten nach Norden und Süden, dort über der nun nach oben durchgezogenen Steintreppe hinzu. Das Dach wurde als Satteldach vereinfacht, behielt aber das alte Seigertürmchen mit der Uhr bei. Im Innern war nun im Obergeschoß, um 1856, die Wohnung des Oberförsters Blohner gelegen, im Erdgeschoß einige Räume für den Hof reserviert. 1874

bezog der Oberforstmeister Freiherr von Berlepsch, der Nachfolger des bisher in Tharandt stationierten Oberforstmeisters August von Cotta, das Haus. Dieser Cotta war der Sohn des berühmten Heinrich von Cotta, des Schöpfers der Tharandter Forstakademie und des Neuorganisations des sächsischen Forstwesens. Auf von Berlepsch folgte dann 1886 Oberforstmeister Tittmann.

Wir haben uns nun noch kurz mit der Geschichte des Forsthauses Spechtshausen zu befassen, da dieses Gebäude auch in den alten Akten stets mit den Grillenburger Bauten zusammen genommen wurde. Dieses Forsthaus stand im 16. und 17. Jahrhundert, zusammen mit zwei Wirtschaftsgebäuden ganz einsam am Waldesrande bei Hintergersdorf. Erbaut wurde es aber sehr wahrscheinlich mit Grillenburg zusammen. Bei diesem Forsthaus begann der schon erwähnte „Fürsten-“ oder „Herrenweg“ nach Grillenburg. Von seiner früheren

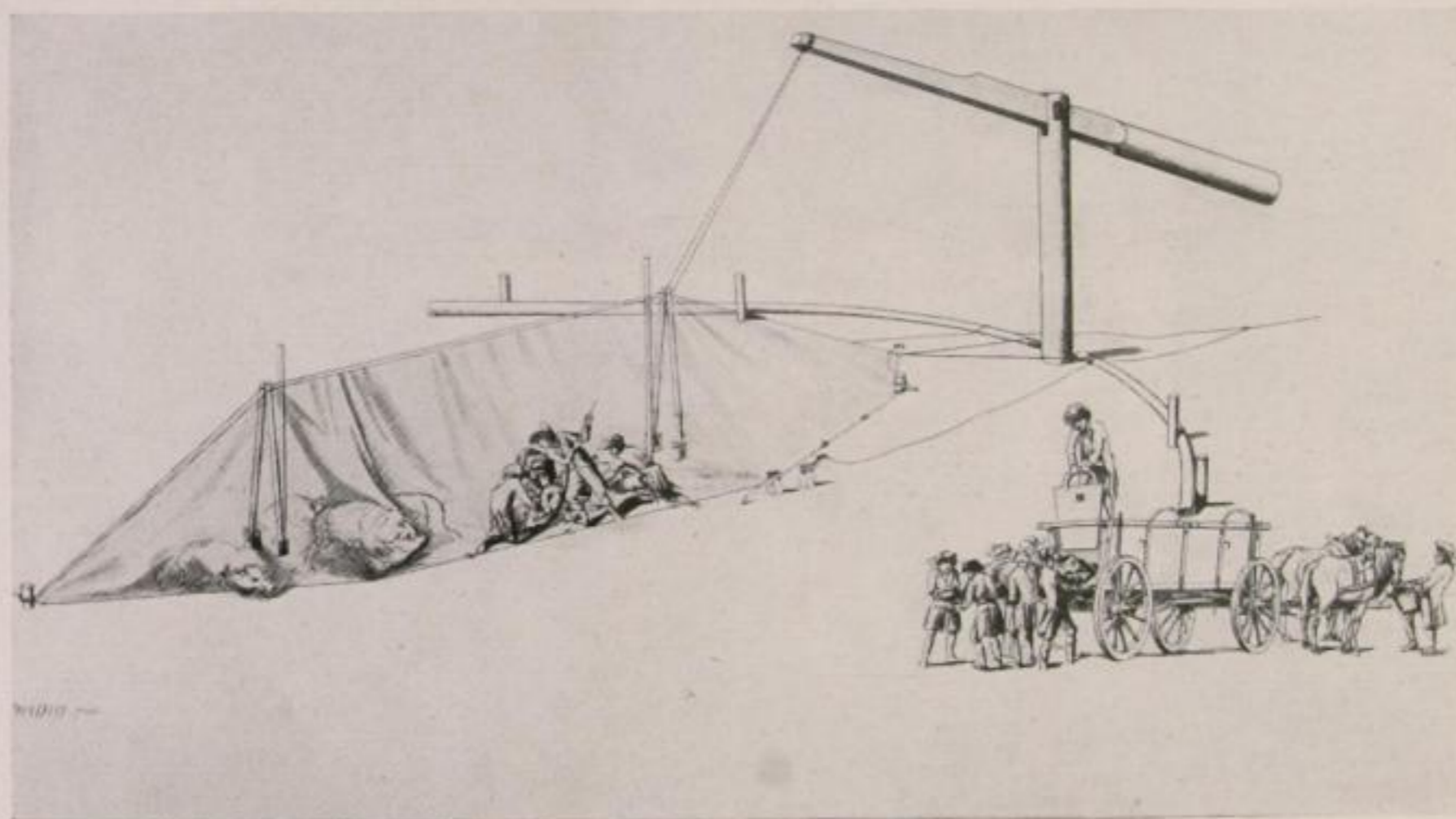


Abb. 17. Fang lebender Sauen auf dem „Sauherd“ mit Netz und Stellbaum
Nach einer Zeichnung im sächsischen Denkmalarchiv vom Anfang des 18. Jahrhunderts

Geschichte als Bauwerk wissen wir eigentlich nur, daß es, ebenso wie die Grillenburger Bauten, sehr häufig baufällig war. 1648 heißt es, daß dieses Forsthaus „baufälliger denn je“ sei. 1680 wird dann das Gebäude völlig neu und vergrößert aufgebaut. 1692 hören wir merkwürdigerweise, es sei „die Oberforstmeisterwohnung von je hier gewesen“, was aber kaum stimmen kann. Jedenfalls wohnte dort 1717 nur ein Förster, namens Michael Oettel, vorübergehend dann, um 1730, sogar der Grillenburger Amtmann. 1762 wurde dieses Forsthaus von den Preußen in den Kämpfen um Freiberg niedergebrannt, erstand aber anschließend sehr bald erneut aus der Asche, wie die Jahreszahl 1764 an seinem Steinportal noch heute kündigt. 1768 gibt die hier abgebildete Karte des Tharandter Waldes (s. Abb. 12) nun schon ein weiteres Gehöft an, daß dem Forsthaus gegenüber lag. Es wurde dies Gehöft angeblich von einem früheren

Besitzer des alten Erblehngerichts zu Tharandt, Johann Specht, um 1740 erbaut. Jedenfalls aber ist der Name Spechtshaus schon auf Oeders Karte von 1588 zu finden (s. Abb. 2).

Schwarze Waldzeichen für „Orte“ im
Tharandter Wald / nach G. Oeder 1572.
 (in Auswahl)

⊔ Am Netzschuppen	∞ Am Schultes Stellung	☆ Am Ascherofen
× Am gebrannten Stein	∞ Am Hettzgrunde	∞ Am harten born
× An dreyen Eichen	∞ Am der Traubel	∞ Am Blaseborn
∞ An Kegelman	∞ Am Helgrund	∞ Am Burkstadel
∞ Am Brendichen	∞ Am Begers born	∞ Am Wolffsgarten
∞ An der Neuen Mühl	∞ Am roten born	∞ An Dachslöchern
∞ An Laug Mühlplan	∞ Am Fuchhübel	∞ Warnsdorffer flus
∞ An der Spihs mühl.	∞ Am Rodeland	∞ An Warnsdorffer heyde
∞ An Wernersberge	∞ Am Erlen born	∞ An Warnsdorffer born
∞ An der Wernersbach	∞ An Schönbergs teich	∞ An Warnsdorffer wiesen
∞ An Wernersborn	∞ An der Haus Canne	∞ Am Thumhübel
∞ An Funchens werhstatt	∞ Am Trüben born	∞ A. Chr. Lossen Stellbaum
∞ An s Jaegersbadt	∞ Am Kirchen born	∞ An der Seera
∞ Am Glasergrunde	∞ Am Trüebach	∞ An Knols haw
∞ An der krumen eichen	∞ An der Trebisch	∞ Am Elnbogen
∞ Am Widerteich	∞ Am Kirshenberge	∞ A. Mats. Schmidt Stellbaum
∞ Am Oberteich	∞ Am Jungfernstein	∞ An der hohen Stallung
∞ Am Breitenborn	∞ Am Zeissken born	∞ Am Finken herd
∞ An der krumen Buchen	∞ An der Creutzbuchten	∞ Am tieffen Graben
∞ Am Hirschhübel	∞ Am Todten mann	∞ Am alten Loss
∞ An Lindichborn	∞ Am Diebsborn	∞ Am Markgraven born
∞ An d. faulen pfützen	∞ An der blinden Drossel	∞ Am Markgraven stein
∞ An der schönen Linden	∞ An der Hirschleichen	∞ Am Hainer creutzwege
∞ Am Steinborn	∞ Am Freiberg gründigen	∞ Am Hüttenstein
∞ Am Brittenhübel	∞ Aufm Elend a.d. Waldedz	∞ Am Copper born
∞ Am Steinhübel	∞ Am hinder Elderborn	∞ Am Wendehals
∞ Am Seugrunde	∞ Am forder Elderborn	∞ An hinder Trebisch
∞ Am Echersborn	∞ Am breiten Wege	∞ Am Ziegenruch
∞ An Auermans Creutz	∞ An der Klingen	∞ Am Harweidicht
∞ An der Heine Eichen		∞ An der Eichart

rot mark. Wege: A.T.S.B.F.C.R.G.V.Q.P.Y.H.D.E.K.L.O.I.M.N.X.
 Beispiel eines Jagdweges von Dippoldiswalde nach Grillenburg:
 Dieser Weg fehlet sich an für Dippoldiswalde und leufft auf ∞ Berreuth / ∞ Pauls-
 hain / ∞ Am Seiffen / ∞ Am Heiligen Weg durch die Weisseritz / ∞ An der Seera /
 ∞ Weg / ∞ Am Hüttenstein / ∞ Am Markgravenstein / ∞ Am Hainer creutzwege /
 ∞ Weg / ∞ Am Knols haw / A. Weg / F. Weg / R. Weg / endet sich an der
 Grillenburg.

10B30

Abb. 18

„Waldzeichen“ im Tharandter Wald aus Georg Oeders Liste vom Jahre 1572

Einiges vom Tharandter Wald

Eine Geschichte des Tharandter Waldes kann natürlich hier nicht geschrieben, sondern nur einige Einzelheiten aus alten Akten gegeben werden. Wir kehren zunächst noch einmal zur Zeit des Kurfürsten August zurück, denn seinen Bemühungen um den Tharandter Wald, wie in gleicher Weise um seine

anderen Forsten, ist erst die Forst- und Jagdorganisation zu danken, auf der dann alle seine Nachfolger noch fußen.

Eine Forstordnung, ein Forstregal, war bereits unter Kurfürst Moriz vorhanden. Wir wissen aber schon vom Jahre 1446 von einem „forster cum suo“, der in oder bei dem Tharandter Schlosse wohnte. Wir kennen aus dem Jahre 1452 sogar zwei Tharandter Förster, die Gebrüder Kaltschmidt mit Namen. Wenig später werden Michel Friedrich und Matthes Richter als Förster ebenda genannt. Eine Art Forstorganisation muß also damals schon vorhanden gewesen sein. Jedenfalls waren die Zeiten vorüber, in denen der Holz-



Abb. 19. Grillenburg. Die alte Hufschmiede

bestand der Wälder als jedermanns Gut betrachtet und nur die Jagd in Ehren gehalten wurde.

Unter Kurfürst August wurde, obwohl gerade dieser ein leidenschaftlicher Jäger war, doch auch die Forstwirtschaft stark betont, und so erhielt der Tharandter Wald ebenfalls seine Organisation.

Die wichtigste Vorarbeit hierfür war aber naturgemäß eine Vermessung des ganzen Waldgebietes. Es ist bekannt genug, daß diese Arbeit durch den Leipziger Professor und Mathematicus Humelius von 1557 an in allen Forstrevieren des Landes begonnen, durch Georg und Matthias Oeder dann fortgesetzt und abgeschlossen wurde. Über die Art, wie Humelius arbeitete,

können wir aber noch einiges von Wichtigkeit feststellen, da sich seine Kartenaufnahme des Tharandter Waldes bis heute im Hauptstaatsarchiv erhalten hat (s. Abb. 11). Wir sehen hier auf der kreisförmig angelegten Karte ein Sternsystem eingetragen, daß sein Zentrum etwa in der Mitte der Linie Warnsdorfer Quelle—Grillenburg beim heutigen Kroatenstein hatte. Es bestand das System aus acht numerierten Strahlen, die „in natura“ als breite Schneisen oder „Flügel“ ausgeschlagen wurden, und weiter aus 24 mit Buchstaben von A—Z genannten Zwischenstrahlen, die im Walde selbst, vom genannten Zentrum aus, nur mit dem Kompaßdioptr durchgeflucht, aber an Richtungsbäumen ebenfalls als „Flügel“ mit ihren Buchstaben markiert



Abb. 20. Auermanns Kreuz
im Forstrevier Naundorf, Abtlg. 35



Abb. 21. Günthers Kreuz
im Forstrevier Naundorf, Abtlg. 148
Ergänzungsversuch

wurden. Auf diesem Hauptsystem der acht Schneisen fußten später auch noch Georg und Matthias Oeder bei ihren Vermessungen. Erst dann verfiel und verwuchs diese Art von Netz in den Wäldern und ist heute nur noch in einigen sächsischen Forsten undeutlich zu erkennen, wie z. B. in der Dresdner Heide, nicht aber im Tharandter Wald, wie ein Blick auf die Karte von 1768 lehrt (s. Abb. 12).

Es ist übrigens sehr bemerkenswert, daß sich die Eigenart dieser Sterne zu acht Schneisen und einer Lichtung im Zentrum, der sogenannten „Helle“, dann aus dem Walde auf manche fürstliche Gärten übertrug, wobei daran zu denken ist, daß diese Gärten vielfach auch der niederen Jagd auf Fasane und dergleichen mit dienten. Wir geben hier ein Bild der Uranlage des Großen Gartens in Dresden von Jahre 1677 wieder, in dem dieser Schneisenstern als

Grundsystem der ganzen Anlage deutlich zu erkennen ist. In der „Helle“ liegt hier das Palais (s. Abb. 13).

Kurfürst August verband als praktischer Mann sehr gerne das Nützliche mit dem Angenehmen. Und so finden wir diese Schneisensterne schon 1558 als Treibe- oder Wildgarten bezeichnet, nicht aber als Saugärten. Das Schneisen-system diente in der Hauptsache der hohen Jagd, und es entstand nun sogar eine Art von Spezialjagdbüchern, deren Schöpfer der alte Landjägermeister Cornelius von Ruxleben zu Vater Augusts Zeiten gewesen ist. Zum Zwecke solcher Jagden mußte der Hofzimmermann Peter Schanz überall auf den Revieren des Kurfürsten, also auch im Tharandter Wald, im Zentrum der Sterne von acht Schneisen, je ein hohes „Pirschheusigen“ erbauen, dessen Beschreibung in den Akten so genau ist, daß wir diese Art von Hochständen ohne weiteres rekonstruieren können (s. Abb. 14). Rund um das Pirschhaus lag eine Freifläche, die schon genannte „Helle“ von Schußweitenradius, mit einem Wildzaun umschlossen. An sieben der acht Schneisen waren an diesem Zaun drehbare Gattertore, an der achten Schneise aber ein „Einsprung“, eine Art Fallgrube vorhanden. Die Schneisen und Flügel wurden dann untereinander in Spinnehart durch Querwege in wechselndem Abstände verbunden und damit die sogenannten „Zustellungen“ geschaffen, ein Name, der sich von der Art dieser Jagden herleitete, bei denen in der am weitesten von der Helle entfernten Zustellung mit dem Aufbau umfangreicher Tücherwände begonnen, dann aber mit fortschreitendem Treiben, die Tuchwände immer mehr nach innen zu, nach der Helle, verschoben wurden. Dabei benötigte man naturgemäß außerordentliche Mengen von „großen und mittleren Tüchern“, die auf den „Zeugwagen“ angefahren wurden, für gewöhnlich aber in den sogenannten „Nesthäusern“ untergebracht waren. Auch in Grillenburg war ein solches Haus schon lange vor dem Neubau vorhanden. Es wird 1550 in den Akten genannt und findet sich in Oeders Karte am Rande des Brückenteiches eingetragen (s. Abb. 2). Nicht nur für die Treibegärten, sondern auch sonst war diese Art von Einlappen mit Tüchern bei Jagden schon längst üblich. Als Beispiel sei darum hier ein Bild zweier bei Tharandt in dieser Weise „gestellten Jagden“ wiedergegeben, das Matthias Oeders Hand entstammt. Neben dem Bilde sind die dazu benötigten sechs bzw. vier Fuhren Tücher angegeben (s. Abb. 16).

Gleich hier sei noch eine andere Erfindung dieser Zeit, die „Schießgänge“ erwähnt (s. Abb. 15). Es waren dies unterirdische Gänge von etwa hundert Ellen Länge, die an einem Ende eine Baumattrappe als Schützenstand hatten und nach einer Schilderung dieser Zeit folgendermaßen benutzt wurden: „solche schießhütte ist unten ungefähr vier Hände hoch dick mit sägespänen beschüttet, solches ist zu dem heimlichen schleichen gut. Darinnen man roth und schwarz Wildbret als nemlich hirsch und wildpret, schwein und bärn und auch wolff und fuchs so nah beschleichen und belauschen kann, mit büchsen und armbrusten zu schießen, daß sie ein weder sehen noch hören, auch nicht wittern. Der mond scheine von aufgang bis niedergang vor gemelte schießhütten.“ Auch im Tharandter Forst wurde eine solche Schießanlage durch den Hofzimmermann

Schanz 1567 geschaffen, anscheinend dicht beim Jagdhaus auf der Lichtung der Hofwiesen. Ob aber der Dollmond dort immer seine, nach der Gebrauchsanweisung vorgeschriebene Pflicht erfüllt hat, bleibt uns unbekannt.

Ein Wildzaun um den ganzen Forst, oder zum mindesten um Teile desselben, wird übrigens schon 1547 unter Kurfürst Moriz erwähnt, scheint aber 1560 teilweise bereits eingegangen gewesen zu sein, da Kurfürst August damals Anweisung gab, den Wildzaun an die Amtsunterthanen „so teuer als möglich“ zu verkaufen.

Dagegen hatte der genannte Schanz im Jahre 1567 Auftrag mit 200 Arbeitern die alten Wildgärten, also die Schneisensterne wieder frei zu machen und zu erweitern, wahrscheinlich für die neu in Gang kommende Vermessung der Reviere durch die Gebrüder Oeder. Matthias Oeder hat noch 1587 an dieser neuen Karte des Tharandter Waldes gearbeitet, da damals „4 Personen, die 17 Wochen lang dem Markscheider Oeder bei Fertigung einer Karte vom Amt Tarand geholfen“, Bezahlung erhielten.

Außer dem Treibgarten war im Tharandter Forst noch ein Fuchsgarten angelegt worden „bey den behrengeselle (Bärenfalle) an dem gehege bei der schönen Linden“, wie vom Jahre 1557 berichtet wird. Die „schöne Linde“ ist auf Oeders Karte eingetragen (s. Abb. 2). Ein „Beerensfang“ bestand noch als Revierbezeichnung auf der Karte von 1768 (s. Abb. 12) nördlich von Grillenburg), war aber als Bärenfalle schon 1680 eingegangen, und die „zwei mit Eisen beschlagenen Falltüren“ nach Tharandt geschafft worden. Erhalten hat sich aber eine kleine Sandsteinplastik eines angeschossenen Bären, die heute sehr ungünstig auf einem Felszacken im Tharandter Forstgarten aufgestellt ist. Vermutlich haben wir hier ein Jagddenkmal in der Art der Wolfsdenkmäler in der Dresdner Heide vor uns, das dereinst irgendwo im Tharandter Wald zur Erinnerung an einen Bärenfang aufgerichtet wurde.

Von der Einrichtung des Fuchsgartens selbst hören wir nichts näheres, ebensowenig wie von der des Saugartens, den der oft genannte Schanz im Jahre 1578 im Tharandter Wald, wo, bleibt unbekannt, als „Saufang mit neun Hauptgängen und neun Zuläuffen“ aufbaute, gleichzeitig übrigens mit einem Saufang in der Dresdner Heide.

Damals standen 300 wilde Sauen auf dem Tharandter Wald und in den anliegenden Forsten, und was diese Tiere an Schaden anrichteten, geht aus den ständigen Beschwerden der Bewohner der umliegenden Dörfer, ja selbst noch aus einer solchen des Rates zu Meissen im Jahre 1579 hervor, wonach die Sauen alle Felder und Weingärten verwüsteten. Für Jagdfestlichkeiten in Dresden, die vielfach im Schloßhofe, im Jägerhof, an und in der Elbe, oder gar auf dem Altmarkt stattfanden, wurde das benötigte Wild lebend eingefangen. Dazu bediente man sich der „Stellneße“ mit dem „Stellbaum“. Auf dem hier (Abb. 17) wiedergegebenen Bilde, daß der Zeit um 1720 entstammen dürfte, ist die Einrichtung eines solchen „Sauherdes“ zum Fang von wilden Sauen dargestellt. Aber auch „Dogelherde“ waren immer im Tharandter Wald vorhanden, bei denen mit der „Hecke“, oder mit dem

„Stellbaum“, oder mit Eulen und Dohlen auf die Vögel gejagt wurde. So erklären sich damit auch die beiden Ausdrücke „An Chr. Lossen Stellbaum“ und „an Matts Schmidt Stellbaum“ in Georg Oeders Liste von 1572 (s. Abb. 18) und in M. Oeders Karte. Hier sind außerdem vier „Vogelherde“ eingetragen.

Auch zahme Schweine, die für die Hofhaltung bestimmt waren, wurden zeitweise im Tharandter Wald untergebracht, wenn: „die mastung an eichen, linden und buchen wohl angehengt hatte“ (1562). Aus der Anführung dieser Holzarten können wir übrigens eine überaus bedeutsame Folgerung für die Zusammensetzung der damaligen Holzbestände des Tharandter Waldes ziehen.

Ein früher in den Wintermonaten auch im Tharandter Wald häufig vorkommendes Raubzeug waren die gefürchteten Wölfe. 1440 hören wir bereits von einem bei Tharandt von einem Wolfe zerrissenen Kalbe. 1456 zahlte der „Doit zum tarand Hans Bibrach“ zwei Scheffel Korn den Jägern „vor vier Wölffe“, wobei er hinzusetzte, „ist vorher auch gewohnheit gewesen.“ Auf der Karte von Humelius, um 1558, ist bereits ein Wolfsgarten eingetragen, der unweit des Forsthauses Spechtshausen lag, desgleichen auf Oeders Karte von 1588. 1616 hatte ein Förster bei Niedergersdorf drei Wölfe gefangen, desgleichen fand in demselben Jahre, im Dezember, eine große Hofjagd auf Wölfe im Tharandter Wald statt. 1642 hatte eine „Frühlingsförserei“ der Forstleute in Grillenburg stattgefunden. Es waren dieses die Tage der Abrechnung über die Waldnutzungen, die immer vom Herbst eines Jahres bis zum Frühjahr des übernächsten Jahres abgelegt wurde. Diese Försereien dauerten oft bis zu zwei Wochen und länger noch. In der Abrechnung von 1642 sind uns zwei Posten für Guthaben der Förster erwähnenswert, nämlich 9 Gulden für abgelieferte Raubvogelklauen und dann „128 Gulden vor 14 Faß Bier“, das wohl zum großen Teil auf der Frühlingsförserei getrunken worden war. Man hatte diese hohe Summe sichtlich mit etwas schlechtem Gewissen eingesezt „wegen 14 im Winter 1641 und 1642 uffn tarandischen Walde gefangenen und unterschiedlich, lebendig und tot eingesendeten Wölffen . . . jedes Faß zu acht Thaler.“ Das Geld hatten die Förster sich an Stelle des infolge der schweren Kriegsnot schlecht bezahlten Gehaltes „wegen äußerster Notdurft“, vom Waldgewinn einbehalten, erklärten sich aber bereit, Gehaltsquittungen dafür an die Kammer zu geben.

Bei diesem Försereitage und dem reichlich vorhandenen Biere wird wohl das Jägerhaus über der Kirchenruine manches schöne Lied aus rauhen Jägerkehlen gehört haben, und das Wild, das in stiller Nacht aus dem Walde auf die Sichtung zum Äsen trat, wird sich gewundert haben.

Das „Wolffszeug“ lag jedenfalls damals in Grillenburg jederzeit bereit, 1647 wurden wieder fünf Wölfe im Revier Hintergersdorf erlegt. 1651 findet sich erneut eine Ausgabe für „Wolfsbier“, und dann 1663 noch einmal eine Angabe über eine Wolfsjagd des Hofes..

1689 wurde bei einer großen Hofjagd Johann Georgs III., bei der dieser Kurfürst mit seiner Gemahlin im Jagdhaus Grillenburg wohnte, neben

61 Sauen auch ein Wolf geschossen. Da dann 1693 jeder Förster das Recht bekam, jeden Wolf „auch ohne Anordnung von oben“ sofort an Ort und Stelle zu erschießen, noch dazu gegen 10 Gulden Belohnung je Stück, ist diese Plage der Wälder und Dörfer sehr schnell gänzlich verschwunden.

Aus Vater Augusts Zeiten sei nur noch eine Angabe über die hohe Jagd nachgetragen und zwar vom Jahre 1577. Es heißt da: „Mein Gn. Herr hat die hirschfeist über gefangen dies 77. Jahr: 405 Hirschen, davon S. Thur. Gn. 211 selbst geschossen, der schwerste von 10 Enden, der größte von 16 Enden. 335 Stück wilt, haben Th. Gn. darunter selbst 77 Stück geschossen. 128 wilde keiber, davon S. Th. Gn. 115 selbst geschossen. 99 rehe davon Th. Gn. 31 selbst geschossen. 313 füz haben S. Thur. Gn. dies jahr gefangen und davon 213 selbst geschossen. S. Th. Gn. haben die hewrige Schweinshaß über gefangen 487 Stück, als 62 Schweine, 75 keiler, 256 bachten, 160 frischlinge, das größte Schwein hat 5 zentner 35 pfund gewogen. Ein Beeer ist in ambt Schwarzenberg besehen und zu Dippoldiswalde den 7. november gefangen worden, hat gewogen 7 zentner 70 pfund.“

Im Walde gefundene Hirschstangen mußten abgeliefert werden. Vom Tharandter Walde hören wir deshalb, das 1577 z. B. 124 Gehörne mit 540 Enden, 1578 99 Stangen und 11 Geweihe, 1579 117 Stangen und 2 Geweihe, 1580 136 Stangen mit 464 Enden, und 1581 116 Stangen mit 469 Enden abgeliefert wurden.

Damit wollen wir den Ausschnitt aus dem Jägerleben des Tharandter Waldes abschließen, obwohl da noch manches zu erzählen wäre und noch zum Forst und seiner Nutzung kurz übergehen.

Von alters her waren zu Bestimmung der Reviere im Walde Namen und Zeichen im Gebrauch, wir wissen aber nicht, wie weit diese Sitte zurückgeht. Sie bildeten sich von selbst im täglichen Jagd- und Forstdienst aus rein praktischen Gründen aus, da man ja damals noch keine Karten ständig zur Hand hatte. Unter Kurfürst August wurden diese Namen und Zeichen gesammelt und in seinen Waldkarten eingetragen. Diese Zeichen, rote und schwarze, waren natürlich auch im Tharandter Wald üblich und wurden als sogenannte „Lachen“ an den „Malbäumen“ von den Zeichenschneidern eingeschnitten. Wir besitzen eine genaue Liste dieser Zeichen von Georg Oeders Hand von 1572, und im Hauptstaatsarchiv befindet sich das ganz prachtvoll von Hofbuchbindermeister Krause eingebundene Bändchen „Tharand“ noch heute. Eine Auswahl der wichtigsten dieser Zeichen gibt die Abbildung 18, manche noch heute bekannten Bezeichnungen befinden sich darunter. In der Karte von Humelius von 1558 und der von Matthias Oeder von 1588 sind sie ebenfalls zu finden, aber schon in früheren Jahren werden uns in den Akten des öfteren die gleichen „Orte“ oder Reviere aufgeführt. Wege und Flügel waren rot markiert, die Wege nur mit Buchstaben, wie wir das aus der Abbildung ebenfalls ersehen. Die Pirschwege, für jede Art von Jagd, ließen sich also leicht vorher nach „Orten“, „Flügeln“ und Wegen festlegen und dann an Ort und Stelle an der Hand der Zeichen der Malbäume verfolgen, wie das hier gegebene Beispiel in der Abb. 18

es lehrt. Dieser mit einer Hirschstange als „Lache“ gekennzeichnete Weg ist östlich von Grillenburg auf Oeders Karte (s. Abb. 2) ein Stück weit zu verfolgen, dann bricht ja leider diese wertvolle Karte hier ab. Auf Baumgartens



Abb. 22. Zwei Jägerfiguren aus Sandstein am Eingang zum Jagdhaus Grillenburg

Karte (s. Abb. 12), die ja im Maßstab der Oederschen genau folgt, ist jedoch noch ein Stück dieses Weges bis zur Weißeritz eingetragen.

Von den alten Wegenamen im Tharandter Walde haben sich, zum Unterschied von denen in der Dresdner Heide, überhaupt keine bis heute erhalten.

Es hieß nach Georg Oeders Liste von 1572 der L-Weg „der Breite Weg“, der A-Weg „der Neue Weg“, der H-Weg „Schalbrucker Weg“, der C-Weg „Freiberger Steig“, der R-Weg „Hainer Weg“. Der B-Weg ist die alte Steinbruch- oder Kohlenstraße, später auch „Hauptflügelweg“ oder „Rose“ genannt. Erst im ausgehenden 17. Jahrhundert kommt für den mit W und darüberstehenden Stern bezeichneten Weg der Name „Fürstenweg“ oder „Herrenweg“ auf. Der heutige Kannenhenkelweg, und der Markgrafenweg sind neu, auch auf der Karte von 1768 noch nicht zu finden. Als Ergänzung für den fehlenden Teil



Abb. 23. Grillenburg

der Oederschen Karte kann die Baumgartensche Karte jedenfalls recht gut herangezogen werden.

Wenn wir hören, daß 1656 bereits 5775 „Lachen“ an den Malbäumen im Tharandter Wald zu finden waren, so müssen wir natürlich daran denken, daß die einzelnen Zeichen viel hundert Mal sich wiederholten. Ferner dürfen wir nicht vergessen, daß die oben genannten 24 Zwischenstrahlen oder „Flügel“ im Vermessungsnetz von Humelius, die ebenfalls als Buchstaben von A—Z, wenn auch zum Unterschied von den Buchstaben der Wege, mit Zusatz von Häkchen, Strichen, Bogen und dergleichen eingeschnitten wurden, ebenfalls an den Malbäumen hundertfach vorhanden waren, desgleichen eben die eigentlichen Wegezeichen.

Die Reviere hießen früher „Beritte“, da die zu einem Revier gehörigen Förster, bzw. Oberförster beritten waren. Die Grenze der Beritte waren wieder nach „Lachen“ festgelegt. 1587 finden wir als solche Förster im Tharandter Wald genannt: „Georg Hase, Oberförster zum Tarand, Georg Pißsch, Förster zum Hain (Dorfhain) und Philipp Gerade, Förster zum Neundorff“.

In Ordnung gehalten wurden diese Zeichen durch die Zeichenschneider, kontrolliert aber durch die sechs Bienenzüchter oder Seidler und ihren Seidlermeister, die damals die wenigen Häuser der „Harthe“ bei Hintergersdorf bewohnten. Die Seidler waren also neben ihrem Geschäft als Bienenzüchter auch zugleich Waldaufseher.



Abb. 24. Der alte Steinbruch bei Grillenburg

Schon 1378 wird übrigens eine Einnahme des Amtes Tharandt von 11 Schock „de zeidelwende“ erwähnt. 1559 wurde den Seidlern das Anlegen neuer Bienenbruten vorübergehend untersagt, da es „den Gehölzen Schaden tue“. Das war aber wohl mehr ein Vorwand, denn in Wirklichkeit wollte Mutter Anna, die Kurfürstin, nur für ihre im Großen betriebene Bienenzucht im Dorwerk Ostra bei Dresden eine Art von Monopol schaffen. Bei Grenzbegehungen im Walde, bei Neuverteilung von Revieren, bei „Bereinungen“ und Neuanbringung von „Lachen“ mußten die Seidler jedesmal anwesend sein. Sie hatten wegen dieser Forstdienste gewisse Vergünstigungen, die in Waldnutzung, freier Viehhütung im Forste, in Reißigsammeln und dergleichen mehr bestanden.

Es kann hier nicht näher auf die Waldzeichen eingegangen werden, und es muß den Freunden des Tharandter Waldes überlassen bleiben, an der Hand

der alten Karten und der Waldzeichenlisten die alten „Orte“ festzustellen zu versuchen. Die Namen selbst sind ja dabei die besten Wegweiser.

Von ganz besonderer Wichtigkeit war immer die Holznußung der Wälder, und was darüber und über Schäden des Waldes in den neueren Büchern von der Dresdner Heide gesagt ist, gilt nun auch wieder für den Tharandter Wald. Hier war von Alters die Gewinnung von Holzkohle ein besonderer Gefahrenpunkt für den Holzbestand, wobei wir vor allem an den ungeheuren Bedarf der Freiburger Hütten an Holzkohle zu denken haben. Aber auch die Bergwerke selbst verbrauchten außerordentliche Holzmengen für den Ausbau ihrer Stollen. Die Waldarmut um Freiberg herum erzählt ja deutlich genug davon.



Abb. 25. Grillenburg

Köhler werden im Tharandter Wald bereits 1358 als „Carbonari“ genannt. 1558 wird der Hauptmann des erzgebirgischen Kreises angewiesen, daß „Köhlerhandwerk“ in seinem Amtsbereich, also auch im Tharandter Wald, der Hütten in Freiberg wegen, zu fördern.

1607 sind, um ein Beispiel zu nennen, 1282 Wagen Holzkohlen aus 1100 Schragen Holz gekohlt und vom Oberhüttenmeister in Freiberg übernommen worden. Klarer wird aber die Gefährdung des Waldbestandes aus einer langwierigen Klagesache über Holzunterschlagungen, die der brave, alte Oberfischmeister Benno Theler in Höckendorf, dereinst ein treuer Diener seines Herrn, des Kurfürsten August, im Jahre 1597 vorbrachte.

Es wurden damals 3 Förster im Tharandter Wald des unberechtigten Verkaufs nicht „gezeichneter“ Hölzer beschuldigt, und die Anklage bestand an-



Abb. 26. Kurfürst August, nach dem Gemälde von Zacharias Wehme 1586
(Im Histor. Museum Dresden)

scheinend zu Recht, da einer von diesen Förstern, ein Veit Baumgarten von Spechtshausen, die Flucht ergriff und Peter Dreiskkau, Förster zu Hain, ganz plötzlich verstarb. Der dritte, ein Bartel Fritsch zu Tharandt, wurde gefänglich eingezogen.

Nach dem Bericht der Untersuchungskommission „wäre auf dem Tharandischen Walde von anno 1550 an bis 1596 in 2000 Acker Holz vor das Freibergische Bergwerk verkohlet worden, und als wohl auf solchen Grund Holz wieder ausgeschlagen (sei), wäre es doch von dem Wildpret verbissen, daß (deshalb) allein struppigt gewachsen und meine gnädige Herrschaft in 40 Jahren nicht einen Gulden davon gehabt“. Dieser Bericht hat aber den alten Oberfischmeister Theler sehr verdrossen. Er erkennt die Berechtigung der Beweisführung keineswegs an, und ist überhaupt der Ansicht, daß der Forst in dieser Zeit verwahrlost worden sei. Er erbietet sich schließlich, von den 2000 Ackern Waldboden 200 Acker selbst einmal zu verwalten, er wolle dann in 12 Jahren 2000 Gulden allein daraus für den Hof erzielen.

Im ausgehenden 17. Jahrhundert scheint unter dem Oberforstmeister von Schmerzing wieder manches nicht in Ordnung gewesen zu sein, wie die Akten erzählen.

Es verbrauchte nicht nur die Köhlerei eine Riesenmenge Holz, sondern es benötigten auch die mehr und mehr sich vergrößernden Städte dringend größte Mengen Bau- und Feuerholz. Kurfürst Johann Georg II. erließ deshalb bereits 1662 eine den Holzverkauf einschränkende Bestimmung auch für den Tharandter Wald. Aber schon unter Kurfürst August hatte man Ähnliches ohne großen Erfolg versucht. Für Bauzwecke wurde damals noch viel Eichenholz, aber auch schon Fichte, Tanne und Kiefer abgegeben, für die Feuerung zumeist wohl Buchenholz.

1591 wird der Tharandter Forst als ein Wald genannt, in dem hauptsächlich Eichen, Buchen, Tannen, Fichten, Kiefern und Birken stehen. Vielleicht ist hier in der angegebenen Reihenfolge ein Hinweis auch auf die Menge zu finden. Welche Summen damals aus den Wäldern gelöst wurden, bezeugt eine Zusammenstellung vom Jahre 1568 für sämtliche kurfürstliche Waldungen. Es wurden nämlich vereinnahmt von der „Herbstförserei“ 1568 bis zur „Frühlingförserei“ 1569 aus Wald- und Holznußung: 41 00 Gulden, also eine ganz erhebliche Summe, wenn man den damaligen Geldwert bedenkt.

Der Abtransport des Holzes geschah durch Flößerei und durch Abfuhr. Die Flößerei begann damals schon im Seerenbach und verlief dann weiter durch die Weißeritz. So wurden z. B. 1557 allein 2000 Schragen Scheitholz für die Hofhaltung in Dresden auf diese Art befördert. Den Abtransport des Langholzes für die Käufer wie für den Hof besorgten die Amtsuntertanen mit ihren eigenen Wagen. 1575 berechneten sie dabei für den „Kloß“ Holz 5 Gulden Fuhrlohn.

Da die Wege und Straßen aber immer in einem unglaublich schlechten Zustand waren, hatten diese Bauern auch für die Ausbesserung der Holzwege zu sorgen. Nur die reinen Jagdwege unterhielt der Hof selbst. Das gab zu



Abb. 27. Jagdausstattung Kurfürst Christian II., sogenannte „Smaragd-Garnitur“
(Im histor. Museum Dresden)

endlosen Auseinandersetzungen zwischen den Dörfern am Walde und der Regierung schon seit Kurfürst Augusts Zeiten immer wieder Anlaß.

Bereits 1560 erteilte Kurfürst August Anweisung an den Amtmann Straußky, daß die Nutznießer der Wege im Tharandter Forst diese auch auf ihre Kosten ausbessern sollten. Die Jagdwege solle er, der Amtmann, aber „mit den geringsten Kosten“ herstellen. 1625 berichtet der Oberförster Georg Hase in Naundorf über den schlimmen Zustand des „Hauptflügelweges“ zwischen Grillenburg und Freiberg, auch die „Rose“ genannt. Dieser werde durch die Holzkohlenfuhrn (!) gänzlich zerfahren. 1646 läßt sich der Schösser Georg



Abb. 28. Teichlandschaft beim Jagdhaus

Nitzsche in Grillenburg von den Förstern ausdrücklich bestätigen, daß keine „Landstraße“ durch den Forst führe. Alle Wagen von Freiberg her hätten die alte große Hauptstraße über Herzogswalde und Grumbach zu benutzen.

In Grumbach wurde damals das „Geleitgeld“ vereinnahmt, und die Kutscher nahmen deshalb lieber den Weg durch den Grillenburger Wald. Dieser Weg war aber durch Schlagbäume an einigen Stellen gesperrt, weshalb die Fuhrleute mit Nachschlüsseln arbeiteten, wie 1688 berichtet wird. Nur in Pestzeiten durfte ausnahmsweise die große Straße über Grumbach verlassen werden, was dann immer den dort vorhandenen Gastwirten Grund zu beweglicher Klage gab. 1732 heißt es in einem Bericht, dieser Weg durch den Tharandter Wald sei „von undenklichen Zeiten her als ein Herrenweg gehalten

worden, dessen sich die hohen Herrschaften bei Jagden, Auerhahnbalz und Freyberger Reisen bedienet, keineswegs jedoch eine öffentliche Landstraße.“ Dagegen beschwerten sich 1733 die Colmnißer, sie hätten nur das Wegestück Grillenburg—Colmniß auszubessern, und dies sei keineswegs ein „Herrenweg“, sondern nur ein „bloßer Holz- und Flügelweg“.

1735 begann dann ein großer Streit der Einwohner der Dörfer am Walde mit der Regierung wegen Ausbesserungspflichten am „Fürstenwege“ zwischen Spechtshausen und Grillenburg. Die Beteiligten verlangten freies Durchfahrtsrecht für ihre Kalk- und Kohlenfuhrn von Dresden über Tharandt,



Abb. 29. Grillenburg. Jagdhaus und Brücke

Spechtshausen und Grillenburg nach dem Gebirge zu. Wie wir wissen, brachten die Einwohner der Ortschaften der Dörfer „hinter dem Walde“, also aus Colmniß, Pretschendorf usw. ihre Produkte an Getreide, Futter, Käse und dergleichen zum Markt nach Dresden und nahmen rückzu Kohlen aus dem Plauenschen Grunde und Kalk aus Braunsdorf mit. Bei diesen langen Streitigkeiten erfahren wir aber nebenbei, daß in den Jahren 1733—35 612 Wagen und 1226 Pferde durch Grillenburg passierten.

1752 hören wir, daß der „Fahrweg“ von Dresden über Plauenscher Grund, Hapnsberg und Spechtshausen nach Grillenburg ausgebessert werden solle, besonders auch durch Felsabsprengung beim „Backofenfelsen“, „wegen eines angegebenen Hirsches von 20 Enden und künftiger Auerhahnbalz des Hofes.“

Ab 1780 wurden nun die Wege in Grillenburg schon stärker begangen, und es hing dies damit zusammen, daß nunmehr der kleine Ort Grillenburg selbst entstand.

Bereits 1693 hatte der Beamte in Grillenburg bei der Regierung nach-gesucht, einige Häusler in Grillenburg selbst ansiedeln zu dürfen „sintemahlen solcher Ort eines Theils mitten im Walde liegt . . ., anderntheils in einer solchen Einöde sich befindet, daß kein Mensch daneben wohnet.“ Bei Waldbränden oder Bränden im Schlosse selbst sei die Gefahr besonders groß, da keine Helfer zur Hand seien.

Aber erst um 1780 kommt die Ansiedlung zustande. Ein gewisser Büttner und vier „Consorten“ erhalten als erste je ein kleines Grundstück, 100 Ellen lang und 50 Ellen breit auf dem sogenannten „Stockraum“ am Waldrande östlich vom Jagdhaufe zugewiesen. Ihnen folgten bis 1785 sechs weitere Siedler nach, die sich nun alle kleine bescheidene Fachwerkhäuschen errichteten. Diese Gebäude sind anscheinend sämtlich noch heute erhalten. Sie tragen heute teilweise über den Steintüren der Eingänge Jahreszahlen der Zeit um 1800, was aber nur besagen will, daß damals die Untergeschosse massiv ausgebaut wurden.

Die neuen Siedler hatten Waldarbeiterdienste, Botengänge und dergleichen mehr zu verrichten, und erhielten als kleine Entschädigung dafür das Recht, eine Kuh und ein Kalb zu halten und diese mit dem Vieh der Beamten von Grillenburg zusammen unentgeltlich hüten zu lassen, was sehr oft Anlaß zu Streitigkeiten gab. Die Häuser haben seitdem des öfteren die Besitzer gewechselt, doch ist z. B. die Familie Hartmann, die seit 1810 den „fiskalischen“ Steinbruch in Grillenburg bis zu dessen Auflassung am Ende des 19. Jahrhunderts gepachtet hatte, noch heute im Ort zu finden. 1827 hatte Grillenburg nur erst 13 Feuerstellen und 79 Einwohner. Nach dem Bau der neuen Staatsstraße Tharand—Freiberg 1826 entstand noch eine „Chausseegeldereinnahme“, etwas früher noch ein Försterhaus an der Straße nach Dorshain. Bis heute sind nur wenige weitere Häuser und eine Schule dazugekommen, und Grillenburg ist noch immer ein stiller Fleck in landschaftlich schönster Lage im Tharander Wald.

Den Freunden dieses Gebietes werden zwei Denkmäler im Walde bekannt sein, obwohl solche Erinnerungszeichen dort sehr spärlich sind. Das eine ist „Auermanns Kreuz“ in Naundorfer Revier, Abteilung 35, das leider jetzt in den Karten fälschlich als Angermanns Kreuz gezeichnet wird (s. Abb. 20). Wir wissen nur, daß es auf den Karten von Humelius und Oeder schon mit dem genannten Namen zu finden ist, also der Zeit vor 1558 entstammen muß. Das andere ist „Günthers Kreuz“, dessen Geschichte bisher unklar blieb, obwohl auf dem Steine selbst eine Inschrift, wenn auch stark zerstört zu erkennen ist (s. Abb. 21).

1516 fand ein „Schied“ vor Gericht in Dresden statt, wonach der Sohn des Försters Frißsch in Tharandt, ein gewisser Jakuff (Jakob) Frißsch in Naundorf, einen anderen jungen Mann aus diesem Orte, namens Gregor Günther,

im Walde erschossen hatte. Der Täter mußte u. a. als Sühne eine Wallfahrt nach Rom versprechen, ferner „50 Seelenmessen in 10 vigilien“ lesen lassen und schließlich sich zur Aufrichtung eines Steinkreuzes an der Stelle der Tat verpflichten. Dieses Kreuz haben wir in Abteilung 148 des Naundorfer Reviers, südlich von Grillenburg, noch heute vor uns. Nur hatten seinerzeit die beiden Steinmeger, die es aufsetzen und eine zweifellos von Hochwürden dem Herrn Pfarrer von Naundorf aufgesetzte Inschrift einmeißeln mußten, die zweite Eins der Jahreszahl im Anstrich zu stark gebogen, daß sie nunmehr wie eine Neun erschien. Die leicht zu ergänzende Inschrift (s. Abb. 21) lautet aber richtig: 1512, am Tage Egidii, ist Gregor Günther von Jakuff Frißsch von Naundorf eidem allhier erschossen worden. Dem Gott gnade. Daß diese Lesart richtig ist, beweisen alte Forstkarten im Archiv des Forsteinrichtungsamtes, auf denen dieses Kreuz als „Günders Kreuz“ eingetragen sich findet. Damit haben wir aber nun im Tharandter Wald ein seiner Geschichte und Entstehungszeit nach genau bekanntes Sühnekreuz vor uns. Ein drittes kleines Steinkreuz ist (nach der Liste von Dr. Kuhfahl) in Abteilung 26 des Naundorfer Reviers unweit der großen Landstraße nach Freiberg zu finden.

Ein weiterer Denkstein in Abteilung 30 des Forstreviers Naundorf ist neueren Datums und zum Gedenken eines an der Stelle desselben 1832 verunglückten Häuslers Gottlieb Weise errichtet worden.

Zu den Denkmälern von Grillenburg sind schließlich noch die zwei Jägerfiguren aus Sandstein zu rechnen, die heute den Eingang zum Jagdhaus flankieren (s. Abb. 22). Diese sind allerdings dort erst durch die staatliche Denkmalpflege um 1900 aufgestellt worden. Ihrer Tracht und Art nach gehören sie der Zeit um 1600 an, und ihrer Herkunft nach dürften sie mit Wahrscheinlichkeit aus dem ehemaligen Jägerhof in Dresden-N. stammen, den in großem Ausmaße Kurfürst August seit 1568 erschuf. Es war diese Anlage Stützpunkt und Hauptzeughaus des ganzen damaligen sächsischen Jagdwesens. Augusts Nachfolger, die beiden Christian, bauten den Jägerhof sodann in größtem Stile weiter aus, so daß er schließlich zu einer kleinen Stadt für sich und zu einer europäischen Sehenswürdigkeit wurde. Heute ist von dieser ganzen Herrlichkeit nur noch der langgestreckte Bau mit dem schönen Giebel und den drei Treppentürmen erhalten, der das bekannte „Oskar-Seyffert-Museum“ des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz in seinen Mauern birgt.

Das schönste und geschichtlich wertvollste Denkmal des Tharandter Waldes aber ist und bleibt das Jagdhaus Grillenburg selbst, wenn wir es auch heute nur in stark verkleinertem Maßstabe vor uns sehen.

Darum ist es zu begrüßen, das nunmehr, in einer Zeit, in der so manche Schuld vergangener Tage getilgt wird, auch diesem etwas verwahrlosten Hause eine neue Blütezeit, ein Erwachen aus Dornröschenschlaf bevorsteht.

Einer dankenswerten Entschliebung des Herrn Reichsstatthalters Mutschmann folgend, wird das alte Jagdhaus aus Vater Augusts Tagen einer neuen Bestimmung als „Sächsischer Jägerhof“, als Treffpunkt aller Freunde von Jagd und Wald zugeführt.

Wir aber hoffen, daß damit eine neue Zeit ungetrübten Geschickes für den „Jägerhof“, das alte Jagdhaus Grillenburg, anbrechen möge, und schließen darum mit dem schönen Spruche, den dereinst der Oberforstmeister August von Cotta den drei alten Versen des Hans Jeniz zudichtete:

„Auch fernerhin für alle Zeit
Dem Frohsinn sei dies Haus geweiht.
Vor aller Stürme wildem Spiel,
Gewähr's ein friedliches Asyl,
Und Weidmannslust und Weidmannsheil
Vertreib die Grillen und Langeweil.“

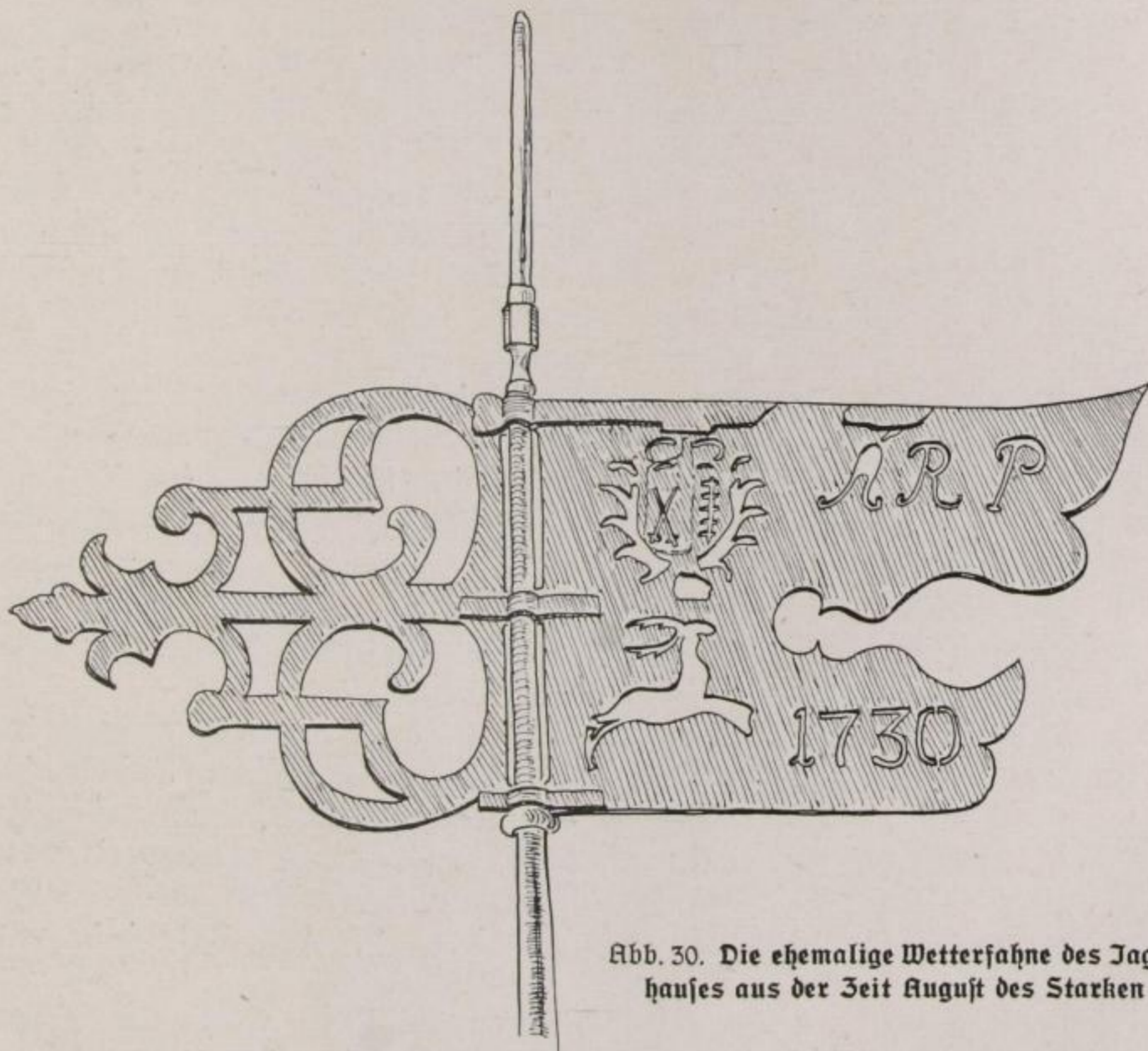


Abb. 30. Die ehemalige Wetterfahne des Jagdhauses aus der Zeit August des Starken

Quellen: Für die hier gegebene Geschichte von Grillenburg wurde ausschließlich das reiche Quellenmaterial herangezogen, das das Hauptstaatsarchiv (Dresden) bietet.

Für Pläne und Abbildungen gaben Unterlagen:

Das Landesdenkmalarchiv (Dresden), das Hauptstaatsarchiv (Dresden), die Landesbibliothek (Dresden), das Historische Museum (Dresden), das Kupferstichkabinett (Dresden).

Die im Text genannten neueren Werke über die Dresdner Heide sind:

H. Meschik, Geschichte der Dresdner Heide, 1911, und

Koepert und Pusch: Die Dresdner Heide, 1932.

Der Rothirsch und die sächsischen Jagdverhältnisse im Spiegel der Neuzeit

Don Forstmeister G. Weißwange, Fischbach

Mit Aufnahmen des Heimatschutzes

Tempora mutantur et nos in illis — die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen.

Aber nicht nur wir Menschen — alle Geschöpfe — sind einem fortgesetzten Wechsel unterworfen. Überall vollzieht sich eine ständige Veränderung im Laufe der Zeiten. In der freien Natur findet sie sich namentlich dort, wo der Mensch ihr seinen oft häßlichen Stempel aufdrückt.

Alles ist in Fluß. Auch das Leben ist wie ein Strom. Bisweilen fließt er langsam und ruhig dahin, dann kommen plötzlich Felsendurchbrüche, Stromschnellen oder Strudel und tosend, gärend und brausend stürzt er sich im schnellen Laufe dahin. So ist es auch mit dem Leben der Völker. Manchmal verlaufen die Jahrzehnte ruhig in gleichmäßiger Entwicklung und im normalen Aufbau, dann gibt es Zeiten, in denen sich die Entwicklung förmlich überstürzt, sie sind revolutionär — manchmal im schlechten, manchmal im guten Sinne.

Diese Gedanken bewegten mich, als ich jetzt meinen Artikel vom Jahre 1928 über „den Rothirsch in Sachsen im Spiegel der Geschichte“ wieder zur Hand nahm, weil ich aufgefordert war, für den Sächsischen Heimatschutz gewissermaßen als Fortsetzung des damals Geschriebenen eine Darstellung der neuzeitlichen Jagdbestrebungen zu geben.

Hierbei sollte die sächsische Jagd Ausstellung vom Jahre 1935, die erste, welche hier im nationalsozialistischen Staate stattfand, besonders berücksichtigt werden.

Welch ein Unterschied in der Entwicklung der Jagdverhältnisse von damals und heute! Damals war ein Interesse für die Jagd nur in Jägerkreisen vorhanden und nur selten eine rechte Würdigung ihrer Bedeutung für die Volkswirtschaft und das Volkswohl zu finden. Auch die Erfolge einzelner weidgerechter Jäger, die sich die größte Mühe gaben, dem Wilde und dem Jagdwesen eine bessere Zukunft zu sichern, zeigten sich verhältnismäßig nur gering.

Dagegen sehen wir heute im nationalsozialistischen Staate eine völlige Veränderung der diesbezüglichen Verhältnisse — eine ganz neue, sichere Grundlage für die Entwicklung der Wildbestände und der Jagd —, ein ausgezeichnetes, gutdurchdachtes, für das ganze Deutsche Reich einheitliches Jagdgesetz, das der Führer nach genauer Durcharbeitung als besonders gut bezeichnet hat, eine völlige Erfassung sämtlicher Jäger in der Deutschen Jägerschaft, wie sie früher freiwillig ohne Zwang nie erreicht werden konnte, eine gründliche Neugestaltung aller Zweige, die mit der Jagd irgendwie im Zusammenhang stehen, eine allmähliche Erneuerung der Wildbestände, die nicht

den Zweck hat, massenreiche Herden von Wild mit ihren Schaden für Forst- und Landwirtschaft zu schaffen, sondern das Streben nach einem artenreichen Wildbestand, der an Zahl beschränkt sein, aber dafür um so mehr strotzen soll von Kraft und Schönheit zur Belebung der Natur, von Feld und Wald. Alles das, was die damaligen Vorkämpfer für eine Besserung des Weidwerks, oft unter den schwierigsten Verhältnissen, meist unter dem Gegendruck von Regierung und Volksvertretung erstrebten — ein besonderes Ruhmesblatt für sie —, ist durch die nationalsozialistische Regierung, die alle für das deutsche Volk wichtigen Fragen machtvoll und von Grund aus anpackt, zur Durchführung gelangt. Es wird nicht nur jeder Jäger auf Eignung und Weidgerechtigkeit geprüft, sondern durch bessere Einteilung der Jagdbezirke, Einführung von Abschlußplänen und genaue Verteilung des Abschusses, Abhaltung von Zwangsausstellungen der erbeuteten Trophäen (Hirschgeweihe und Rehbockgehörne) wird angestrebt, das Jagdwesen immer mehr zu verbessern. Hatte ich damals in meinem Artikel nur wenig günstige Prognosen für die Zukunft stellen können, so ist jetzt jeder weidgerechte Jäger voll Hoffnung und Zuversicht. Wie unsere Vorfahren uns den edlen Hirsch durch ihre Arbeit und ihre Bemühungen erhalten haben, so werden auch wir ihn für unsere Nachkommen zu schützen und zu bewahren wissen.

Daß bei der geschilderten Regelung der Jagdverhältnisse auch eine Ausstellung der Sächsischen Jagdtrophäen, wie sie im Januar 1935 stattfand, ein ganz anderes Gesicht wie früher haben mußte, ist ohne weiteres zu verstehen. Von einer Prozenausstellung, die nur das Beste zur Schau stellte, sind wir zu einer Hege- und Lehrschau gekommen.

Da der Artikel in den Mitteilungen des Sächsischen Heimatschutzes für einen größeren Leserkreis, der sich nicht nur aus Jägern und Wildsachverständigen zusammensetzt, bestimmt ist, muß auf die Naturgeschichte des Rot- und Rehwildes, speziell auf die Geweihbildung näher eingegangen werden.

Zoologisch werden ca. 63 Hirscharten unterschieden. Davon leben zwei in den nördlichen Teilen der Erdhälfte, neununddreißig in der alten und zweiundzwanzig in der neuen Welt. Im Erdteil Australien gibt es keine, in Afrika nur eine Art. Nach ihrem besonderen Vorkommen kann man die bekanntesten Hirscharten einteilen in

1. Rentier und Elch, die hauptsächlich in den nördlichsten Gebieten verbreitet sind,
2. Rotwild und Ayishirsch in der alten Welt,
3. Virginische und Spießhirsche in der neuen Welt.

Reh und Wapiti nehmen eine besondere Stellung ein.

Der in Nordamerika lebende Wapiti muß als nächster Verwandter des Rothirsches besonders erwähnt werden. Die Ähnlichkeit mit dem Rothirsch ist so groß, daß man in ihm einen vergrößerten Edelhirsch zu sehen glaubt. Das Geweih (Abb. 1), das sehr große Dimensionen annimmt, unterscheidet sich dadurch von dem des Rothirsches, daß es keine Krone bildet. Die Zahl

der Enden übersteigt selten zwölf. Sie sind in der Regel fächerförmig, wie die Finger einer glatten Hand an den Stangen angeordnet. Leider hat der Mensch die früher sehr großen Bestände an Wapitiwild bis auf kleinste Reste vernichtet. Wichtig für unser Thema ist diese Hirschart besonders durch die Kreuzungsversuche zwischen Rothirsch und Wapiti, die man in den 60er Jahren in Mecklenburg und Oberschlesien (Besitzungen des Fürsten von Pleß) ange-

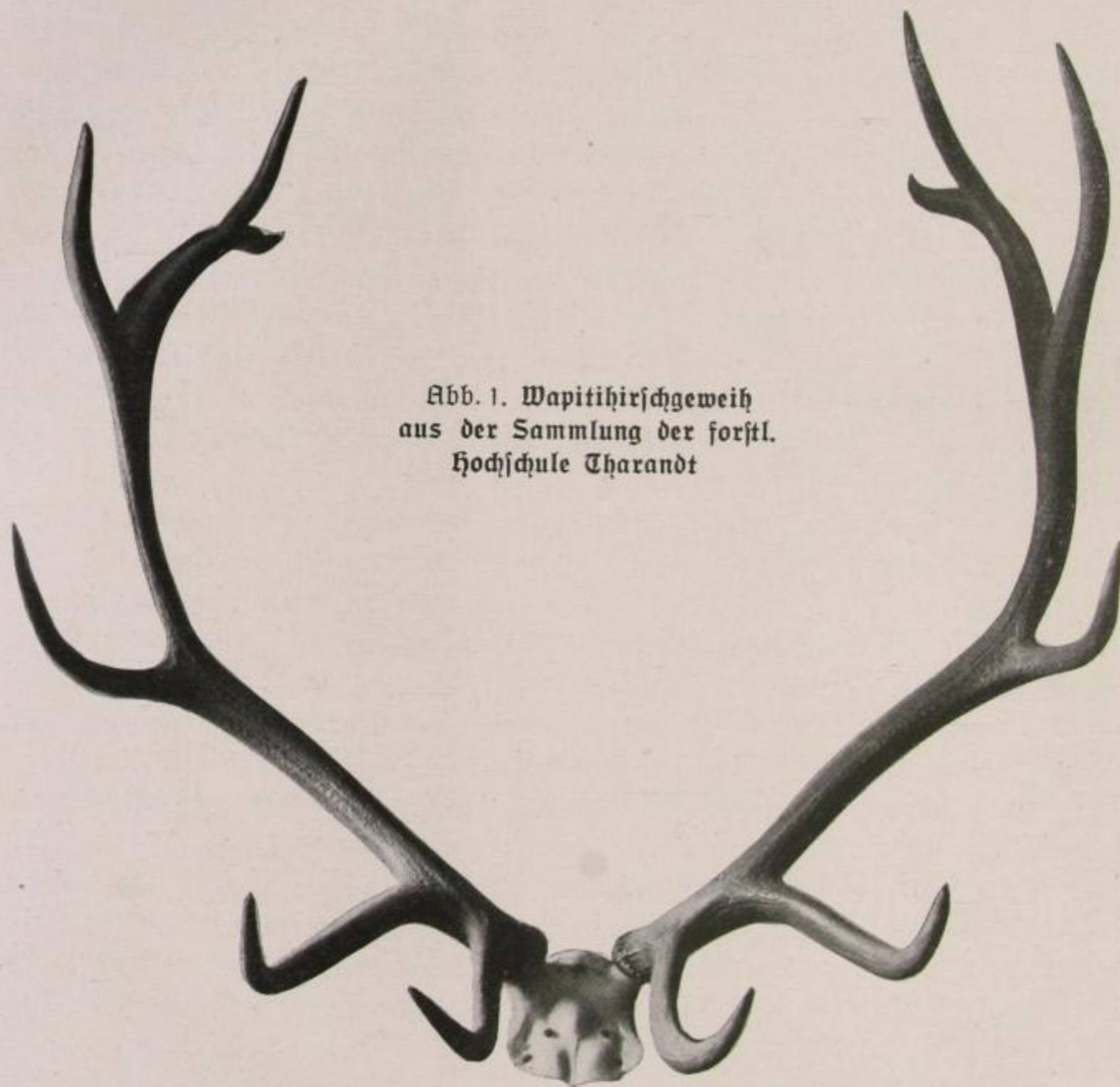


Abb. 1. Wapitihirschgeweih
aus der Sammlung der forstl.
Hochschule Tharandt

stellt hat. Diese sind gelungen und vielfach auch an anderen Orten durchgeführt worden. Daher kommt es, daß wir in den Geweihformen vielfach noch das Wapitiblut feststellen können, was in der Ausstellung besonders anschaulich gezeigt wurde. (Abb. 2.) Durch die Kreuzungen mit dem Wapitihirsch hat man aber vom Standpunkt des Naturfreundes und auch des Jägers, der nicht nur auf Geweihmasse und Wildgewicht Wert legt, nichts Gutes erreicht. Man nahm unserem edlen deutschen Rothirsch einen Teil seiner Schönheit und Zierde, man verdarb oder verschlechterte die Geweihform durch Wegfall der Krone und beeinträchtigte den Brunstlaut, den edlen Schrei

des Hirsches, da der Wapitihirsch nur einen leisen und wenig schön wirkenden Laut bei der Brunft ausstößt.

Was bezüglich der Hirscharten die vorgeschichtliche Zeit anlangt, so sind die ersten hirschartigen Formen in der Tertiärformation gefunden worden. Sie waren vorerst geweihlos, später geweihtragend. Die ersten Geweihe zeigen

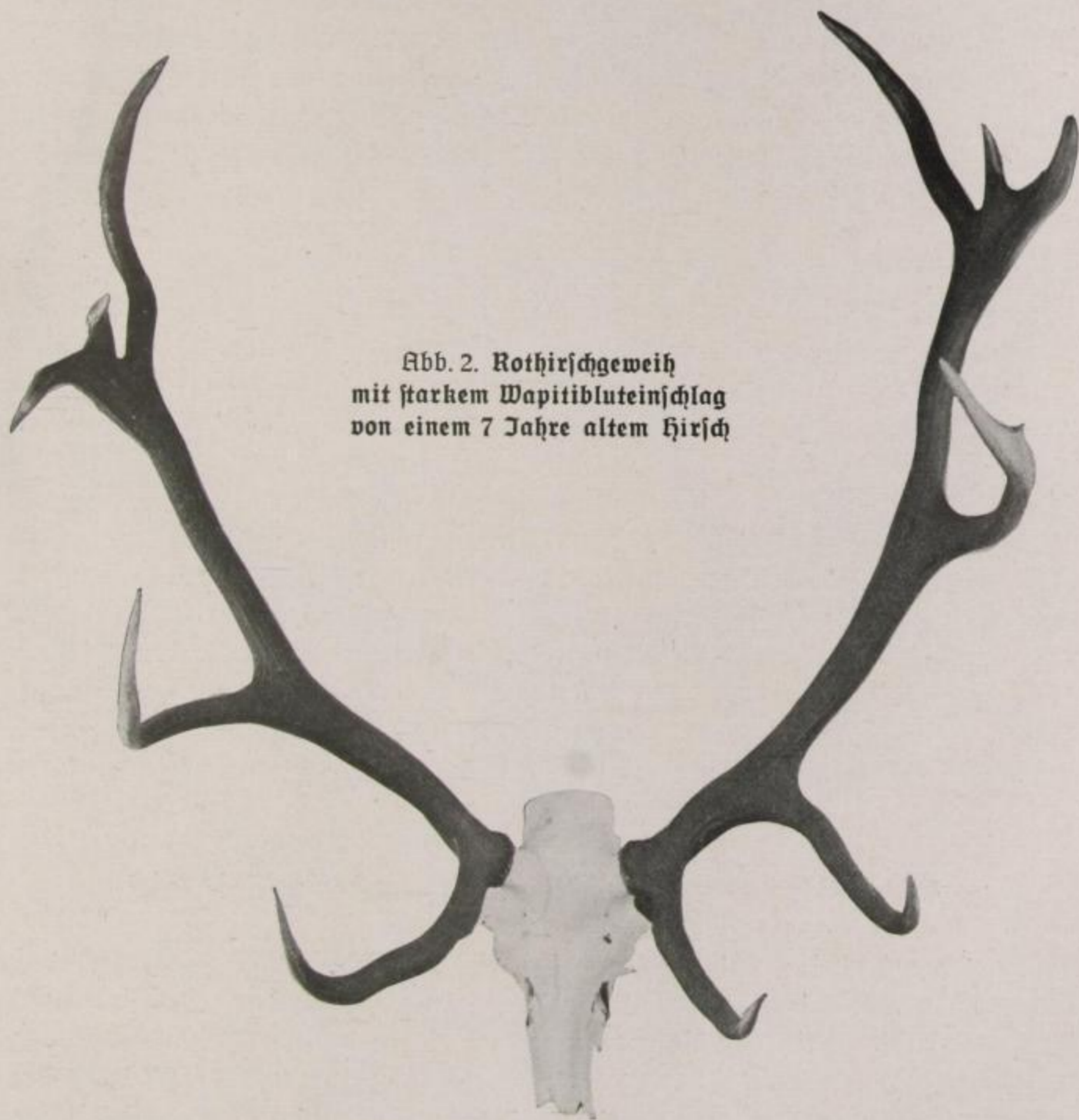


Abb. 2. Rothirschgeweih
mit starkem Wapitibluteinschlag
von einem 7 Jahre altem Hirsch

nur eine Gabelbildung, später finden wir Sechsender und im jüngsten Pliozän bereits Hirsche, die an Stärke und Formenreichtum die Geweihe aus neuerer Zeit weit übertreffen.

Das Diluvium zeigt dann Reste einer großen Anzahl von Hirscharten. Hier tritt der Edelhirsch zuerst auf und zwar gleichzeitig mit dem Riesenhirsch. (Abb. 3.) Nach gemachten Funden hatte dessen schaufelartiges Geweih eine Auslage (Weite) bis zu vier Meter.

Außerdem finden wir im Diluvium schon das Reh, das Damwild, den Elch und das Rentier. Leider können im Bilde hier nur die eigenartigen Geweihformen des Elchs (Abb. 4) und die Entwicklung des Elchgeweihs (Abb. 5), ferner ein Rentiergeweih (Abb. 6) gezeigt werden. Beim Rentier finden wir als Besonderheit, daß auch das weibliche Tier ein Geweih trägt.

Für Sachsen hatte ich die geschichtliche Entwicklung der Wildbestände speziell des Rotwildes bis zur neuesten Zeit in meinem früheren Artikel geschildert und war dabei besonders auf die Zeiten des Mittelalters eingegangen, „als das Wild noch herrschte“, wie die Überschrift eines kürzlich im Pirnaer Anzeiger erschienenen Artikels*) lautet. Damals konnte ich auf die



Abb. 3. Riesenhirschgeweih — aus der forstlichen Hochschule Tharandt

Bildung der Geweihe und Gehörne, der für den Weidmann wichtigsten und begehrtesten Teile des Wildes, im einzelnen nicht eingehen. Jetzt erscheint dies zum Verständnis der diesmaligen Lehrschau besonders notwendig.

Wie entsteht nun ein Geweih, dieser edle vielgestaltige Kopfschmuck des männlichen Wildes, der das Entzücken des Naturfreundes und dessen Besitz-erlangung der Traum des passionierten Jägers ist? Ich muß mich bei diesem Artikel auf das Geweih des Rothirshes beschränken und kann auf die Gehörnbildung des Rehwildes, die ja auch in größerem Umfange ein Schaustück der Ausstellung bildete, nicht eingehen. Dollzieht sich doch die Gehörnbildung hier ganz ähnlich.

*) Pirnaer Anzeiger Nr. 133, S. 26, vom 8./9. VI. 1935. Beilage Heimat und Volkstum. Hier werden einige interessante Einzelheiten, Klagen über Wildschäden und deren damalige Behandlung pp. aus den Zeiten Vater Augusts beschrieben.

Das Geweih ist ein Knochengebilde, das auf den kurzen Stirnbeinfortsätzen des Schädels aufsitzt und alljährlich unter einer weichen behaarten Haut („Bast“ genannt) heranwächst. Wenn ausgereift, ist es ein toter Skeletteil, der in der Regel auch alljährlich wieder abgestoßen und abgeworfen wird. Danach bildet es sich in jedem Jahre — zumeist in größerer Länge, Stärke und mannigfaltigerer Form — wieder neu. Je nach natürlicher Veranlagung und äußeren Einflüssen (Klima, Nahrung usw.) zeigt sein Aussehen in Größe und Form sehr interessante besonders ausgeprägte Schwankungen. Diese fast völlige Verschiedenheit der Stirnwaffen der Hirsche macht sie als Trophäe für den gefühlvollen Weidmann besonders wertvoll und begehrenswert. Ist doch mit jedem Stück eine Erinnerung aus seinem Jägerleben verknüpft, und Gedanken aus Wald und Flur, sowie reizvolle Beobachtungen aus dem Tierleben werden beim Anblick des einzelnen Geweihes in seinem Geiste wieder lebendig.

Erst infolge von Alter, Krankheit oder aus sonstigen äußeren Umständen (Wintersnot usw.) nimmt die Geweihbildung zeitweise oder gänzlich wieder ab. Die Stirnbeinfortsätze werden in der Jägersprache Rosenstöcke genannt, ihren Abschluß bildet die sogenannte Rose, die wie ein schöngeperltes Kranzgebilde die Rosenstöcke umgibt. Auf ihr erheben sich die teils flacher, teils tiefer gefurchten Stangen, aus denen Enden oder Sprossen gleichsam



Abb. 4. Elchgeweih
aus der forstl. Hochschule Charandt



Abb. 5. Entwicklung des Elchgeweihes — aus der forstl. Hochschule Charandt

herauswachsen. Mehr oder weniger hervortretende rundliche Erhabenheiten, die sogenannten Perlen, weißabgeschliffene Spitzen der Enden und die gelb- bis schwarzbraune Färbung verleihen dem Geweih eine besondere Schönheit.

Die Bildung des Geweihes steht in engstem Zusammenhang mit dem Geschlechtsleben. Den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht das Geweih zur Zeit der Begattung (Brunstzeit), wo es beim Kampf mit dem Nebenbuhler als gefährliche Waffe dient. In dieser Zeit steht der noch feiste Hirsch auf dem Gipfel seiner Kraft und Lebensfülle.



Abb. 6. Geweih des Renttieres — aus der forstl. Hochschule Tharandt

Das Gegenteil ist nach der Brunstzeit der Fall.

Der Hirsch hat gekämpft, getobt, geschrien, wenig oder keine Äsung zu sich genommen, durch zahlreiches Beschlagen seine Kräfte verbraucht, er ist körperlich sehr abgekommen und abgemattet. Es ist daher sehr erklärlich, daß das Geweih als ein Organ, das so weit vom Herzen entfernt liegt, dessen Lebensverbindung schon vorher geschwächt, dessen Ernährung bereits auf ein Minimum beschränkt ist, am stärksten unter dieser Erschöpfung leiden muß. War doch seine Haupternährung durch die Knochenhaut schon längst verloren, während sein Leben nur noch an den zarten Ernährungsfäden des Rosenstockes hängt.

Das Geweih beginnt daher jetzt rasch abzusterben und wird endlich abgestoßen, schneller natürlich bei den starken Brunsthirschen, die ihre Kräfte mehr verbraucht haben, während die schwächeren, abgeschlagenen Stücke, sowie die geschlechtlich noch unreifen Spießer ihre Geweihe länger tragen.

Der enge Zusammenhang mit den Geschlechtsorganen ist auch dadurch erwiesen, daß sich jede Verletzung oder Verkümmern des Kurzwildbrets (der Geschlechtsorgane) auf die Bildung des Geweihes in interessanter Weise auswirkt. Auf die merkwürdigen Mißbildungen, die dabei zustandekommen



Abb. 7. Perückenbildung beim Hirschgeweih
aus der forstl. Hochschule Tharandt



Abb. 8. Perückenbildung
bei einem Rehbocksgehörn

(sogenannte Perückengeweihe und -gehörne), kann leider nicht näher eingegangen werden. Die sehr selten vorkommende Perückenbildung bei einem Hirsch und die bei einem Rehbock seien aber im Bilde dargestellt. (Abb. 7 und 8.) Die Perücke ist eine Geweihkrankheit, die bei allen Hirscharten vom Reh bis zum Elche — am häufigsten noch beim Reh, am seltensten beim Damwild — vorkommt und den Perückenträger leider fast immer zu einem elenden Tode verurteilt. Anstelle des regelmäßigen Geweihs wachsen knollige, blumenkohlartige, aus vielen Wärzchen zusammengesetzte Geschwulstmassen empor, die vielfach die eigentlichen Stangen vollkommen überdecken, oftmals

auch über die Lichter (Augen) des geplagten Wildes wachsen. Die beiden Bilder stellen Perücken dar, deren Regelwidrigkeit nicht sehr ausgeprägt ist. Wegen der Seltenheit des Vorkommens und wahrscheinlich auch des Auffindens eingegangener Perückenhirsche und -böcke waren andere Bilder leider nicht zu bekommen. Auf das funktionelle Verhältnis zwischen Geschlechtsorganen und Geweih weist vor allem die Tatsache hin, daß sich die Verletzung oder der Verlust nur einer Brunstkugel wechselseitig auf die Geweihstangen auswirkt (z. B. bei einer Verletzung links — Stillstand in der Bildung der rechten Stange und umgekehrt).

Der äußere Werdegang eines Geweihes ist in „Brehms Tierleben“ sehr eingehend und anschaulich beschrieben, so daß ich hier nur das Wichtigste erwähnen möchte.

Nach dem alljährlichen Abwerfen der Stangen in den Monaten März und April, wobei die stärkeren Hirsche früher, geringere später abwerfen, kommt eine allgemeine Mattigkeit und Mutlosigkeit über den Hirsch, er sucht die Ruhe an einsamen Plätzen, und mit meist gesenktem Kopf meidet er jeden Anstoß desselben, beginnt doch sofort die Neubildung der Trophäe. Da der Andrang des Blutes nach den Rosenstöcken von dem alten abgestorbenen Geweih aufgehalten worden ist, hat sich durch Krümmung und Verschlingung der Gefäße ein wulstiger Gefäßring gebildet — das ist die Stelle, an der sich die Stangen abschnüren bzw. lösen, und wo sie dann leicht abgestoßen werden. Durch Ausscheidung von kalkiger Knochenmasse entsteht hier die schon erwähnte Rose mit ihrem Perlenkranz.

Naturgemäß muß sie beim Erstlingsgeweih des Spießers noch fehlen. Bei ihm sitzen die Stangen auf einem hohen Fortsatz des Stirnbeins direkt auf.

Als mit Haaren bedeckter Wulst — Kolben genannt — wächst das neue Geweih gleichsam wie eine Pflanze empor; denn in dem Kolben ist schon das ganze Geweih in seiner Anlage vorhanden, alle Enden sind durch mehr oder weniger hervorragende Abteilungen und Einschnitte bereits angedeutet. Nach etwa 120 Tagen ist das Geweih vollständig ausgewachsen, aber noch mit stark behaartem und gefäßreichem Bast überzogen, der dann nach kurzer Zeit sich ablöst, aufreißt und vom Hirsch „gefegt“ wird. Wohl durch ein juckendes Gefühl veranlaßt, reibt der Hirsch mit dem Geweih an Stämmen und Zweigen. Hierbei zerreibt sich der Bast in Fegen und Stücke, fällt herunter und wird von den Läufen des Hirsches in den Boden gestampft. Nach wenigen Tagen ist das Geweih vom Bast befreit, trotzdem fegt der Hirsch weiter, wodurch die anfangs noch weißlichen Stangen gelbbraun bis schwarzbraun, dagegen die Enden blendend weiß wie Elfenbein werden. Die Färbung ist hauptsächlich nach den Holzarten, die der Hirsch zum Fegen benutzt, verschieden. Erlen sollen die dunkelste, Weiden und auch Buchen die hellste Färbung bewirken. Nach dem Fegen ist die äußere Form des Geweihes fertig. Da die Knochenhaut verschwunden ist, kann eine Ernährung nicht mehr stattfinden. Die Stangen und der inzwischen völlig verkalkte Rosenstock sind ganz fest miteinander verbunden. Doch dauert dies nicht zu lange, denn im fortgesetzten Wechsel be-

ginnen schon wieder die Vorbereitungen für die Wiederbeseitigung des Geweihs. Der Rosenstock erwacht zu neuem Leben, während die Stange mit der Rose abgestorben bleibt und als totes Gebilde am Körper wieder abgeschieden werden muß — ein ständiger Kreislauf —. Dabei werden im allgemeinen die Stangen des Geweihs in jedem Jahre bis zu einer gewissen Grenze höher, kräftiger und formreicher, während der Rosenstock naturgemäß kürzer und stärker wird.

Für den Nichtfachmann am verständlichsten ist das normale Bildungsgesetz, nach dem jährlich jede Stange um ein Ende zunimmt, so daß der Spießler den Hirsch im zweiten Lebensjahre, der Sechzehner beispielsweise den Hirsch im neunten Jahr darstellen würde. Es gibt aber von diesem Gesetz mehr Ausnahmen als Regelmäßigkeiten. Vererbung und Veranlagung, Klima und Örtlichkeit, Stärke und Geschlechtsverhältnis (Überwiegen von oder Mangel an weiblichen Tieren), Äsung und anderes mehr üben ihren verändernden Einfluß in hohem Maße aus. Es kann auch vorkommen, daß Hirsche mehrere Jahre auf gleicher Stufe stehen bleiben, ebenso können aber auch bei besonders günstigen Verhältnissen eine oder mehrere Stufen übersprungen werden. Aus der Endenzahl ist also nicht ohne weiteres das Alter der Hirsche abzuleiten. Durch die neueren Forschungen über die Zahnbildung beim Wilde in den einzelnen Lebensaltern sind wir besser über das Alter der einzelnen Stücke und seine Beziehung zum Geweih unterrichtet. Zum leichteren Verständnis und für das Studium von Zahn- und Geweihbildung ist es daher besonders wichtig, daß ein Zahnkiefer des erlegten Stückes (hauptsächlich der Unterkiefer) bei der Trophäe mit aufgehoben wird. Bei den jetzt eingeführten Zwangsausstellungen der Geweihe und Gehörne ist die gleichzeitige Vorlage der Unterkiefer zur Bedingung gemacht worden, wie dies schon früher bei vielen jagdlichen Vereinen der Nachkriegszeit eingeführt war.

Im allgemeinen kann man unter normalen Verhältnissen folgende Geweihstufen unterscheiden:

1. Stufe: Frühestens im achten Monat, also im Januar des nach dem Setzen (normal Anfang Juni) folgenden Jahres — Hervortreten des Erstlingsgeweihs —, die Rose fehlt, ein Übergang von Rosenstock zur Stange ist nicht ersichtlich. Die Länge der Spieße ist sehr schwankend (etwa von 3 bis 30 Zentimeter), bisweilen werden auch nur ganz kurze Knöpfe gebildet (Knopfspießler).
2. Stufe: In der Regel werden nochmals Spieße gebildet, die sich durch die Andeutung der Rose, durch Verdickung des unteren Stangenteiles und leichte Biegung der Stangen von dem Erstlingsgeweih unterscheiden. Es kann aber auch schon eine Gabelung der Stangen erfolgen (Gabler). Die Entwicklung der Anfangsgeweihe ist in Abb. 9 dargestellt.

Die obere Reihe zeigt Spießergeweihe mit guter Veranlagung, während bei der unteren Reihe die Entwicklung einer

späteren guten Geweihform zweifelhaft und unsicher ist. Darnach hat sich der weidgerechte Jäger bei etwaigem Abschluß solcher Hirsche zu richten.

3. Stufe: Regelmäßig ist hier im allgemeinen die Gablerform, es kommen aber auch hier häufig Spießer, noch häufiger auch Sechser vor. Das erste neu hinzukommende Ende wird Augsprosse, das zweite Mittelsprosse genannt.



Abb. 9. Spießergeweih gleichaltriger Junghirsche — aus der sächs. Geweihausstellung 1935

4. Stufe: Sechserform, bei dem die Augsprosse mehr nach der Rose zu gesenkt ist, während die Mittelsprosse aus einer Knickung über der Mitte der Stange herauswächst. Die oberen Enden der Stangen sind nach einwärts gebogen.
5. Stufe: Durch Gabelung der Stangenspitze hat sich das Achtendergeweihe gebildet.
6. Stufe: Sie bringt entweder den Kronenzehner, das heißt: es hat sich aus dem Scheitel der Gabel an der Stangenspitze ein drittes Ende

herausgeschoben und bildet so mit der Gabel an der Stangenspitze die sogenannte „Krone“ (Kronenzehner), oder es ist aus der Mitte zwischen Aug- und Mittelsprosse ein der Augsprosse sehr ähnliches Ende, die sogenannte Eissprosse, herausgewachsen (Eisprossenzehner). Es kann auch vorkommen, daß die eine Stange eine Krone trägt, die andere eine Eissprosse zeigt.

7. Stufe: Hier ist mit dem Zwölfender (Krone und Eissprosse) in der Regel der Höhepunkt der Entwicklung erreicht.



Abb. 10. Abwürfe eines Hirsches der Jahre 1911—1917.
Aus der sächs. Geweihausstellung 1935

8. und folgende Stufen: Durch Gabelung des letzten Endes der Krone kommt es dann zum Dierzehnder, durch weitere Umgestaltung dieser Gabel zum Sechzehnder, durch neue Teilung der Kronenenden zum Achtzehnder usw.

Als Beispiel für die Entwicklung des Geweihes eines gut veranlagten Hirsches sei Abb. 10 gezeigt.

Die Regelmäßigkeit der Form nimmt nun mit dem weiteren Alter mehr und mehr ab, dafür wird Mannigfaltigkeit und Vielgestaltigkeit des Geweihes bei höherem Alter immer größer, bis schließlich ein sogenanntes Zurücksetzen

erfolgt, das heißt, es werden an langen starken Stangen nur wenig Enden gebildet (Abb. 11) oder es treten auch anstatt der Enden regellose Wucherungen auf usw. Dies bringt uns auf die sogenannten „Schadhirsche“, das sind Hirsche, die sich durch Mißbildungen und Unregelmäßigkeiten der Geweihe anszeichnen. Das Geweih ist während seines Wachstums ein sehr empfindsamer Körperteil, der in seiner Ausformung alle körperlichen Zustände, Schäden und



Abb. 11. Geweihe von Hirschen, die zurückgesetzt haben im Alter von 7—9 Jahren.



Abb. 12
Stangen- und Rosenstockverletzungen
Aus der sächs. Geweihausstellung

Krankheiten usw. getreu widerspiegelt. So werden seine Mißbildungen vielfach durch Schädelverletzungen veranlaßt, die dauernder Natur sind, wenn es sich um Beschädigung der Rosenstöcke handelt, dagegen nur vorübergehend und auf ein Jahr beschränkt sein können, wenn der Hirsch sich das noch weiche Bast- oder Kolbengeweih verletzt. Auch durch sonstige körperliche Verletzungen, namentlich solche der Läufe (Beine) oder innere Wildkrankheiten, sowie aus

noch ungeklärten Ursachen können gesetzwidrige Formen des Geweihes vorkommen. In sehr interessanter Weise zeigt sich die Wechselwirkung zwischen körperlichen Krankheiten und Geweihbildung häufig bei Verletzung der Läufe. So wird beispielsweise ein rechts laufkrank gewordener Hirsch an der linken Geweihstange Mißbildungen zeigen — falls das Geweih noch in der Entwicklung begriffen ist — weil er das Schwergewicht bei seiner Fortbewegung dann auf die entgegengesetzte Seite verlegen muß.

Von größter jagdwirtschaftlicher Bedeutung sind die *vererbaren* Abnormitäten. Ein Jäger, der den Abschluß züchterisch richtig betätigen will, muß sich daher bei jedem einzelnen Fall die Frage der Vererbbarkeit solcher regelwidriger Geweihbildungen vorlegen. Können doch sogar Entwicklungsfehler, die nicht vererbbar sind, bereits während des Lebens im Mutterleib



Abb. 13. Aus der Sammlung von Fmstr. i. R. Proß, Tharandt

vorliegen, die durch vorübergehende Störungen bzw. Krankheiten des Muttertieres entstehen. Einige solcher Geweihregelwidrigkeiten stellen die Bilder 12 bis 15 dar. Bei Abb. 12 handelt es sich um Stangen- und Rosenstockverletzungen infolge Sturzes im felsigen Gelände. Abb. 13 zeigt die Abwürfe dreier Jahre eines Hirsches, der ursprünglich ein regelmäßig geformtes kapitales Geweih von 12 Enden trug. Dann setzte er infolge einer Laufverletzung am rechten Hinterlauf zunächst links nur einen kurzen Stummel auf, später starke Stangen mit weißen Enden, während sich rechts allmählich eine Schaufel ausbildete. Er wurde schließlich nach allmählicher, allerdings schlechter Verheilung und Verkürzung des Laufes als 24-Ender bei einer Hofjagd 1899 geschossen. Links hatte er eine starke Stange mit nur 3 Enden, rechts zeigte die Stange eine ähnliche Schaufelbildung mit vielen kleinen und einigen großen Enden. Abbildung 14 stellt eine merkwürdige Mißbildung eines Geweihes mit allerhand Wucherungen, abgestumpften, hohlen Geweihspitzen usw. dar. Die Entstehung ist unbekannt. Ich vermute, daß Beschädigungen in der Bastzeit (vielleicht durch Insekten usw.) vorliegen.

Die merkwürdigste Mißbildung aus neuester Zeit sehen wir auf Abb. 15. Das Geweih stammt von einem in diesem Jahre erlegten Hirsche, der eine Darmverletzung aufwies. Das Alter des Hirsches ist 3 bis 4 Jahre. Er soll auch schon im Vorjahre mit einer ähnlichen Mißbildung des Geweihes beobachtet worden sein.



Abb. 14. Aus der Sammlung der forstl. Hochschule Tharandt

Eine sehr wirkungsvolle, allerdings sich sehr selten vorfindende Besonderheit ist das Auftreten von drei Stangen bzw. drei gesonderten Rosenstöcken. (Abb. 16.)

Die Abwürfe der einzelnen Jahre bei demselben Hirsche ähneln sich fast stets in der Auslage (das heißt, die Stangen stehen mehr oder weniger weit auseinander), durch besonders charakteristisch gestellte Enden, durch gleiche Stärke und Höhe der Stangen, durch besondere Abnormitäten und Mißbildungen usw. Im allgemeinen kann man sagen, daß es wohl keine andere Hirschart in der Welt gibt, die so verschiedenartige, vielgestaltige Geweih-

formen bildet, wie der Rothirsch, was ihn so interessant macht, und das Streben nach seiner Erhaltung besonders rechtfertigt. Welch enorme Masse an Geweihsubstanz ein Hirsch während seines Lebens hervorbringt, sei durch Abb. 17 veranschaulicht. Hier sind die Abwurfstangen eines Hirsches — abgeworfen innerhalb von 10 Jahren — zusammengestellt. Sie haben (ohne Holzplatten und künstliche Schädel) ein Gewicht von 36,8 Kilogramm.

Die drei ersten Stufen konnten nicht erlangt werden, auch fehlt das Endgeweih bei der Abbildung.



Abb. 15. Hirsch von Herrn Baumeister W. Grafe in Markersbacher Flur (Sächs. Schweiz) im Herbst 1935 erlegt

Von fast all' dem Geschilderten konnte man nun in der Sächs. L e h r s c h a u 1935 interessante Beobachtungen machen. Als L e h r s c h a u offenbarte sie vieles:

1. durch die Gliederung nach den verschiedenen sächsischen Gebieten (Erzgebirge, Sächsische Schweiz, Sondergebiete (Niederland, Heiden usw.) in drei getrennten Räumen,
2. durch mehrfache Beifügung der Abwürfe einzelner, besonders charakteristischer Geweihe,
3. dadurch, daß sie die geschilderte Beziehung der Geweihbildung zu den körperlichen Zuständen bezüglich Gesundheit, Alter, Vererbung und Blutmischung in verschiedenen Beispielen deutlich veranschaulichte.

Belehrend für einen größeren Kreis von Besuchern erwies sie sich auch dadurch, daß eine Anzahl von Auer- und Birkhähnen, sowie der in unserem Lande hauptsächlich vorkommenden Raubvögel mit zur Schau gestellt wurden.

Was die Verteilung der Geweihe nach den einzelnen Gebieten anlangt, so konnten wesentliche Unterschiede in Stangenstärke und Endenreichtum bei den besten Geweihen im allgemeinen nicht festgestellt werden, wenn auch



Abb. 16. Entstanden durch Beschädigung des Rosenstockes in der Kolbenzeit
Aus der sächs. Geweihausstellung 1935

von Erzgebirgshirschen die größte Anzahl wirklich kapitaler Trophäen zu sehen war. Einzelne Geweihe, die in der Sächsischen Schweiz erbeutet worden waren, standen aber denen aus dem Erzgebirge nicht wesentlich nach. Nur die Heidehirsche sind in Form und Stärke ihrer Geweihe den Gebirgshirschen etwas unterlegen — hier hat man es auch mit ganz oder

teilweise eingezäunten Wildbahnen zu tun (Dresdner Heide und neuerdings Tharandter Wald). Von den Abwurfsammlungen zeigten die zehn Jahrgänge der Abwürfe eines ganz hervorragend starken Hirsches aus dem Erzgebirge ganz deutlich, daß die Bildung eines kapitalen Geweihes hier im rauhen Gebirge oft viel langsamer vor sich geht, als man nach dem normalen, im Vorstehenden geschilderten Bildungsgesetz annehmen müßte. Fünf Jahre ist er als Zehrender und drei Jahre als Zwölfender gegangen, ehe er die vermutlich höchste Stufe erlangte. Man sieht daraus, daß das Altwerden der Hirsche bei uns wohl die wichtigste Vorbedingung für die Entwicklung guter Geweihe ist. Die schon erwähnte Ähnlichkeit zwischen den Abwürfen der einzelnen Jahre derselben Hirsche trat fast überall, besonders auch bei einem Hirsch aus der Sächsischen Schweiz hervor, bei dem neben der eigentlichen

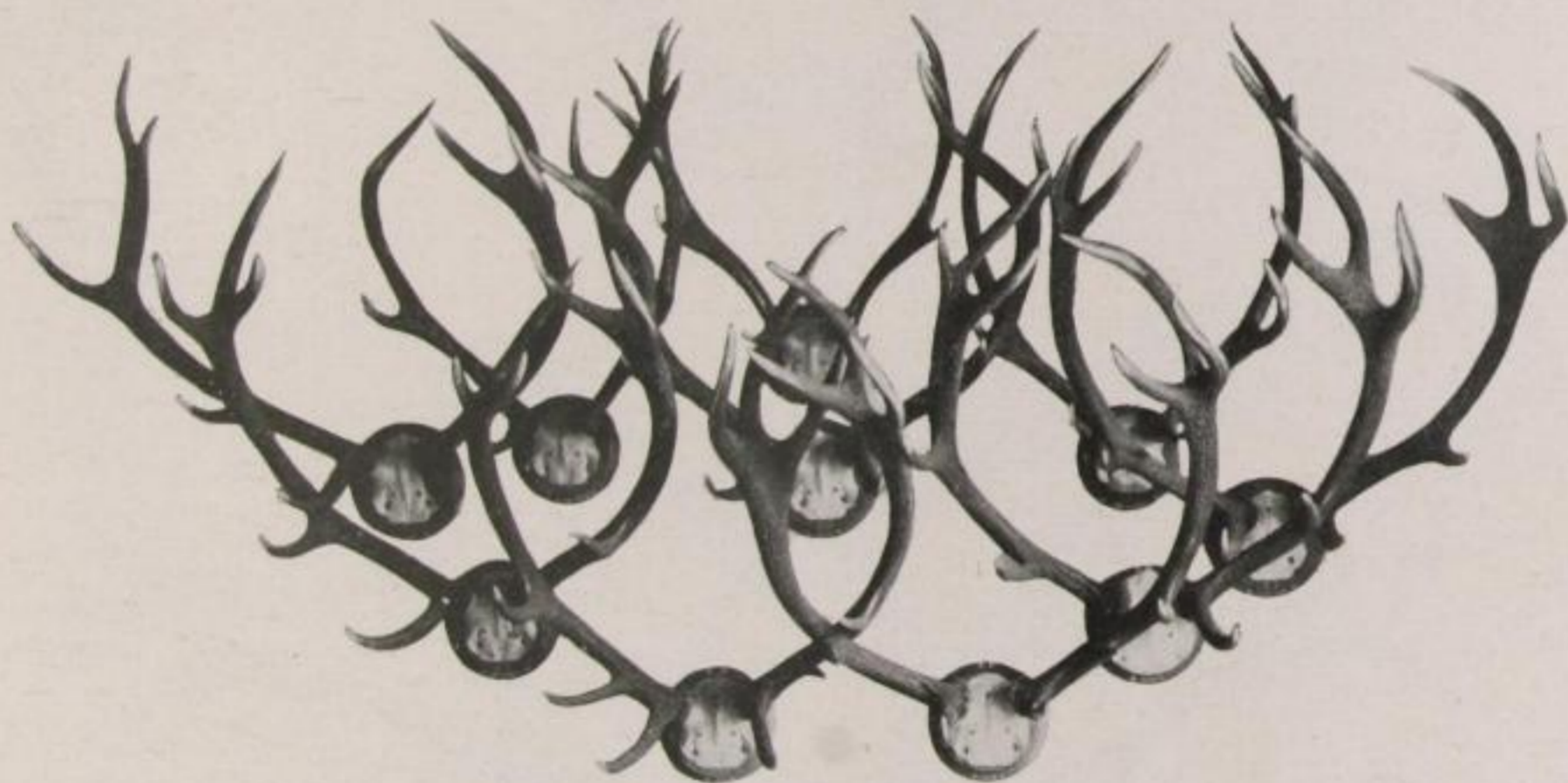


Abb. 17. Aus der Sammlung von Fmstr. i. R. Prof., Tharandt
Hirsch stammte vom Nassauer Staatsforstrevier (Erzgebirge)

Trophäe die Abwürfe aus sieben der Erlegung vorausgegangenen Jahren ausgestellt waren. Auch konnte der sogenannte „ewige Achter“ durch die Abwürfe mehrerer Jahre eines Hirsches deutlich veranschaulicht werden. (Abb. 18).

Welch großen Einfluß Alter, Gesundheit, Vererbung und Blutmischung auf die Geweihbildung ausüben, trat bei sehr vielen Stücken hervor.

Die Ausstellung zeigte sich aber auch als Hege Schau. Konnte man doch durch die Vorführung des besten Geweihes der letzten zehn Jahre von jedem Staatsforstrevier, das noch Rotwild beherbergt, sehr interessante Vergleiche bezüglich der Hege ziehen.

Als Beispiel für Geweihformen, wie man sie in Zukunft erstrebt, seien noch drei Abbildungen (Abb. 19, 20, 21) von Geweihen gezeigt, die zu den besten Stücken der Ausstellung gehörten.

Auch die Art der Bewertung bei Geweihen entsprach dem Grundsatz der neuzeitlichen Hegebestrebungen.

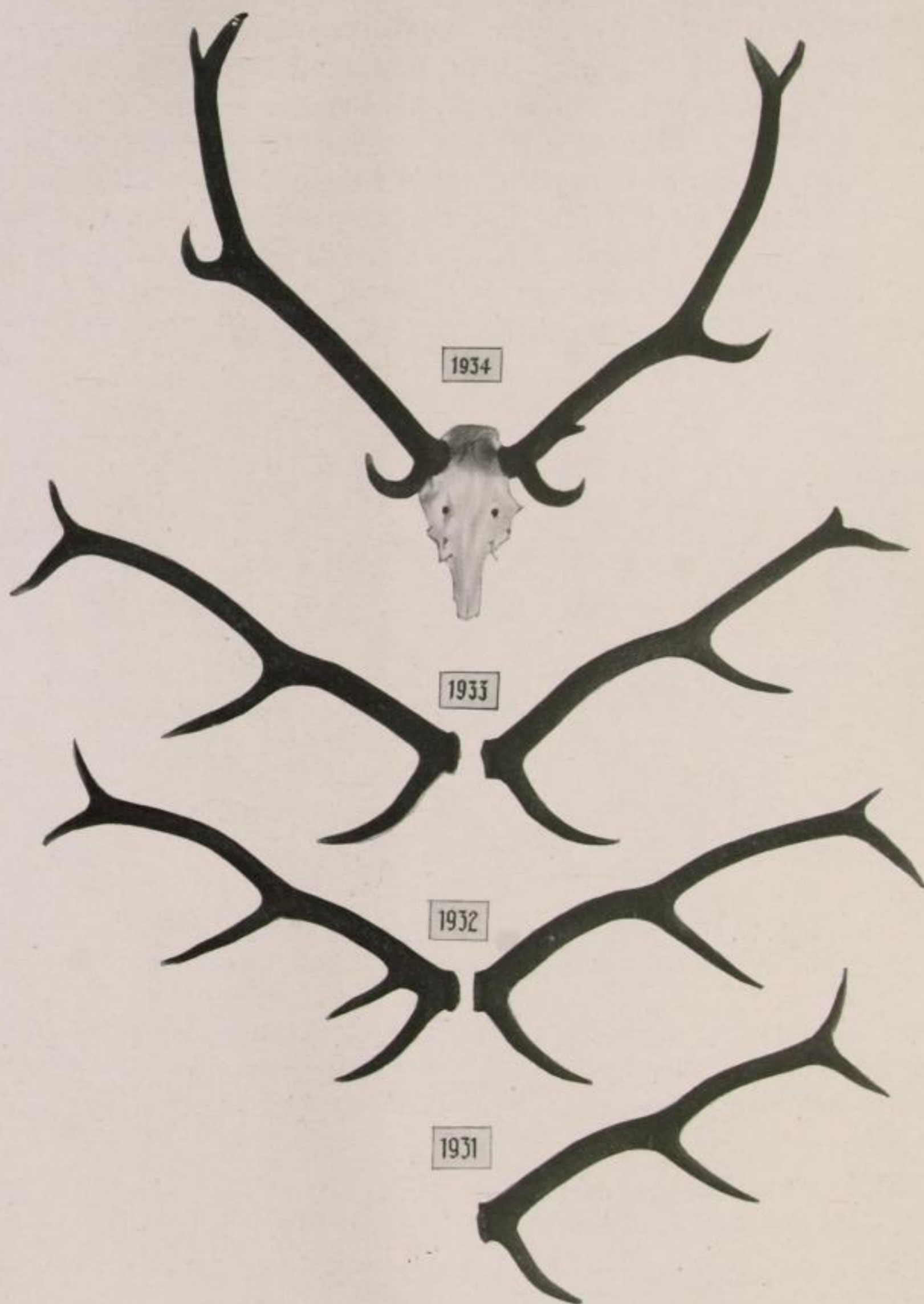


Abb. 18. Der ewige Achter. Aus der Geweihausstellung 1935

Eine Auszeichnung erhielten nicht die stärksten und schönsten Stücke, sondern derjenige Jäger bekam eine Anerkennung in Form kleiner Geschenke, der die hegerisch richtigsten Abschüsse getätigt hatte. Bei jedem Ge-

weih und Gehörn wurde durch kleine Marken gekennzeichnet, ob der Abschuß nach der Meinung der Sachverständigen zum richtigen Zeitpunkt sowohl bezüglich des Alters des Hirsches wie nach der Jahreszeit getätigt war. Die richtigen Beispiele und die gesammelten Erfahrungen beim Abschuß sollen in der Zukunft aneifernd für jeden Jäger wirken. Neben 232 Hirschgeweihen wurden in der Jagdausstellung 430 Rehgehörne gezeigt, ein Beweis, daß auch



Abb. 19. Erlegungsort: Forstamt Breitenbrunn (Erzgebirge). Alter 8—9 Jahre

dem Rehwild besondere Beachtung geschenkt wurde. In jeder Hinsicht war auch hier alles getan worden, um vor allem die modernen Hegebestrebungen zur Darstellung zu bringen. In geschlossenen Sammlungen waren z. B. Gehörne von Kümmerern, ferner Mißbildungen, Abnormitäten, sogenannte Vererbungsgehörne usw. zu sehen. Auch wurden zusammengestellt die besten Gehörne eines Revieres im Laufe einer Reihe von Jahren gezeigt, ebenso waren die durch richtigen Hegeabschuß schon erzielten Erfolge systematisch veranschaulicht und anderes mehr. Da die Geweihbildung beim Rothirsch sich in

vieler Hinsicht sehr ähnlich der Gehörnbildung beim Rehbock vollzieht, auch die Hegebestrebungen in gleicher Weise angesetzt werden müssen, muß ich es mir versagen, in einem Artikel über den Rothirsch hierauf näher einzugehen.



Abb. 20. Erlegungsort: Forstamt Rautenkranz (Dogtland). Alter 10 Jahre

Daß schließlich auch Modelle von Fütterungen, Karten und statistisches Material gezeigt wurde, vollendete das Bild der wirklichen Hegechau.

So erwecken die geschilderten Bestrebungen mit den bereits in Sachsen erzielten Erfolgen, sowie die so glanzvoll verlaufene und mit viel Anerkennung bewunderte erste Sächsische Jagdausstellung im neuen Reiche viel Hoffnung. Der Blick in die Zukunft ist für den Naturfreund, den Jäger und Heger lichtvoll.

Solange eine die Natur und Heimat so liebende, Volkstum, Volksitten und Brauchtum so fördernde Staatsidee wie die nationalsozialistische das

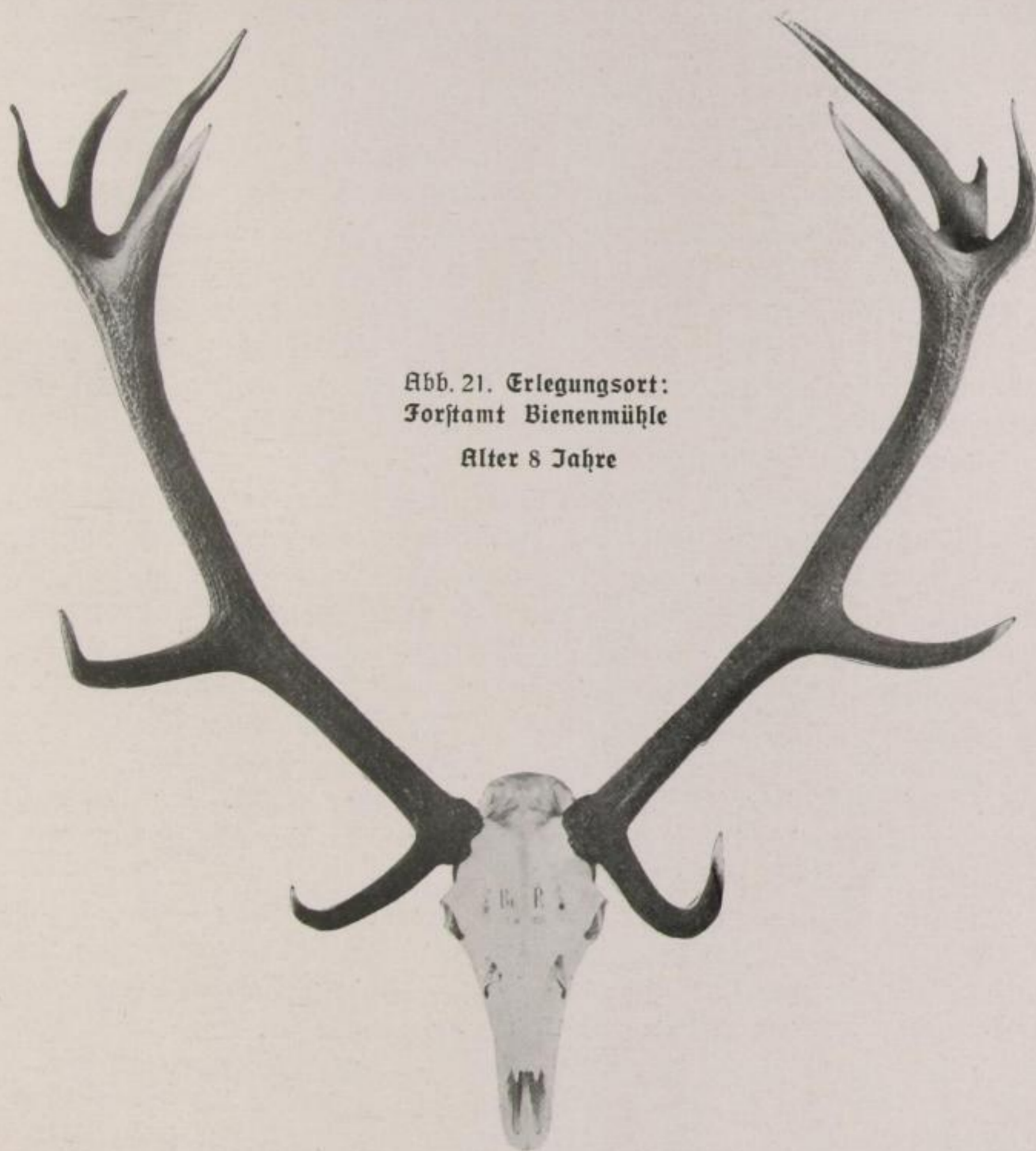


Abb. 21. Erlegungsort:
Forstamt Bienenmühle
Alter 8 Jahre

Deutsche Reich beherrscht und führt, können wir nicht nur hoffen, sondern die sichere Gewißheit haben, daß dem deutschen Wilde im deutschen Walde auch in der Zukunft ein Plätzchen an der Sonne gewahrt bleibt.

Eine Flußverlandung bei Grimma

Don Johannes Uhlig, Oederan

(Mit 3 Zeichnungen und 6 Aufnahmen des Verfassers)

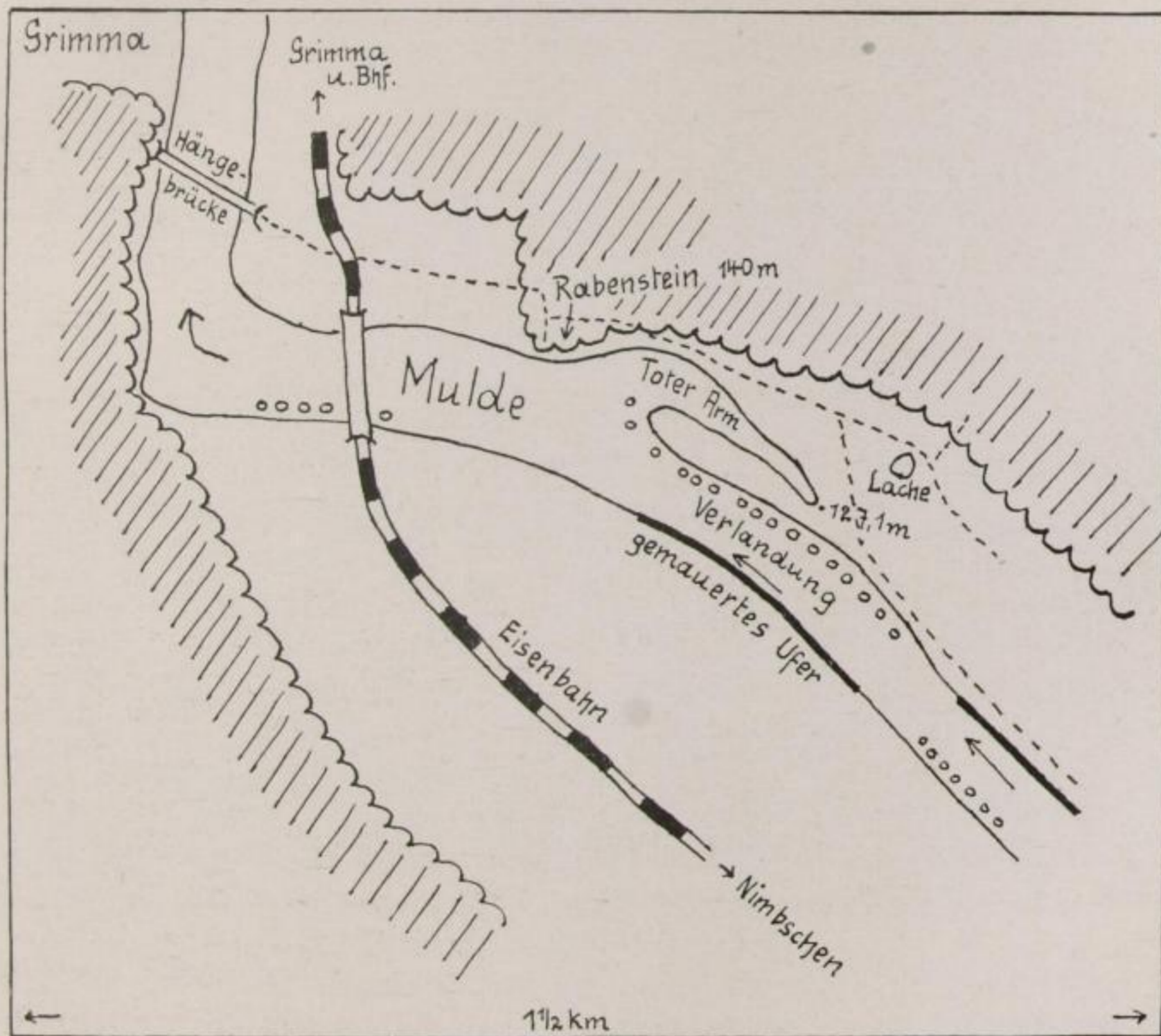
Immer starrer werden die Ufer unserer Flüsse. Zwar sind Geradelegungen selten, da sie erhebliche Geldkosten verursachen, auch läßt sich ein größerer Fluß nicht ohne weiteres so vergewaltigen wie ein Bachlauf, den man mit geringer Mühe in einen schnurgeraden Kanal verwandeln kann. Man bändigt den Fluß auf andere Weise. Die Ufer werden erhöht oder gemauert, und Dämme verhindern, daß der Fluß in Zeiten des Hochwassers seine ungebändigte Kraft dazu benutzt, sein Bett zu verlegen. Daß er das einst an geeigneten Stellen getan hat, davon kündeten noch heute die Altwässer an unseren größeren Flüssen. Freilich verschwinden diese Zeugen immer mehr, man schüttet sie zu und beraubt damit die Natur um meist ganz reizende Kleinode, die überdies für den Botaniker Fundgruben immer seltener werdender Pflanzenarten bedeuten.

In den größeren Talweitungen unseres Muldenhügellandes hat es einst ganz anders ausgesehen. Träge floß das Wasser des sich windenden Flusses; denn das Gefälle war gering. Die Ufer waren nicht starr wie heute, sondern aufgelöst, sie verlandeten, wie noch heute unsere Teiche verlanden, und nasses, unbetretbares Erlicht erfüllte wohl einen erheblichen Teil der Weitung. Heute sind die Erlenbrücher bis auf geringe Reste verschwunden, die Kultur hat das wertvolle Schwemmland nutzbar gemacht und in Wiesen oder Äcker verwandelt, der Lauf der Flüsse ist eingeengt und geradliniger, die Geschwindigkeit des fließenden Wassers ist damit größer geworden, so daß auch die Verlandung an den Ufern entweder gar nicht mehr oder nur in beschränktem Maße in die Erscheinung tritt.

Um so auffälliger und für den Naturfreund geradezu herzerquickend müssen Stellen wirken, wo solche Verlandungen oder Verlandungsversuche am Flußufer noch zu sehen sind. Eine solche Stelle befindet sich an der Vereinigten Mulde wenig oberhalb Grimma auf der rechten Seite der Nimbschener Aue (vgl. Zeichnung 1). Vom Rabensteine aus, einem Porphyrfelsen des Prallhanges, den man von Grimma aus über die Hängebrücke an der Gattersburg in wenigen Minuten erreicht, hat man einen großartigen Überblick des in Frage kommenden Gebietes. Wir blicken nach Südosten. Ein halbinselartiges Wiesenland schiebt sich wie ein Keil, der nach vorn breiter wird, in das Wasser vor und trennt einen jetzt blind verlaufenden „toten Arm“ von der Vereinigten Mulde ab. Nach dem Rabensteine zu steht dieser Arm noch in breiter Verbindung mit dem Flusse, das hintere, spitze Ende dieses Altwassers ist jedoch auf mehrere Meter vom Flusse abgetrennt, doch dürfte wohl vor noch nicht allzulanger Zeit hier eine Verbindung bestanden haben, die Geländeform läßt das auch auf einem der beigegebenen Bilder deutlich erkennen (vgl. Bild 1). Die Halbinsel ist sicher ursprünglich eine Insel mitten im Flusse gewesen. Zu Zeiten starken Hochwassers wird noch heute die gesamte Halbinsel über-

schwemmt, und das beigegefügte Bild von einem Osterhochwasser aus dem Jahre 1927 zeigt deutlich, daß der Fluß in solchen Zeiten das gesamte Altwasser in seinen Lauf einschließt und daß sich sein rechtes Ufer mit dem jetzigen rechten Ufer des toten Armes deckt (vgl. Bild 2). Beim Zurückgehen des Starkwassers tritt dann zuerst die jetzige Halbinsel als Insel zu Tage, bis schließlich die Verbindung der Halbinsel mit der großen Auenwiese rechts der Mulde, die im Sommer von unzähligen Granelkenblüten rötlich schimmert, wieder auftaucht.

Schon vom Rabensteine aus fallen uns in Jahren mit normalem Wasserstande die aufgelockerten Ufer des toten Armes wie auch der (im Sinne der



Zeichnung 1. Karte des Gebietes um den Rabenstein oberhalb Grimma

Stromrichtung) rechten Muldenseite selbst auf (vgl. Bild 1). Doch handelt es sich keinesfalls um eine Zerreißung eines ursprünglich geraden Ufers, das Gegenteil ist der Fall, die Ufer bauen sich gewissermaßen nach dem Wasser zu vor, der Flußrand „verlandet“. Es kann auch keine Rede davon sein, daß die horstartigen Flecke, die dem Wasser entragen, vom letzten Hochwasser der Uferböschung entrissen worden wären und nun hier im Seichtwasser eine Zeitlang weiterzuleben versuchten. Ganz abgesehen davon, daß das Hochwasser derartige Uferseken weit mit sich fortführt, belehrt auch schon der ungeschulte Blick, daß diese Horste im Wasser aus ganz anderen Pflanzen bestehen als der Uferbord

selbst, daß es sich hier tatsächlich um eine echte Verlandung handelt, deren Entwicklung folgerichtig verläuft.

Doch schauen wir uns nun diese aufgelockerten Ufer näher an! Zu diesem Zwecke steigen wir vom Rabenstein auf gutem Wege hinunter in die Talau. Um die Aufeinanderfolge der bei der Verlandung beteiligten Pflanzengesellschaften richtig begreifen zu können, verschließen wir zunächst unseren Augen die Schönheiten des Altwassers und begeben uns zuerst zum rechten Ufer der Mulde selbst, um dessen Pflanzenleben ungefähr 200 bis 500 Meter oberhalb des Rabensteines in seinen Einzelheiten zu betrachten.



Abb. 1. Blick vom Rabenstein nach Südosten auf die Verlandung des rechten Muldenufers und des Altwassers (Juli 1935)

Das Röhricht, das unmittelbar vor dem Uferrande im Wasser steht, ist zusammengesetzt aus Wassersüßgras (*Glyceria aquatica*), das stellenweise größere Gruppen bildet, aus Schilfrohr (*Phragmites communis*) und aus Kalmus (*Acorus calamus*), dessen schwertförmige, vielfach dem Wasser zugeneigte Blätter auf den Bildern 3 und 4 im Vordergrund zu sehen sind. Auch der ästige Igelskolben (*Sparganium erectum* ssp. *polyedrum*) bildet ein wichtiges Glied dieser Pflanzengesellschaft (Scirpeto-Phragmitetum). Nur in geringer Menge kann man die Wasserkresse (*Nasturtium amphibium*), den Froschlöffel (*Alisma plantago*) und die Teichbinse (*Scirpus lacustris*) in diesem Bestande entdecken. Kaum zu trennen von diesem Röhricht sind die Pflanzen der Großseggengesellschaft (des *Magnocaricetums*) unserer Flüsse, die sich hart an den Rand des 1 Meter hohen Ufers halten, hier aber

einfach keinen Platz haben, einen eigenen Streifen auszubilden. Nur spärlich sind einige Vertreter vorhanden: das Scharfe Riedgras (*Carex gracilis*), das Rohrglanzgras (*Phalaris arundinacea*), die gelbblühende Wasserschwertlilie (*Iris pseudacorus*) und ein für die Ufer der Mulde bezeichnendes Reitgras (*Calamagrostis*), dessen Artzugehörigkeit noch nicht ganz sicher ist.

Dieser aus Arten des Röhrichtes und der Gesellschaft des Scharfen Riedgrases (*Caricetum gracilis*) bestehende Streifen ist an sich keine Besonderheit. Er findet sich, mehr oder weniger gut gegliedert, fast überall an den Ufern der Mulde und ihrer Stammflüsse bis weit ins obere Hügelland



Abb. 2. Blick vom Rabenstein nach Südosten. Das Hochwasser hat die Halbinsel und das Altwasser überschwemmt (Ostern 1927)

hinauf und ist andernorts sogar viel schöner ausgebildet, vor allem an der unteren Freiburger Mulde und an der Zschopau, während die Ufer der Zwickauer Mulde und die der Chemnitz auf große Strecken nicht einmal diesen schmalen Verlandungssaum zeigen. Für gewöhnlich ist die Verlandung der Flüsse unseres Muldenhügellandes auf den Röhricht- und Großseggenstreifen beschränkt, da Wassertiefe und Wassergeschwindigkeit einen scharfen Trennungstrich ziehen, so daß sich ein Neuaufbau dieser Randbestände aus vorhergehenden Gesellschaften, die den Boden gewissermaßen vorbereiten, d. h. in diesem Falle erhöhen und die Wassergeschwindigkeit herabsetzen, nicht mehr beobachten läßt.

Hier jedoch, am rechten Muldenufer oberhalb des Rabensteines, bietet sich Gelegenheit, diese Entwicklung der Verlandung bis zu gewissem Grade zu ver-



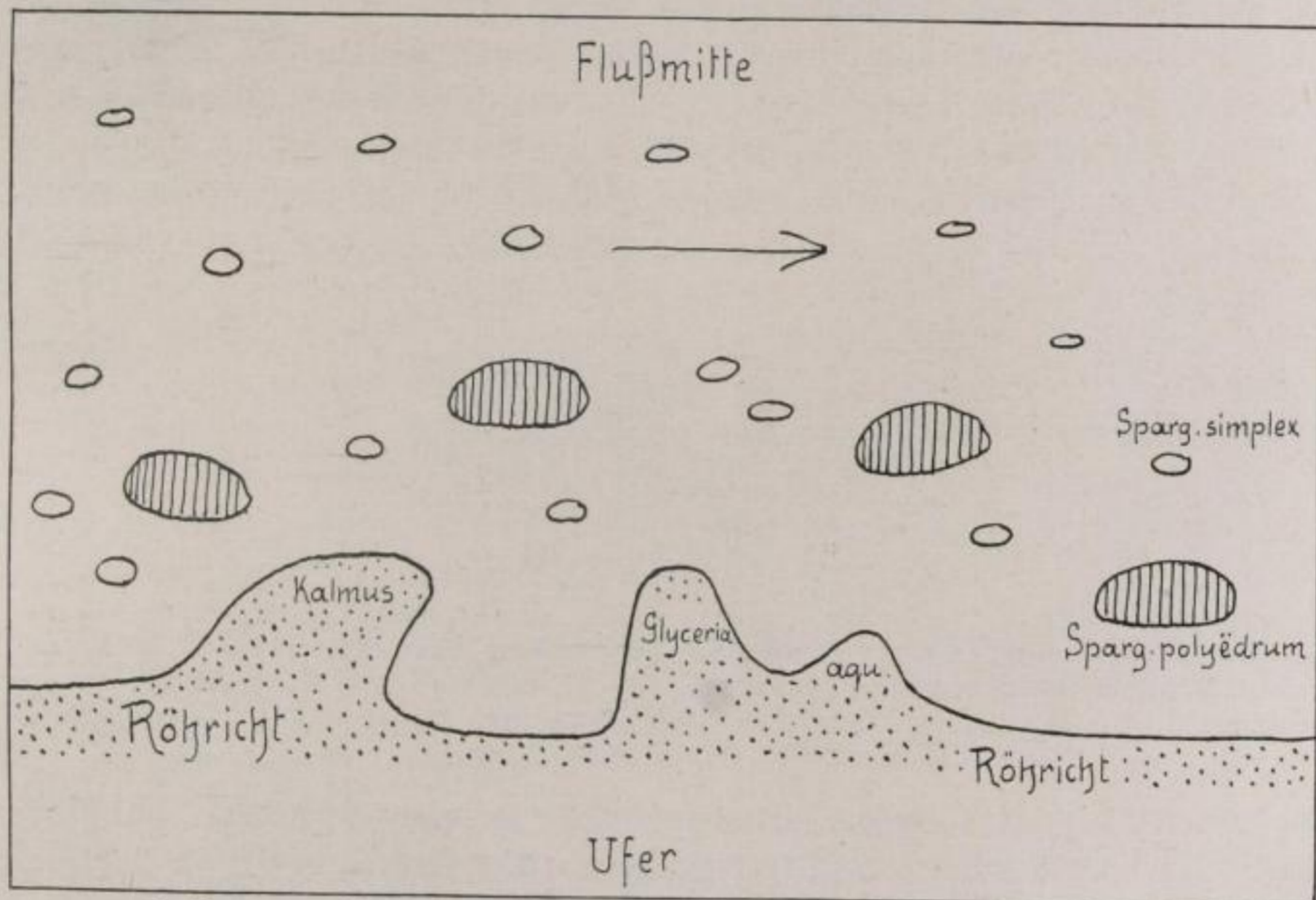
Abb. 3. Die Verlandung des rechten Muldenufers 200—500 m oberhalb des Rabensteines
(Juli 1935)



Abb. 4. Ausschnitt aus der Verlandung des rechten Muldenufers (Juli 1935)

folgen. Vom Röhricht nach dem Flußinnern zu hat sich hier eine Pflanzengesellschaft aufgebaut, die uns wegen der Seltenheit ihres Vorkommens und in ihrer floristischen Zusammensetzung ganz besonders fesselt. Fast bis in die Mitte des Flusses wagen sich einige Glieder dieser lockeren Gesellschaft, deren Bestandteile sich erst gegen das Ufer hin dichter zusammenschließen, ohne daß es zu einer völligen Geschlossenheit des Bestandes käme.

Die Hauptströmung verläuft entlang des linken Ufers, das hier zum Schutze gegen Unterspülung durch die infolge des Motorbootbetriebes hervorgerufenen Wellen gemauert ist, während die Geschwindigkeit am verlandenden rechten Ufer, das unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen soll, herabgemindert ist, wobei der reiche Pflanzenbestand im Wasser den aufsteigenden Uferrand vor den An-

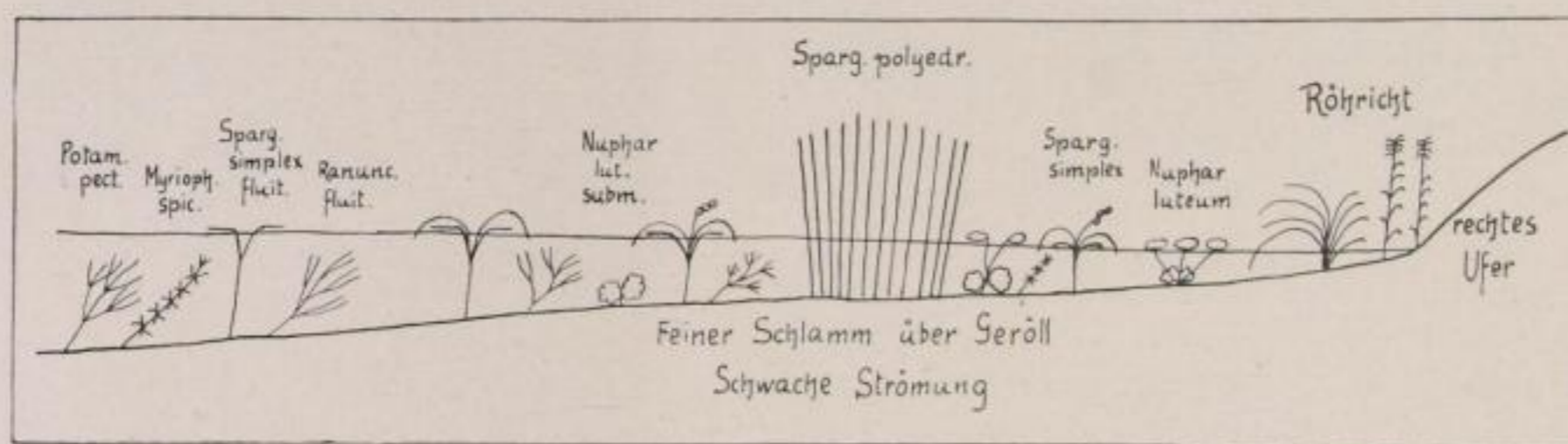


Zeichnung 2. Verteilung der Horste des Ästigen Igelkolbens (schräffelt) und der Gruppen des Einfachen Igelkolbens in der Mulde

griffen der Wellen schützt, so daß eine Vermauerung hier völlig unnötig geworden ist.

Die Verlandungsgesellschaft im Flusse soll nun auf ihre Zusammensetzung hin untersucht werden (vgl. Bild 3 und 4 sowie Zeichnung 2 und 3!). Die großen, im Wasser verstreut stehenden Horste werden von dem Ästigen Igelkolben gebildet; die großen, kantig gegeneinander abgeplatteten Früchte verraten die Zugehörigkeit zur Unterart polyedrum, die dem Berglande fehlt, jedoch im Hüggellande mit abnehmender Meereshöhe an Fluß- und Teichufern immer deutlicher ausgebildet ist. Diese Horste ragen etwa meterhoch wie dunkelgrüne Pinsel von größerer oder geringerer Breite aus dem knietiefen Wasser heraus. Daneben finden wir, zahlreicher und weiter ins tiefer werdende Wasser vordringend, die helleren und weit niedrigeren Büschel des Einfachen Igel-

kolbens (*Sparganium simplex*), der knapp über dem Wasser auseinanderfließende Gruppen bildet. Etwa die Hälfte der Blätter sind Schwimmblätter, die andere Hälfte hebt sich bei geringem Wasserstande, wie es im Sommer 1935 der Fall war, über das Wasser heraus, wobei die Spitzen der oft bogenförmig zurückgeneigten Blätter wieder ins nasse Element tauchen. Bei höherem Wasserstande kommt es, wenigstens gegen die Flußmitte zu, nur zur Ausbildung von Schwimmblättern (Form *fluitans*), wie das in geeigneten Zeiten hier in der Nähe des Rabensteines, auch unterhalb desselben am linken Ufer, stets zu beobachten ist. Blüten wird man dann freilich selten finden, während der letzte Sommer sie an fast allen Büscheln hervorgelockt hatte. Das zwischen den Gruppen beider Igelskolben nur mäßig schnell fließende Wasser ist hier und da, besonders in der Nähe des Ufers, belebt durch die grünen Blätter der Gelben Teichrose (*Nuphar luteum*), deren schmucke Blüten zur Sommerszeit über den Wasserspiegel hervorschauen und den schönsten Schmuck dieser Verlandungsgesellschaft bilden. An geschützten Stellen haben sich auch schon einige Teichlinsen angesiedelt (*Lemna minor*). Die weiteren noch vorhandenen Pflan-



Zeichnung 3. Querschnitt durch die Verlandung der rechten Muldenseite oberhalb des Rabensteines. Deutsche Namen von links nach rechts: Kammsf. Laichkraut, Ähr. Tausendblatt, flutende Form des Einf. Igelskolbens, Flut. Hahnenfuß, Unterwasserform der Gelben Teichrose, Ästiger Igelskolben, Einf. Igelskolben, Gelbe Teichrose

zen befinden sich unter Wasser, sind aber in ihrer Bedeutung für die Entwicklung der Verlandung keineswegs zu unterschätzen. Wir finden im Wasser den Flutenden Hahnenfuß (*Ranunculus fluitans*), der seine langgestreckten Blätter von den Wellen bewegen läßt, das Kammsförmige Laichkraut (*Potamogeton pectinatus*), dessen Blätter immer kürzer und feiner werden, je mehr die Strömung gehemmt wird, und das Ährige Tausendblatt (*Myriophyllum spicatum*), dessen roter Stengel bei klarem Wasser auch vom Ufer aus erkennbar ist. Nur spärlich vorhanden ist das Rauhe Hornblatt (*Ceratophyllum demersum*). Vom Röhricht her dringt die Wasserkresse bis 10 Meter ins Wasser vor, ihre Stengel sind kaum sichtbar, doch an einer Stelle verrät uns ein über das Wasser schauender gelber Blütenstand das Vorhandensein der Pflanze.

Nach dieser rein äußerlichen Feststellung sollen die vorhandenen, recht verschiedenartigen Pflanzen auf ihren Wert für die Entwicklung der Verlandung untersucht werden. Durch Beobachtung an anderen Stellen der Mulde ist es möglich, Klarheit in den Verlauf der Verlandung zu bringen. Die zuerst vorhandene Gruppe von Pflanzen sind reine Unterwasserbewohner, die an geeig-

neten Plätzen in der Vereinigten Mulde und in der unteren Zwickauer Mulde eine feste Gesellschaft bilden. Zu ihnen gehören das Kammförmige Saichkraut (Form interruptus), der Flutende Hahnenfuß und das Ährige Tausendblatt. In großen Büscheln wachsen diese drei Pflanzen mit langflutenden Stengeln im fließenden Wasser und sammeln zwischen ihren zahlreichen Blättern Schlamm an, bleiben aber so lange eine unveränderte Dauergesellschaft, wie das Wasser stark fließt. Nur selten sind oberhalb der Muldenvereinigung alle drei Pflanzen gleichzeitig vorhanden; im ganzen Verlauf der Freiburger Mulde und der Zschopau fehlt das Kammförmige Saichkraut, während diese interessante Pflanze, die für das Muldengebiet eine Neufeststellung ist, in der Zwickauer Mulde bis in die Gegend von Glauchau und in der unteren Chemnitz bis nach Markersdorf-Taura zu verfolgen ist und stellenweise, wie in der Chemnitzmündung, gewaltige Unterwasserwiesen bildet. Der Flutende Hahnenfuß ist in der Freiburger Mulde häufiger, und das Ährige Tausendblatt findet sich erst in der Nähe des Zusammenflusses beider Mulden. In der Vereinigten Mulde treffen dann alle drei Arten zusammen, die „Pflanzengesellschaft des Flutenden Hahnenfußes“ (*Ranunculetum fluitantis*) bildend.

An geeigneten Stellen, wo die Wasserbewegung nicht zu groß ist und der von den oben genannten Pflanzen aufgefangene Schlamm nicht mehr weggeräumt wird, entwickelt sich diese Gesellschaft des Flutenden Hahnenfußes weiter zu einem Übergangsbstande, der vor allem durch das Auftreten der flutenden Form des Einfachen Igelskolbens angezeigt wird (*Ranunculetum fluitantis sparganietosum*). Auch die schwimmende Form des Pfeilkrautes (*Sagittaria sagittifolia* Form *vallisneriifolia*) und die Unterwasserform der Gelben Teichrose (Form *submersum*) haben als bezeichnende Merkmale dieses Übergangsbstandes zu gelten. Wir finden diesen Zustand der Entwicklung innerhalb der beschriebenen Muldenverlandung oberhalb des Rabensteines nach der Flußmitte zu.

Nach dem vom Röhricht gesäumten Ufer zu dagegen hat sich der Einfache Igelskolben schon zu größeren Trupps ausgebildet. Hier ist die Wasserbewegung bereits weiter verlangsamt und die Anhäufung des Schlammes ist größer geworden. Die Zusammensetzung dieser ufernahen Bestände zeigt deshalb bereits den nächsten Schritt in der Entwicklung der Verlandung an, sie sind als Anfangszustand der „Gesellschaft der Gelben Teichrose“ (*Nupharetum*) zu bezeichnen (vgl. Zeichnung 3!).

Zur vollen Ausbildung einer Teichrosengesellschaft oder etwa gar eines sich daraus entwickelnden großen Röhrichtes in der freien Mulde kann es jedoch nicht kommen; denn die Starkwasser- oder gar Hochwasserzeiten sorgen in gewissen Abständen für genügende Räumung und zerstören immer wieder aufs neue die Aufbauarbeit der Pflanzen.

Es bietet sich aber in unmittelbarer Nähe, nämlich in dem anfangs erwähnten toten Arme am Fuße des Rabensteines, die Gelegenheit, eine ausgeprägte Teichrosengesellschaft zu schauen (vgl. Bild 5!). Hier ist das Wasser fast vollständig zur Ruhe gekommen; die Schlammanhäufung in der Bucht ist

sehr groß, so daß der Wasserstand seicht genug ist. In diesem stillen Wasser finden die Schwimmblattpflanzen (vgl. Bild 6!) den ihnen zusagenden günstigen Standort, die Gelbe Teichrose bedeckt große Flächen und sendet zahlreiche Blüten über das Wasser. Großartig nützt sie dabei den Raum aus, neben den zarten Unterwasserblättern, die man treffend „Salatblätter“ genannt hat, bildet sie lederartige Schwimmblätter aus, und einen weiteren Teil streckt sie über die Wasseroberfläche hinaus. Diese letzteren geben in ihrer sattgrünen Farbe einen besonders schönen Anblick, erscheinen jedoch nur bei seichtem Wasserstande. Als weitere Schwimmblattpflanze tritt das in allen



Abb. 5. Altwasser am Rabenstein oberhalb Grimma (Juli 1935)
Gesellschaft der Gelben Teichrose

unseren Teichen gemeine Schwimmende Laichkraut (*Potamogeton natans*) auf, und die Teichlinsen (*Lemna minor* und *polyrrhiza*) suchen zusammenhängende Schwimmdecken zu bilden.

Wenn auch die Schwimmblattpflanzen für diese Gesellschaft bezeichnend sind, so sind sie doch durchaus nicht die einzigen Glieder, die sich hier wohlfühlen. Über das Wasser hinaus ragen das Pfeilkraut, das sich hier zu ganzen Gruppen zusammenschließt, und der Einfache Igelskolben, der, wie wir oben sahen, als einer der ersten hier Fuß gefaßt hat. Beide Pflanzen bilden jedoch hier im Seichtwasser keine Schwimmblätter mehr aus.

Auch unter der Wasseroberfläche dieser vor dem Wellenschlage einigermaßen und im hinteren Ende gänzlich geschützten Bucht herrscht ein reiches

Pflanzenleben. Das Rauhe Hornkraut stellt die Hauptmasse und ballt sich zu dichten Beständen zusammen, kaum Platz lassend für die Wasserpest (*Elodea canadensis*) und das Krause Laichkraut (*Potamogeton crispus*), die beide nur in geringer Anzahl hier auftreten. Hochwässer bringen auch Bagen von feinblättrigen Laichkräutern aus der Gruppe der „Pusilloiden“ mit, die sich dann hier auszubreiten versuchen. Merkwürdigerweise scheint in dieser Bucht das Quirlige Tausendblatt (*Myriophyllum verticillatum*), eine wertvolle Charakterart der Teichrosengesellschaft, zu fehlen, obwohl diese schöne Pflanze in mehreren Altwässern bei Leisnig und Klosterbuch noch zahlreich aufzu-



Abb. 6. Blick von den Felsen oberhalb des Rabensteines auf den vorderen Teil des Altwassers (vorn) mit den Blättern der Gelben Teichrose, auf die Spitze der Halbinsel (Mitte) und auf die Vereinigte Mulde (hinten). (Juli 1935)

finden ist. Leuchtendes Grün zeigt der Wasserstern (*Callitriche stagnalis*), und die Reste der oben beschriebenen Gesellschaft des Flutenden Hahnenfußes (alle drei Arten) sind noch in großer Menge vorhanden und werden wohl auch immer wieder aufs neue bei Hochwasser hierher verschwemmt; ihre Blätter und Stengel freilich werden hier bald kürzer; was beim Kammförmigen Laichkraut am auffälligsten ist, das hier, oft ganz im Schlamm versteckt, nur schwer zu entdecken ist.

Alle diese Pflanzen lassen es infolge ihrer reichlichen Stoffherzeugung, die vor allem beim Hornkraut sehr groß ist, zu einer starken Schlamm- bildung kommen. Damit graben sich jedoch diese Pflanzen selbst das Grab, denn mit

zunehmender Erhöhung des Untergrundes und damit Hand in Hand gehender Verflachung des Wassers schreitet die Verlandung fort. Die Glieder des „Röhrichtes“ dringen immer zahlreicher in die „Gesellschaft der Gelben Teichrose“ ein. Schon ist der Ästige Igelskolben, der uns bereits in der freien Mulde begegnet ist und dessen Auftreten dort ähnlich zu bewerten ist wie hier, als erster zur Stelle, und aus dem dichten Ufersaume, der hauptsächlich vom Wassersüßgras gebildet wird, dringen schon einzelne Pflanzengruppen vor. Auch niedrigere Arten, die den Innenrand des Röhrichtes besetzen, wandern weit vor, z. B. die Wasserkresse, der Wasserknöterich (*Polygonum amphibium*) und der Pfefferknöterich (*P. hydropiper*). Gerade das Wassersüßgras besiedelt solche Schlammstellen mit Seichtwasser sehr rasch, bildet dann sehr bald undurchdringliche Herden und vernichtet durch Lichtentzug und weitere Bodenerhöhung alles, was vordem da war. Ein Beispiel dafür liefert das Muldenaltwasser unter dem Schlosse Döben (unterhalb Grimma), das jetzt allerdings größtenteils zugeschüttet worden ist. Der Boden wird bald, wenigstens äußerlich, fester, Weiden und Erlen stellen sich ein, und die Ausbildung eines Erlbruches beginnt, wenn nicht der Mensch irgendwie störend eingreift. So weit wird es in dem toten Arme am Rabenstein nicht kommen, ja nicht einmal das Röhricht kann auf die Dauer Fuß fassen, weil auch hier das Hochwasser von Zeit zu Zeit seine räumende Kraft arbeiten läßt und somit für das Röhricht zerstörend, für die Teichrosengesellschaft erhaltend wirkt.

Und dieser Umstand ist für den Freund heimatlicher Urnatur recht erfreulich, kann er doch immer den prachtvollen Anblick dieser bei uns so selten gewordenen Pflanzengesellschaft genießen, und dieser Anblick ist dabei ein fast jährlich wechselnder, je nachdem, ob die Verlandung weiter fortgeschritten ist oder wieder auf einen früheren Zustand zurückgeschraubt wurde. Die Gefahr des störenden Eingriffes droht zunächst nur von einer Seite, vom Menschen und der ihm dienstbaren Technik. Dies nach Möglichkeit zu verhindern, ist der Zweck dieser Zeilen. Möchten alle Naturfreunde, vor allem die aus Grimma selbst, ihre Hand schützend über dies herrliche Fleckchen Erde halten und aufklärend wirken, wo Aufklärung not tut. Und an die staatlichen Stellen richten wir die im Dienste des Heimatschutzes vorgetragene Bitte, bei etwaigen Regulierungsabsichten in dieser Gegend beide Augen zuzudrücken und die Mulde mit ihren Altwässern am Rabensteine bei Grimma als Naturdenkmal anzusehen und der Nachwelt zu erhalten.

Die ethische Bedeutung des deutschen Weidwerks

Don Forstmeister H. Meyer, Kriegswald

Wenn man den ethischen Motiven der Jagd von heute nachgeht, so wissen wir zwar, daß der letzte Inhalt der Jagdleidenschaft immer das Verlangen nach Beute sein wird, daß aber auch noch andere gewichtige Beweggründe mit zunehmender Verfeinerung der Anschauungen über die Weidgerechtigkeit maßgeben-

den Einfluß gewannen. Wir leben im Austausch mit der Welt und sind auch ohne Wildbretzufuhr in unserer Ernährung aus eigener Scholle nahezu auf eigene Füße gestellt. Man bedenke, daß im Jahre 1925 einem jährlichen Fleischverbrauch von 47,09 Kilogramm je Kopf der Bevölkerung nur ein Wildbretverbrauch von 0,27 Kilogramm gegenüberstand. Man wird daher ohne weiteres überzeugt sein, daß der letztere heute nur eine höchst untergeordnete Rolle für die Volksernährung spielt. Und doch hat die Jagdleidenschaft der Menschen nicht abgenommen! Das ist gut so, denn echte Jagdleidenschaft ist immer gepaart mit Mannestugend und einer hohen sittlichen Einstellung des Einzelnen. Das gilt es nun zu beweisen.

Wenn wir rechte Jäger sein wollen, dann müssen unsere Gedanken heute davon geleitet sein, daß jedes Weidwerk ein Kampf sein muß, und zwar ein Kampf der geistigen Eigenschaften des Menschen mit den den höher entwickelten physischen Eigenschaften des jagdbaren Tieres. Das Tier windet besser, es vernimmt schneller, oft äugt es auch besser und es läuft schneller. Diese unendlich feinen Sinnesorgane des Wildes gilt es zu übertrumpfen. Die Mittel, die man dabei verwendet, sind aber so zu wählen, daß nicht von vornherein eine absolute Überlegenheit des Menschen dem Wilde gegenüber vorhanden ist. Deshalb darf hier gleich eines ausgesprochen werden: Seit der Einführung des Zielfernrohrs hat der Mensch dem Wilde gegenüber einen großen Vorsprung genommen, und — leider — nützt er ihn nur zu häufig aus. Der Sinn des Zielfernrohrs soll nicht etwa sein, auf unmögliche Entfernungen zum Schießen verleitet zu werden und unter Ausschaltung jeder eigenen Mühe eine leichte Beute zu gewinnen. Wer nach diesen Grundsätzen verfährt, kann sich vielleicht einen Namen als guten Kugelschützen machen. Aber mehr darf er füglich nicht verlangen! Das Zielfernrohr ist vielmehr da, um auf die auch ohne Fernrohr übliche Entfernung das Wild mit noch größerer Aussicht als ohne dasselbe schnell und sicher zur Strecke zu bringen. Die weittragenden Gewehre mit hoher Kasanz verleiten schon ohnedies zu weiteren Schüssen, als früher üblich war. Man soll sich stets den Grundsatz zu eigen machen, als ritterlicher Mann dem Wilde gegenüberzutreten. Eine wahrhaft innere Befriedigung kann es nur geben, wenn Mühe und Anstrengungen und das Gefühl eines wirklichen Sieges dem endlichen Jagderfolg vorangegangen sind. Deshalb hat der rechte Jäger beim Betrachten seiner Trophäen auch stets die größte Freude nicht etwa an der kapitalsten, nein, sondern an der, mit der ihn Erinnerungen an besondere Mühen und Anstrengungen verbinden, bis schließlich doch der Erfolg auf seiner Seite war. Aus diesem Grundsatz ist auch ohne weiteres verständlich, warum wir den Hirsch nicht an der Fütterung schießen oder das Wild in der Zeit des Setzens schonen, warum es als unweidgerecht gilt, den Hasen in der Sasse zu erlegen oder den Fasan vom Baum herunterzuschießen. Würden wir anders handeln, dann könnten wir nicht den Ehrennamen eines weidgerechten Jägers für uns in Anspruch nehmen. Ein männliches Vergnügen soll die Jagd sein, und ritterliche Manieren hat man von je von einem deutschen Manne verlangt.

Wer das Weidwerk ausübt, muß Mut, Entschlossenheit und Ausdauer mitbringen. Mut ist bekanntlich Mangel an Furcht im Falle der Gefahr. Er kann nicht anerzogen werden, sondern er ist angeboren. Furchtsame Naturen scheiden daher gewöhnlich eo ipso in der Junft der Weidmänner aus. Wer trotzdem in seinem Revier beim Auftreten eines flintentragenden Zweibeins unbekannter Herkunft den möglichst geräuschlosen Rückzug von der vermeintlichen Stätte des Grausens antritt, der bekundet damit, daß ihm eine der wesentlichsten Voraussetzungen für das Jagdhandwerk fehlt. Die Furcht muß den Wald hüten! heißt ein Sprichwort. Ein Jagdherr muß, wenn es darauf ankommt, als Mann mit großer Handschuhnummer bekannt sein. Überhaupt: ein Ritter ohne Furcht und Tadel soll in den Augen aller der rechte Weidmann sein! Dazu erzieht ihn das heimliche Pürschen in Wald und Flur. Er wird hellhörig und naturfichtig, gewohnt, auf alle Vorgänge da draußen zu achten. Eine Menschenfährte in unbegangenen Gelände läßt ihn nachdenken, ein frischer Fichtenzweig auf einem abgelegenen Waldweg zieht ihn magnetisch an. Ein unaufgeklärter Schuß verursacht ihm tagelange Unruhe, Anzeichen beginnender Wildddiebereien lassen ihn zu jeder Tages- und Nachtstunde auf den Läufen sein. Ganz auf sich allein gestellt, gilt es, oft entschlossen und schnell zu handeln. Ein guter Weidmann mit Übung und Erfahrung wird stets den Erfolg auf seiner Seite haben.

So wie der spätere erfahrene Frontsoldat mit einer gegenwärtigen Gefahr in jeder Sekunde rechnete und damit dem Tod so manches Mal aus den Knochenhänden entschlüpfte, so wird der erfahrene Jäger im Ernstfall seinen Mann stellen.

Nirgends bietet sich so gute Gelegenheit, den inneren Schweinehund, der bekanntermaßen bei den Pharisäern größer ist als bei den Zöllnern, zu bezähmen, als auf der Jagd zu einem. Das höchst gedankenlose Sprichwort: „Die Jagd verdirbt den Charakter“, trifft nur auf diejenigen zu, die auch in allen anderen Fällen ihre bösen oder selbstsüchtigen Leidenschaften nicht zu zügeln vermögen. Der innerlich anständige Mensch kann aber gerade bei der Jagdausübung Selbstzucht üben und die Probe aufs Exempel machen. Beinahe täglich bietet sich ihm Gelegenheit, einen Verstoß gegen das geschriebene und ungeschriebene Jagdrecht, und sei er auch noch so geringfügig, zu begehen. Ein Beispiel möge das belegen: Wenn man den ganzen Tag vergeblich gejagt hat und schon hundemüde nach Hause gehen will, da sieht man zu guter Letzt noch ganz nahe einen Krummen in der Sasse sitzen. Eine Leichtigkeit wäre es, ihm in dieser Lage eins aufs Fell zu brennen. Es kribbelt in den Fingern, der Flintenlauf hebt sich ganz von selbst empor. Man sieht gleich einer Fata Morgana das enttäuschte und leicht ironische Gesicht der Hausfrau, die in Erwartung des Sonntagsbratens ihren gewohnten Einkauf unterlassen hat. Herrlicher Bratenduft reizt dazu die sonst vom Tabak gänzlich unempfindlich gewordenen Geruchsnerven. Was tun? Die innere Stimme mahnt: Erst heraustreten! Es ist unweidgerecht, den Hasen in der Sasse totzuschlagen! Eine andere Stimme wird laut: Einmal ist kein Mal! Man müßte seiner Frau die Liebe antun! Kein Mensch sieht es, und was kommt es schon auf diesen kleinen Schönheitsfehler

an! Beliebig viele solcher Beispiele ließen sich noch anführen. Jetzt wird sich zeigen, wer sich beherrschen gelernt hat, und wem die Regeln der Weidgerechtigkeit trotz aller schönen Ausreden in Fleisch und Blut übergegangen sind. Durch die Jagd ist Gelegenheit geboten, sich im Zügel zu halten und seine Leidenschaften zu bezähmen. Wer gute Anlagen und einen anständigen Charakter mitbringt, der kann sie hier vervollkommen und erproben. An schlechten Charakteren ist an sich nichts zu verderben. Sie gehören nicht in eine Gemeinschaft, der die liebevolle und sachgemäße Behandlung des deutschen Wildbestandes anvertraut ist. Die deutsche Jägerschaft muß daher auch stets darauf bedacht sein, gegen unwürdige und charakterlose Elemente in ihren Reihen mit aller Schärfe vorzugehen und sie auszumerzen.

Aber nicht nur auf der Jagd zu einem, auch bei Gesellschaftsjagden und dem sonstigen Jagdbetrieb kann sich zeigen, wer ein sogenannter anständiger Kerl ist.

Einer kanns eben, sobald er das Gewehr schleppen kann, von selber. Der andere kann Diezels Niederjagd und Dietrich aus dem Winkell auswendig, ist Ehrenmitglied von soundsoviel Jägerstammtischen, hält drei Jagdzeitungen, hat alle Wände voll Geweißen und Gehörnen hängen und benimmt sich jagdlich trotzdem wie ein Schlot! Was kann man da in einem Jägerleben nicht alles erleben! Neid ist die Wurzel alles Übels. Der Jagdneid zerstört Freundschaften, bringt Verdruß und Ärger und nimmt dem Weidwerk seine schönsten Seiten. Sehr häufig sind gerade die, deren Wände mit Schädeln bepflastert sind, die schlimmsten Neider. Lieber Weidgenosse! Mache dich vom Wahne frei, daß alles Wild für dich da sei! Ist es nicht viel schöner, die ehrliche Freude und Dankbarkeit eines wackeren Weidgenossen zu fühlen und zu erleben, wenn dieser am gestreckten braven Bock oder Hirsch steht, der vielleicht der einzige seines Lebens ist? Der schießwütige und rekordsüchtige Jäger geht nur allzuhäufig blind an all dem vorüber, was uns allen die Jagd so lieb und teuer macht; dem letzten Sonnenstrahl über den Wipfeln der Fichten, dem verschwiegene Siebenstern unter schattigem Baum oder dem geheimnisvollen Summen und Klingen eines geschäftigen Sommertags. Seine Seele bleibt kalt und verschlossen und unberührt von der erhabenen Größe dieser wundersamen Welt. Das aber macht doch gerade den deutschen Weidmann aus, dieser glückliche Zusammenklang von Wald, Wild und Sonne, dieser Traum vom roten Bock und schwülem Sommertag.

Aber auch die Beachtung der einfachsten Jagdanstandsregeln gehört zum Handwerk. Das Können auf der Jagd ist in nicht seltenen Fällen umgekehrt proportional zum Wortverschleiß des flintenbewehrten Dianajüngers. Der ruhige und still genießende Jäger ist mir von jeher der Liebere gewesen. Dem Jagdherrn gebührt in jedem Fall die nötige Achtung, auch dann, wenn einer glaubt, die Anordnungen desselben als falsch hinstellen zu müssen. Es gibt seit neuester Zeit bei der Jagd Meister, Gesellen und Lehrlinge. Wer zur Quote der letzteren gehört — und das stellt sich gewöhnlich sehr bald heraus —, von dem werden Meisterstücke nicht verlangt und Meisterreden nicht für ernst genommen. Es gibt noch immer Jäger, die den Federkiel so ungern zur Hand nehmen, daß

sie Jagdeinladungen einfach nicht beantworten. Man sollte das im Zeichen dieses tintenwütigen Jahrhunderts einfach nicht für möglich halten. Und doch ist dem so. Diese Rücksichtslosigkeit gegenüber dem freundlichen Jagdgeber wird stets am besten durch geflissentliches Übergehen bei späteren Einladungen bestraft. Noch schlimmer ist es, wenn zu Jagden dankend zugesagt wird, dann aber wegen Eintreffens einer noch aussichtsreicheren Jagdeinladung in der letzten Minute aus geschäftlichen Gründen wieder abgesagt wird. Diese Sorte von Jägern gehört zu den bereits geschilderten: Familie Schlot! Das alles hört sich an wie im Märchenreich und passiert doch alle Jahre wieder, wenn der Winter kommt. Deshalb müssen wir alle an uns arbeiten und uns gegenseitig erziehen, damit die Weidmannszunft einmal stolz von sich sagen kann: hier steht eine ehrenwerte, anständige und einsatzbereite Gemeinschaft von Männern, der anzugehören für jeden echten deutschen Weidmann erstrebenswertestes Ziel ist.

Gefühlsduselige Menschen pflegen die Jagd als rohes Handwerk abzulehnen. Sie verkennen dabei die grundlegende Tatsache, daß nach der bestehenden Weltordnung, für die wir nicht verantwortlich sind, der Mensch als das höchstentwickelte Wesen dieser Welt die Macht über Tier und Pflanze in seinen Händen hält und daß er, schon aus dem Selbsterhaltungstrieb heraus, auch genötigt ist, mit regelnder Hand in das Leben der Tiere und Pflanzen einzugreifen. Er tut es täglich und stündlich in tausenderlei Variationen. Die weidgerechte Jagdausübung beobachtet aber alle Mittel und Möglichkeiten, um das zum Abschluß bestimmte Tier so schmerzlos wie nur möglich in die ewigen Jagdgründe zu befördern. Es kann daher nur von oberflächlichen Schwägern von einem rohen Handwerk gesprochen werden. Zum anderen aber können diese auf Grund ihrer Unerfahrenheit gar nicht wissen, daß, trotzdem die Jagd auf das Töten von Tieren abzielt, der Mensch nicht etwa dabei verroht, sondern im Gegenteil mit zunehmendem Vertrautwerden mit seinem Wild immer empfindlicher wird gegen die Schmerzen der Kreatur. Je älter der Jäger wird, um so schonender pflegt er seinen Wildstand zu behandeln. Es gibt Beispiele genug, wo aus einem passionierten Jäger in jungen Jahren, dem es mehr auf die Menge als auf die Qualität ankam, allmählich sich ein Heger und Pfleger seines Wildes entwickelte, der mit peinlicher Gewissenhaftigkeit und oft nicht zweckentsprechender Zurückhaltung seine Jagd ausübte. Es ist kein Zweifel: je lieber man sein Wild gewinnt, um so verantwortungsbewußter wird man bei der praktischen Jagdausübung. Wer nur einmal in seinem Leben den stummen Blick eines kranken Stück Wildes mit wehem Herzen in sich aufgenommen hat und es durch einen Fangschuß von seinen Qualen erlöst hat, der wird sich vor jedem Schuß Rechenschaft darüber ablegen, auf welchem Wege das zum Abschluß bestimmte Stück am schnellsten und ohne großen Qualen erlegt werden kann. Darin liegt ein besonders hohes ethisches Motiv, denn es erzieht den Menschen zu Mitgefühl und zu nachdenklicher Betrachtung und zur Achtung der von Gott geschaffenen Kreatur.

Die häufigen Reviergänge bringen es mit sich, das der Weidmann eine besonders enge Naturverbundenheit in sich trägt. Wie hart müßte das Herz

geworden sein, wenn nicht halbverwehte Glockenklänge im verschneiten Abendwald weiche Saiten in unserem Inneren aufklingen ließen. Und wenn der volle Mond gespenstische Schatten in den Beständen vor unseren Augen zaubert, oder wenn flutendes Licht des Nachtgestirns sich auf die einsame Waldschneise ergießt, dann schaut unser Blick gewiß in längstvergangene Kinderzeit zurück, und Vaterhaus und geborgenes Heimatgefühl wird wach in unserm dankbaren Herzen. Ein unerschöpflicher Quell immer neuen Erlebens und immer reicherer Freude wird uns erschlossen in Gottes weitem Garten. Lieder längst verrauschter Zeiten singen ein ewiges Lied in den Kronen der Bäume und schlagen Brücken in uns zu denen, die vor uns auf wehrhaftes Wild auszogen und in denen der gleiche Blutstrom kreiste wie im heutigen Geschlecht. Mit Stolz erkennen wir in solchen Stunden ganz instinktiv die rassistische Verbundenheit mit den Geschlechterfolgen, die vor uns den gleichen Weg zogen und dann ins Grab sanken und erkennen die hohe Verpflichtung, das Erbgut der Väter als treue Mittler in der unendlichen Kette derer, die da gingen und derer, die nach uns kommen werden, an diese unverfälscht und rein weiterzugeben. Die Stimme des Blutes, verschüttet in der Hast und Eile des grauen Alltags, wird uns klar und verständlich in der Weite und Schönheit des Reviers.

Diese Stimme des Blutes ist es auch, die gerade uns deutsche Männer mit unbewußtem Zwang hinführt an den Altar der Jagdgöttin Diana. Nicht zu vergleichen ist die Macht und Auswirkung der angeborenen Jagdlust des nordisch-germanischen Menschen mit der anderer Rassen und Völker!

Hat jemand von uns schon einmal einen Juden im einsamen Waldgelände auf heimlicher Pürsch gesehen? Nach der uns geläufigen Eigenart dieser Rassenmischung ist uns das Bild unvorstellbar. Oder haben andere Völker eine auch nur annähernd so große Wertschätzung und Liebe zum Weidwerk als wir? Nein, nur wir Deutsche sind es, deren Gedankengut unablässig um das Wohl und Wehe von Wald und Wild kreist. Ein Blick allein in die Jagdliteratur der Welt beweist es.

Kein Volk der Erde hat ein so reichhaltiges und bis ins einzelne gehende Schrifttum über die Jagd und das Wild aufzuweisen wie das unsrige. Wir können es uns weiter in den Nachkriegsjahren, in denen ein literarisches Machwerk nach dem anderen von jüdischer Hand geschrieben und dem deutschen Volk in Tausenden von Exemplaren vorgesetzt wurde, zu hohem Ruhm anrechnen, daß unsere Zeitschriften und Bücher sich rein erhielten von den Produkten dieser Ehrenmänner. Das Thema lag dem Juden und seinen Stämmingen nicht, und sie erkannten gottlob auch nicht, daß das deutsche Weidwerk entgiftend und reinigend auf die Seele des deutschen Menschen einwirkte. Die Forstleute und die Zunft der Jäger sind im Reich so ziemlich die einzige Gemeinschaft im Zeitalter der Weltverjudung gewesen, die sich in ihren Reihen rein von fremdem Blut erhalten hat. Das wollen wir mit besonderem Stolz feststellen, und wenn wir uns über die ethische Bedeutung des Weidwerks unterhalten, so mag diese Tatsache an hervorragender Stelle stehen.

Das Zeitalter moderner Technik neigt dazu, das menschliche Geschlecht einer Verweichlichung entgegenzuführen. Durch die weitgehende Benutzung von Transportmitteln wird der Mensch des Laufens entwöhnt. In den Städten weiß er nichts mehr von den Unbilden der Natur. Ein Großstadtfrack im eisigen Wintersturm auf sturmumbrauster Höhe ist wie ein Schiff in schwerer Seenot. Der Wettergott da draußen verlangt feste Ständer und gute Lungen. Wer die Jagd ausübt, weiß um diese Dinge. Er weiß, daß sie Ausdauer und Strapazen fordert, daß sie der Abhärtung und Ertüchtigung der körperlichen Eigenschaften dient.

Der neue Staat verlangt ein Volk von körperlich und geistig hochstehenden Menschen. Dabei gilt noch immer der Grundsatz: *mens sana in corpore sano!* Durch gesetzliche Maßnahmen allein ist dieses Hochziel nicht zu erreichen. Der Einzelne muß selbst an seinem Teile mit helfen. Neben ausreichender sportlicher Betätigung ist es die Jagd, die als gesundheits- und leistungsfördernd in diesem Sinne anzusehen ist.

Volksgemeinschaft und Volksverbundenheit verlangt der nationalsozialistische Staat von seinen Staatsbürgern. Die Interessengegensätze zwischen Stadt und Land, zwischen hoch und niedrig, arm und reich sollen verschwinden, und jeder soll sich im Volksganzen als gleichwertiges Glied einer großen Familie fühlen. Kein Zweifel, daß der Jäger, vor allem der aus der Stadt, an seinem Teil dazu beitragen kann, der großen Idee des Führers zu dienen. Er hat das ganze Jahr über Gelegenheit, mit seinen bäuerlichen Jagdgenossen und der übrigen Dorfbevölkerung Fühlung zu halten, sich mit den Besonderheiten des Landlebens vertraut zu machen und damit auch für die Sorgen und Beschwerden seines Volksgenossen vom Lande Verständnis zu gewinnen. Wenn er dies unter dem Gesichtswinkel volklischer Verbundenheit tut, dann ist er als Jäger Soldat des Führers zugleich.

Volksverbundenheit kann nur mit heißer Liebe zu seinem Vaterland gepaart sein. Sein Vaterland kann aber nur lieben, wer die Schönheiten seiner Berge und Täler, seiner Wälder und weiten Wiesengründe, kennt. Der rechte Jäger nimmt diese auf jedem Reviergang immer neu in sich auf. Es ist daher kein Wunder, daß der größte Teil der deutschen Weidmänner eine geschlossene Gilde einsatzbereiter und vaterlandsliebender Menschen auch in Zeiten, in denen das Wort Vaterlandsliebe nur gering im Werte stand, war. Man stand geschwägiger Tagespolitik und utopistischen Friedensredereien ebenso fern wie man auch dem politischen System jener Zeit verständnislos gegenüberstand. War es ein Wunder! Wer gewohnt war, seine Büchse über den Rücken zu werfen und sich im Schreiten über deutschen Boden frank und frei zu fühlen, der konnte nicht teilnahmslos an der bitteren Not seines wehr- und ehrlosen Vaterlandes vorübergehen, in dessen Herzen mußte sich der Boden vorbereiten für die Saat des zukünftigen Befreiers Deutschlands.

Vaterlandsliebe verlangt wehrhafte Einstellung. Nachdem das Heer zerschlagen war, waren die deutschen Jäger neben wenigen anderen Organisationen dazu berufen, in ihren Kreisen diese wehrhafte Einstellung weiter zu

pflegen und zu fördern. In erster Linie durch die Pflege der Schießkunst! Der deutsche Schütze hat bekanntlich den siebenziger Krieg gewonnen. Der deutsche unverbildete Mensch ist seiner ganzen Veranlagung nach wehrhaft eingestellt. Er liebt die Beschäftigung mit den Waffen. Er fand in den Nachkriegszeiten auf den Schießständen der Jagdvereine und Forstreviere Gelegenheit, sich in der Schießkunst auszubilden. Jeder Mann aber, der im Gebrauch der Schußwaffen vielseitig ausgebildet ist, vermag im Ernstfalle der höchsten sittlichen Pflicht mit besonderem Erfolge zu genügen, nämlich dem nachdrücklichen Schutze seines Vaterlandes.

Vertrauen zur Waffe gibt Selbstvertrauen zu sich selbst; es stärkt die Siegeszuversicht und trägt wesentlich zum Erfolg auf der Jagd bei.

Es muß mit der Unsitte einmal Schluß gemacht werden, daß man seine Büchse oder Flinte nach Schluß der Saison in den Gewehrschrank stellt und seine Gewehre erst wieder hervorholt, wenn die Jagd auf den roten Bock aufgeht.

Wenn früher die Jagdausübung vielleicht als Vergnügen oder Entspannung oder als Sport von vielen gewertet wurde, heute ist sie ein verantwortungsreiches Tun im Dienst der Allgemeinheit geworden. Da dazu als eines der ersten Erfordernisse eine ausgesprochene Schießfertigkeit verlangt werden muß, soll in Zukunft das jagdliche Büchsen-, Flinten- und Pistolenschießen weit mehr als bisher gepflegt werden.

Damit komme ich zu einem weiteren Hinweis auf eine besonders beachtliche sittliche Verpflichtung jedes ausübenden Jägers. Wer ein mitfühlendes Herz im Leibe hat, dem muß jedes Geschöpf, vom Eichelhäher bis zum stärksten Rothirsch, auf gleicher Stufe stehen. Ein Höherer hat sie alle zu einem bestimmten Zweck geschaffen und sie in die große Armee der Kreaturen, die unsere Erde bevölkern, eingegliedert. Ob ich nun auf einen Sperling schieße oder auf meinen besten Bock, in beiden Fällen besteht die gleiche Verpflichtung, die Leidenszeit der Kreatur so schnell wie möglich zu beenden. Jeder muß instinktiv fühlen, daß jede unnötige Qual eines Tieres verhindert werden muß, schon allein aus Achtung und Ehrfurcht vor der Schöpfung selbst. Es ist bezeichnend für die Einstellung früherer Zeiten, daß das Tier selbst bis zum Inkrafttreten des neuen Tierschutzgesetzes gegen Tierquälerei überhaupt nicht geschützt war, sondern nur das Gefühl der Menschen. Die Tierquälerei mußte bisher, um überhaupt bestraft werden zu können, entweder öffentlich oder in ärgerniserregender Weise geschehen.

Die Gesetzgebung des Dritten Reiches hat darin grundlegend Wandel geschaffen. Sie faßt ausschließlich den Schutz des Tieres ins Auge.

Jedenfalls wolle aus diesen gesetzgeberischen Maßnahmen ersehen werden, wie die hohe sittliche Verpflichtung den Geschöpfen dieser Welt gegenüber als tragendes Fundament und alleingültige Richtlinie diesen Gesetzen Form und Inhalt gegeben hat. Der Nationalsozialismus nimmt für sich in Anspruch, eine heroische Weltanschauung zu sein. Eine solche muß naturnotwendig

das schwächere und hilfsbedürftige Geschöpf unter ihren besonderen Schutz stellen. Das ist im Tierschutzgesetz in vollem Umfang geschehen.

Wenn ich versucht habe, den Lesern das Ethos des deutschen Weidwerks, soweit mir das als einfachem Mann der Praxis möglich war, etwas näher zu bringen, dann will ich zuletzt einer ganz besonderen Auswirkung nach dieser Seite hin nicht vergessen. Schlägt man die Werke unserer Klassiker und der neueren deutschen Dichter auf, läßt man die Töne unvergänglicher deutscher Tonkünstler am Ohre vorüberziehen, oder schaut man hinein in die Werke der bildenden und darstellenden Kunst. Man ist erstaunt, welch unermeslich reichen Stoff die Jagd und das Weidwerk den deutschen Künstlern durch die Jahrhunderte hindurch geliefert haben. Wer zählt die Dichtungen, die Opern, die Lieder und die Bildwerke, welche die Jagd, das Wild und den Wald feiern! Das Waldweben aus „Siegfried“ läßt uns in weihevoller Stimmung verfallen, der „Freischütz“ von Weber bringt unsere Jägerherzen in Wallung. „Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen, wem sprudelt der Becher des Lebens so reich! Beim Klange der Hörner im Grünen zu liegen, den Hirsch zu verfolgen durch Dickicht und Teich!“

Was Weber, Corring, Schubert, Kreuzer und hundert andere über Wald und Wild gesungen haben, das klingt und lebt noch heute in allen deutschen Herzen. Auf den Bildern von Riedinger, Decker, Wagner u. a., welche die Wände der Jagdzimmer schmücken, in den Bronzen und Steinmalen, die unsere Parks und Gärten zieren, werden Wild und Jagd in tausend Gestalten gefeiert. Kein Wunder, wenn man weiß, daß durch alle Geschlechterfolgen deutscher Menschen das Weidwerk einen besonderen Platz einnahm. Und als dem freien Bauernstand durch Unterdrückung und Knechtung einst das Waffen- und Jagdrecht verlorengegangen war, war eine ihrer Forderungen im Bauernkrieg die Herausgabe dieser Rechte, die sie ihrer ganzen Natur nach nicht vermissen konnten und wollten.

So wollen wir das Erbe unserer Väter auch nach dieser Seite hin nicht aus den Augen verlieren. Die Technik der Jagd ist bei gutem Willen und Lust zur Sache schnell erlernt, das rein mechanische Wissen um die Dinge der Jagd vermitteln Übung und Erfahrung. Die ethische Seite der Jagd dagegen kann nicht erlernt, sie muß erfüllt und innerlich erlebt werden. Auch hier gilt wie in so vielen ähnlichen Fällen das Goethe-Wort: „Wenn ihrs nicht fühlt, ihr werdet nicht erjagen!“ Wem das Herz nicht weit wird angesichts des goldenen Glanzes von tausend Tauperlen, wer das Weben und Klingen des Waldwesens nicht mit feinen Sinnen in sich aufnehmen kann, und wer beim Klang der Feierabendglocken die unsichtbare Gestalt der schreitenden und segnenden Gottheit nicht wahrnimmt, dem ist die große Offenbarung, ein deutscher Jäger zu sein, nicht zuteil geworden. Die Büchse auf der Schulter und der Drang, Beute zu machen allein tut's nicht. Auch eine Wand voller Trophäen gibt keine Auskunft über Wert oder Unwert eines rechten Jägers. Nein! Auf den inneren Kern eines jeden Weidmanns kommt es an, auf sein fühlendes Herz und seine schwingende Seele. Ein solcher Kreis von Jägern schlägt die Brücke

vom handwerksmäßigen Tun zum Brauchtum echter Weidmannskunst und wahrhaftiger innerlicher Freude. Das ist das Ziel! Daß die Gemeinschaft deutscher Jäger im neuen Reich sich dies immer unverrückbar vor Augen halten möge, damit das Werk des Gesetzes zu blutvollem Leben erwacht, das ist der Wunsch am Schlusse dieser Zeilen. Drum bitte ich auch als rechter Jäger aus vollem Herzen:

Das deutsche Wild, den deutschen Wald,
der liebe Herrgott gnädig uns erhalt!

Bücherbesprechungen

Die Deutsche Volkskunde. Band I: Textband (632 S.), Band II: Bilderatlas der Deutschen Volkskunde (240 S. Text und 740 Abbildungen). Herausgegeben von Professor Dr. Adolf Spamer, Leiter der Abteilung Volkskunde in der Reichsgemeinschaft der deutschen Volksforschung. Beide Bände in Ganzleinen 35 RM., Halbleder 45 RM. Verlag Bibliographisches Institut A.-G., Leipzig.

Im Herbst 1934 erschien der erste Band, im Jahre 1935 der zweite. Die erste Auflage in Höhe von 5000 Stück ist in kurzer Zeit verkauft worden. Seit Beginn des Jahres 1936 liegt bereits die zweite, vermehrte und verbesserte Auflage vor. Die überraschend schnelle Verbreitung, die das Werk gefunden hat, zeugt einmal für das durch die Weltanschauung des Nationalsozialismus bedingte starke Interesse weiter Kreise für Fragen des Volkstums, für die Ergebnisse der Volkskundeforschung. Zugleich aber ist der erfreuliche Bucherfolg ein Beweis dafür, daß man den Wert dieses großangelegten Werkes rasch erkannt hat. Die Teilung in zwei Bände in der vorliegenden Form hat sich als vorteilhaft und günstig erwiesen. Im ersten Band werden die grundsätzlichen Fragen erörtert. Der einleitende Aufsatz von Adolf Spamer über „Wesen und Aufgaben der Volkskunde“ zeichnet sich aus durch Knappheit, durch Klarheit in der Zielsetzung und in der Abgrenzung des Forschungsgebietes sowie durch vorbildliche Tiefenschau. Er gibt dem ganzen Werk den übersichtlichen Aufbau und der Forschungsarbeit die weitgesteckte Marschrichtung. In den Mittelpunkt wird nicht die Sache, nicht die Erscheinungsform, sondern der Mensch in der Gemeinschaft, der Volksmensch, gestellt. Mit allem Nachdruck wird das Schwergewicht auf Volkskunde der Gegenwart gelegt.

Die Teilgebiete der Volkskunde sind fast durchweg von bekannten, führenden Volkskundlern behandelt worden. Prof. Spamer hat es verstanden, einen ausgezeichneten Mitarbeiterstab von 30 Fachgelehrten heranzuziehen. Der Inhalt des Werkes ist so reich, daß wir hier nur die Beiträge und Namen bekannter Volkskundler anführen wollen:

Geschichte der Volkskunde (Georg Fischer), Volkskunde und Völkerkunde (Arthur Haberlandt), Volkskunde und Siedlungsgeschichte (Adolf Helbok), Sitte und Brauch (Luß Mackensen), Volksmedizin (Heinrich Marzell), Volkssprache (Friedrich Maurer), Volksfage (von der Leyen), Volkstümliches Erzählgut (Wesselski), Märchen (Friedrich Ranke), Volksrätsel (Friedrich Panzer), Volksschauspiel (Hans Moser), Volkskunst (Konrad Hahn u. a.), Das deutsche Haus (Bruno Schier), Volkstrachten (von Geramb), Volkskunde und Recht (von Künzberg), Volkskunde und Erziehung (Herbert Freudenthal), Der deutsche Volksscharakter (Martin Wähler), Ziele der deutschen Volkskunde (Eugen Fehrle) u. a. m.

Bei der Gestaltung des zweiten Bandes wurde ein neuer, auch für künftige Veröffentlichungen empfehlenswerter Weg beschritten. Jeder Seite, die zumeist mit mehreren Bildern versehen ist, steht eine Seite mit erläuternden Angaben gegenüber. So kann das Auge mühelos vom Text zum Bild hin- und herwandern. Die zweckmäßige Gegenüberstellung von Bild und Wort führt zu einer vertiefenden Betrachtung. Dazu kommt, daß die Bildbeschreibungen nicht am Einzelnen haften bleiben, sondern stets zum Wesentlichen hinführen. Auch die Aufnahme sonstiger Beigaben (wahrhafte Länge Mariae, farbiger

Bilderbogen, Textbüchlein von Bänkelsängern, Jahrmarktsflugblatt zur Handlinien-
deutung) ist in ihrer Art erstmalig und wegweisend. Überhaupt hat der Verlag keine
Kosten gescheut, um durch Wiedergabe von alten und neuen Bildern, farbigen Tafeln, zahl-
reichen Lichtbildern und Federzeichnungen diesen Band überaus bunt, reichhaltig und an-
ziehend zu gestalten. Eine eindringliche Anschauungskraft geht von dem Bilderatlas aus.
Für den, der sich in der Volkskunde einarbeiten will, ist es zu empfehlen, zuerst mit dem
Durcharbeiten des Bildbandes zu beginnen. Er wird dann bestimmt in den Bann der
neuartigen Betrachtungsweise gezogen werden. Zudem vermag der 2. Band in hohem
Maße dazu beizutragen, den Blick zu schulen und zu schärfen für die bunte Erlebnis-
und Bildfülle, die uns im Volksleben umgibt und an der gar mancher bisher achtlos
und vielleicht sogar geringschätzig vorübergegangen ist. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß
das sächsische Volkstum, das bisher in größeren Sammelwerken meist zu wenig beachtet
worden ist, hier erfreulicherweise in größerem Maße berücksichtigt worden ist.

Den Beschluß dieses Bandes bildet ein Personen- und Sachverzeichnis sowie der Ver-
such eines übersichtlichen Gesamtüberblickes über das volkskundliche Schrifttum, der noch
weiter ausgebaut werden sollte.

Wir möchten das zweibändige Werk warm empfehlen als zuverlässigen und viel-
seitigen Ratgeber für alle Fragen der Volkstumsforschung. Es ist das grund-
legende, zielklare, führende Werk der Deutschen Volkskunde!

A. Zirkler.

Deutsche Fastnachtbräuche. Von Adolf Spamer. (72 S., 16 Abbildungen. Eugen
Diederichs Verlag, Jena, 1936. 1.80 RM.)

Kurz vor Fastnachten 1936 erschien dieses Bändchen als erstes in der ebenfalls von
Prof. A. Spamer herausgegebenen Reihe „Volksart und Brauch“ innerhalb der bekannten
Sammlung „Deutsche Volkheit“. In lebendiger und warmer Darstellung unterrichtet es
über alle wichtigen Erscheinungen des deutschen Fastnachtstreibens. Der Inhalt ist über-
sichtlich in folgende Hauptabschnitte gegliedert: Karneval in den Städten, Fastnacht auf
dem Lande, Grundformen und Sinndeutung des Fastnachtstreibens, Aschermittwoch und
Fastnachts Ende. Dem schmucken Bändchen sind 16 zum Teil farbige Abbildungen beige-
geben. Auch hier erweist sich wieder Adolf Spamer als gründlicher Kenner deutschen
Brauchtums, als hervorragender, vorsichtig urteilender Forscher, als trefflicher Deuter
deutscher Art. Ein Überblick über das wichtigste Schrifttum beschließt das empfehlenswerte
Bändchen.

A. Zirkler.

Moriz Durach, Ernst Neef und Richard Vogel, **Der Lebensraum
Obersachsen**, ein volksdeutscher Heimatatlas. Nebst Textheft. Leipzig, List und von Bressen-
dorf 1936. RM 2.15.

Es ist hier nicht der Ort, den mannigfaltigen Inhalt des 20seitigen Atlases und
des Textheftes zu zergliedern. Nur die großen Gesichtspunkte seien hervorgehoben. Deutsch-
land ist größer als das Deutsche Reich; Obersachsen reicht vom Spreewald bis nach Deutsch-
böhmien; das Erzgebirge ist nicht Volksgrenze, sondern Mittelachse eines Lebensraumes,
der die Brücke zwischen West- und Ostdeutschland bildet. Brückenlage, Grenz- und Gefahren-
lage Obersachsens klarzustellen, ist die erste Hauptaufgabe des Werkes. Deshalb erscheint
im Kartenbild ein Gebiet von Dessau—Kottbus bis Bayreuth—Prag—Kolin. Wie sich in
diesem Raum das Volkstum ausgebreitet hat und sich aus den Zuwanderungen ein „Neu-
stamm“ mit verschiedenen Mundarten gebildet hat, zeigen Einzelkarten. Welche Lebens-
bedingungen die Landschaft bietet, welche Siedlungs- und Wirtschaftsformen sich entwickelt
haben, erkennt man an wichtigen Ausschnitten. Das ganze Kartenwerk soll nicht nur den
Schulatlas ergänzen und als Unterrichtsgrundlage dienen, sondern es wendet sich an
jeden Staatsbürger, der nicht achtlos an den brennenden Tagesfragen der politischen Geo-
graphie vorübergeht. Der Atlas ist geeignet, nicht nur das Wissen über unsern nächst-
liegenden Lebensraum zu vermitteln, sondern auch richtunggebend unsern politischen
Willen zu beeinflussen.

P. Wagner.

Für den Inhalt verantwortlich: Werner Schmidt — Druck: Lehmannsche Buchdruckerei, Dresden
Druckfarben: Farbenfabriken Berger & Wirth, Leipzig — Photographische Platten „Peruh“
Photogr. Aufnahme-Apparate: Zeiß-Ikon, Dresden — Photogr. Aufnahmen: Max Nowak — Auflage 30000



Die Mitteilungen des Vereins werden in Bänden zu 12 Nummern herausgegeben
Abgeschlossen am 15. Dezember 1936

Der Sächsische Jägerhof Grillenburg

Von Ministerialrat Dr. h. c. Oskar Kramer, Dresden

Mit Aufnahmen des Heimatschutzes

Wer von Dresden nach Freiberg oder in umgekehrter Richtung fährt, der nimmt, wenn er ein Naturfreund ist und den Wald liebt, den Weg über Tharandt und durch den Grillenburger Forst. Wer als bescheidener Wanderer ein Ziel in gleicher Richtung hat und frei ist in der Wahl des Weges, den wird es ebenfalls oft über Grillenburg führen.

So ist es gar keine so kleine Schar, die diesen schönen Wald kennt und ihn im Wagen oder zu Fuß durchquert, einen Wald, dessen abseits der Staatsstraße liegende Teile noch wenig bekannt und — Gott sei Dank — noch gar nicht „erschlossen“ sind. So wie ein Wald eben sein soll. Mitten durch ihn geht aber die Staatsstraße. In halber Weglänge im Walde etwa führt sie über eine Lichtung. Die wenigen Häuschen des Ortes Grillenburg sind entlang der Straße aufgereiht. Von der anderen Seite eines großen, unregelmäßig geformten Teiches grüßt das dem Staate gehörige vormalige Jagdhaus Grillenburg (oft auch als „Jagdschloß“ bezeichnet) zur Straße herüber. Hell ausgebreitet, sonnenfreudig ist mit einem Male alles hier, mitten im schattigen Walde.

Wer lange nicht hier war, dem wird das Jagdhaus wohl verändert vorkommen und doch auch nicht. Es sah vordem griesgrämig drein und sterbensmüde und trug ein recht zerschlissenes Gewand. Wer aber in den letzten Monaten des vergangenen Jahres oder in den ersten des laufenden durchkam und all die Werkleute kommen und gehen sah, sie hämmern und sägen, aber auch singen und pfeifen hörte, der wird sich nicht wundern, daß das vorm. kurfürstliche Jagdhaus sich gepußt und hell und sauber angezogen hat. Es trägt zwar noch immer ein einfaches Kleid, wie es sich im Walde geziemt, es sieht aber doch schmuck aus. Die Fenster blinken lustig zwischen dem weißen Geäder der Sprossen und Kämpfer. Stolz schaut der Dachreiter von oben herab, er hat einen grüngespalteten Rock angezogen und den Hut mit der Farbe des frischen Bruches geschmückt. Die als Hutzier winkende Wetterfahne zeigt den springenden Hirsch im Tann.

Grillenburg ist der „Sächsische Jägerhof“ geworden. Vor allem aber im Innern hat sich der Bau völlig gewandelt. Wer mit mir kommen will, dem will ich es gern zeigen. Man erwarte aber nicht, daß ich die Geschichte des Baues erzähle oder gar die der Bauten, die vordem hier standen. Das hat ein Berufenerer — der Landesdenkmalpfleger Dr. Bachmann — in seinem vom Landesverein Sächsischer Heimatschutz herausgegebenen Heftchen „Grillenburg“ in erschöpfender Weise unlängst getan. Man erwarte auch nicht, daß ich in der Sprache der Architekten — durch Grundrisse, Schnitt- und andere Zeichnungen — rede. Ich will plaudern, als stünde ich mit denen, die sich meiner Führung anvertrauen, vor dem Jägerhose und als gingen wir dann zusammen in ihn hinein.

Zunächst blicken wir aber vom diesseitigen Teichufer einmal hinüber (Abb. 1). Ich will versuchen, ob ich am Bilde des Hauses seine innere Raumlagerung klarmachen kann.

Die beiden Erdgeschoßfenster im Mittelgiebel der dem Teiche zugewendeten Gebäudeseite sind die der Eingangshalle. Die anschließenden zwei Fenster rechts dienen einem Unterhaltungszimmer, die rechts weiter anschließenden zwei Fenster einem zweiten Unterhaltungszimmer. Beide Räume gehen durch die ganze Tiefe des Baues. Die zwei Fenster links vom vorderen Mittelgiebel gehören der Küche, das letzte Fenster links aber der Wohnung eines Forstwartes, die im übrigen den anschließenden kleinen Anbau fast ausfüllt.

Im Obergeschoß liegt hinter dem Mittelgiebel — wieder durch zwei Fenster erhellt — das Arbeitszimmer der Gaujägerschaft. Rechts vom Mittelgiebel liegt im 1. Obergeschoß der wieder durch die ganze Haustiefe gehende große Versammlungssaal der Jägerschaft, durch vier Fenster der Teichseite kenntlich, links vom Mittelgiebel ein dreifenstriger Sammlungsraum, hinter letzterem ein weiterer zweifenstriger Sammlungsraum.

In den zwei Stirngiebeln des Dachgeschosses sehen wir die Fenster je eines Gastwohnzimmers. An jedes von ihnen schließen beiderseitig — von außen nicht kenntlich — zwei einbettige Dachkammern mit liegenden Dachfenstern an. Den vorderen Mittelgiebel nimmt ein weiteres Gastwohnzimmer

ein mit einem anschließenden zweibettigem Schlafzimmer. Den übrigen Teil des Dachgeschosses füllen weitere Sammlungsräume.

Der an den Hauptbau im rechten Winkel anschließende Flügel, dessen Außenwand wir links im Bilde nur stark verkürzt sehen, enthält vorwiegend Kraftwageneinstellräume (frühere Stallungen) und eine Wildheger-Wohnung.

Bei der Bepflanzung der zwischen Teichufer und Haus gelegenen Wiese wurde eine gartenmäßig wirkende Gestaltung vermieden. Es ist beabsichtigt, durch Anpflanzung von Weiden- und Erlengebüsch dem Ufer das Wesen des „Urwüchsigem“ zu erhalten und den Bau durch Berankung der Hauswände mit selbstklimmendem Wein mit dem Boden so innig wie möglich verwachsen zu lassen.



Abb. 1. Das vorm. kurfürstl. Jagdhaus Grillenburg als „Sächsischer Jägerhof“
Blick von der Staatsstraße aus

Wir schreiten nun über die Steinbrücke, die mit vier schön geformten Wölbbögen sich über den Teich hinweg schwingt. Saftige Moospolster haben sich auf ihrem naturhaften Gemäuer an vielen Stellen angesiedelt.

Zu beiden Seiten des Holzgattertores, das den Zugangsweg am anderen Ufer sperrt, stehen auf festgefügtten Steinpfeilern steinerne Wächter im schmucken Jägerkleide der kurfürstlichen Zeit. Sie haben die Rechte erhoben, bereit, ins Horn zu stoßen, um mit freudigem Halali Beginn und Ende der Jagd zu künden. Wir wissen, diese steinernen Jäger sind spätere Zutaten, sie standen einst anderswo. Was tut es? Sie passen hierher, als wären sie eigens für diesen Standort geschaffen.

Unser Weg geht an dem einen Steingiebel vorbei in den Hof (Abb. 2). Wir haben hierbei Gelegenheit, einen Blick rechts in ein vertieft liegendes, von Bruchsteinmauern umhegtes buntes Tiergärtchen zu werfen. Weiträumig ist der Hof, in dem wir nun stehen. Der grüne Rasen, der ihn rechts abschließt, dient der Auslegung der „Strecke“. Auch hier steht ein steinerner Jäger als Wächter. (Abb. 3.)

Ein schmales Treppchen klettert in mehreren Absätzen zur Bergwiese hinauf, die südlich den Hof abschließt. Wir gehen sie hinauf und kehren uns



Abb. 2. Das vorm. kurfürstl. Jagdhaus Grillenburg als „Sächsischer Jägerhof“
Blick in den Hof

Links vor dem Stirngiebel: Zugang; im hofseitigen Giebel: Eingang; rechts: Einfahrten der Kraftwagenräume im Seitenflügel; im Hof: zwei alte, große Akazienbäume

um. Ein überaus reizvoller Blick über Haus und Hof (Abb. 4) lohnt uns den Weg.

Wir gehen wieder hinab und schreiten auf dem geplatteten Wege nach der Eingangstür. Das in Stein gebildete Zeichen der deutschen Jägerschaft, das an der Wand über der Tür eingelassen ist, heißt uns herzlich willkommen.

Wir haben nur wenige Schritte durch einen ebenfalls mit Sandsteinplatten belegten Treppensflur zu gehen und öffnen eine breite Zweiflügeltür, der einige farbige Linien auf einem grünen Anstrich etwas vom Alltag Trennendes und vier breite Füllungen in jedem Flügel etwas überaus Behagliches geben.



Abb. 3. Das vorm. kurfürstl. Jagdhaus Grillenburg als „Sächsischer Jägerhof“
Der steinerne Jäger auf der zur „Strecke“ dienenden Wiese



Abb. 4. Das vorm. kurfürstl. Jagdhaus Grillenburg als „Sächsischer Jägerhof“
Hofseitiger Blick auf den Eingang in den Jägerhof

Wir sind nun in der Eingangshalle (Abb. 5, 6 und 7), einem nicht allzu großem Raume. Ganz schmucklos gekalkte Wände umgeben uns. Wir stehen auf einem Boden aus Backsteinen mit weißen Kalkfugen und sehen über uns eine dunkle, gefelderte Holzdecke mit besonders schöner Maserung und starker Schattenwirkung. Eine Deckenleuchte aus teils mattem Messing scheint sich wie eine Spinne an einem Faden von der Decke herabzuhängen. Wir haben das Gefühl, in einem Raume zu sein, der einladen will zu männlichem Raten und Taten und zu männlicher Kurzweil. Nicht nur aus den an der einen Seitenwand aufgereihten Saufedern, aus dem wundervollen alten



Abb. 5. Das vorm. kurfürstl. Jagdhaus Grillenburg als „Sächsischer Jägerhof“
Die Eingangshalle

In der Wandmitte: das Bild des Reichsjägermeisters Göring (von ihm gestiftet); unter dem Bild: Eichenholzbänke mit Elchlederkissen; Türen und Fensterläden (alt): in Kammzugstechnik auf gelbgrauem Grundton in gelblichen und bräunlichen Tönen; Decke: Kiefernholz und Fichtenholz mit ausgeprägter Maserung, graubraun gebeizt; an der Fensterwand zwischen Hellebarden (aus dem Historischen Museum in Dresden): Gedicht des kurfürstl. Geheimsekretärs Johann Jenig (1558).

Jagdhorn, den langen Hirschfängern aus augusteischer Zeit und aus dem Pulverhorn an der Innenwand spricht dieser Geist des Männlichen. Auch die Formen der schweren, mit Elchlederkissen belegten Bänke und des Schrankes vor der Innenwand, die schmucklosen Flächen der Wände, deren Körperlichkeit von der Andersfarbigkeit der Nischen an Türen und Fenstern betont war, und die

herbstliche Stimmung der Farben überall, auf allem Holzwerk und auf dem Boden, nicht zuletzt das völlige Fehlen weicher Stoffe, zeigen männliche Herbe und Härte.

Ein Druck auf den handlich geformten Messingdrücker einer der Türen der Seitenwand und sie gibt den Blick frei in den Nachbarraum (Abb. 8). Wir treten hinein. Ein Bild von gleicher Herb- und Herbheit. Und dennoch strömt von dem Kamin aus gesinterten, schwarzbraunen Klinkern mit weißen Kalkfugen — noch ehe er brennt — der Eindruck wohnlicher Wärme aus. Die Wände sind auch hier fast weiß, kaum merkbar ins Grünliche gebrochen, die hölzernen



Abb. 6. Das vorm. kurfürstl. Jagdhaus Grillenburg als „Sächsischer Jägerhof“
Die Eingangshalle

In der Mitte links: Eingangstür; an der Wand rechts: alte Saufedern, ein altes Jagdhorn und zwei alte Hirschjäger (aus dem historischen Museum in Dresden); an der Wand links: alte Jagdgewehre und Pulverhorn (aus der Gewehrgalerie in Dresden); Deckenleuchter: von mattem und blankem Messing

Unterzüge und Balken der Decke grau-bräunlich, die gepuzten Deckenfelder stumpfgrün. Grün, gelb und grau finden wir als Leittöne auch in den Kammzugmalereien der Fensterläden. Die stark an die kunstvollen Schriftschmörkel in alten Urkunden und Kanzleischreiben erinnernden Linien dieser Materien bilden eigenartige Rahmen für die Bilder des Hofes mit den mächtigen Akazien und der Bergwiese einerseits und des Teiches mit der Brücke andererseits, die wir in den Fensterausschnitten sehen. Ein großer runder Tisch mit dicker Linden-



Abb. 7. Das vorm. kurfürstl. Jagdhaus Grillenburg als „Sächsischer Jägerhof“
Die Eingangstür zur Eingangshalle

holzplatte und dem graubraun gebeizten, schweren Unterbau steht etwas seitlich im Raume. Stühle in der gleichen Farbe scharen sich um den Tisch und säumen den Raum entlang der Fensterwände. Die Sitze der Stühle sind ungestrichen, die oberen Griffleisten der niederen Lehnen grünelackt. Den schmalriemigen Fußboden deckt vor dem Kamin ein in matten grünen und gelblichen Tönen gestreifter, dicker Teppich aus dem Sächsischen Vogtlande. An der Wand gegenüber dem Kamin sehen wir das große Bild eines einst im Langebrücker Revier erlegten mächtigen Keilers. Unter dem Bilde hat eine mit dicken Eisenbändern und schweren, kunstvollen Schlössern verwahrte alte



Abb. 8. Das vorm. kurfürstl. Jagdhaus Grillenburg als „Sächsischer Jägerhof“
Der Kaminraum

Über dem Kamin: Als Kopf des Hubertushirsches die in Holz geschnitzte und vergoldete Nachbildung des Kopfes eines im Spechtshausener Revier geschossenen Dierzehners

Geldtruhe Platz gefunden. Sie stammt aus dem ehemaligen Forstrentamt Schwarzenberg i. S. und ist ein Zeugnis für die hochwertigen Leistungen des alten zünftigen Schlosserhandwerkes.

Schon beim Betreten des Raumes lockte der Blick durch zwei Bogenöffnungen, deren Leibungen farbige Linien kunstvoll zieren, zum Weiterstreiten in den um drei Stufen höher gelegenen Nachbarraum. Wir widerstehen nun der Lockung nicht länger und stehen auch schon mitten im Nachbar-

raum (Abb. 9), der — wie der Kaminraum — der kameradschaftlichen Unterhaltung der Jägerschaftsmitglieder gewidmet ist.

Ech ja, der Raum ladet allerdings sehr zum Bleiben ein. Hier muß es sich auch bei stürmischem Wetter und an kalten Wintertagen gut und warm sitzen, besonders auf der langen, ursächsischen „Ufnbank“. Wir finden hier den Ausdruck der Wohnlichkeit noch stärker ausgeprägt, als im Raume, den wir verließen. Hierzu mag die geringere Raumhöhe beitragen, die hölzerne Wandverkleidung mit dem altväterischen Gerät aus Zinn und farbigem Ton auf den Bordbrettern und die in zinnoberroten und geblichen Tönen ausgeführten Kammzugverzierungen auf den hölzernen Fensterläden. Mit behäbig ge-



Abb. 9. Das vorm. kurfürstl. Jagdhaus Grillenburg als „Sächsischer Jägerhof“

Der Raum mit der Ofenbank

An den Wänden: In sächs. Revieren geschossene Auerhähne, Keiler und Mufflons

spreizten Beinen stehen die Tische da. Hell leuchten ihre weißgeschuerten Platten auf den stämmigen Gestellen, umringt von schweren Stühlen mit breiten, ausgedrehten Sitzen und bequemen Lehnen, deren Grifflöcher Männerfäuste zum Heben und Schwingen reizen und — wenn solches hier Brauch wäre — zu größerem „Nachdruck“ beim Raufen. Auch sie erzählen in ihrer wirklich klaren Form von alter zünftiger Zimmermannskunst. Die knallroten gelackten Kugeln, die der Meister unter Stuhl- und Tischbeine formte, wirken wie kleine kichernde Kobolde, wie Verkörperungen gesunden Gelächters, das



Abb. 10. Das vorm. kurfürstl. Jagdhaus Grillenburg als „Sächsischer Jägerhof“
Der Treppenaufgang und Obergeschoß
Das Bild an der Wand (Privatbesitz) ist nur versuchsweise aufgehängt und wird
durch ein anderes ersetzt werden

vielleicht bei Scherz und Wiß mitunter den Raum erfüllen mag. Am meisten aber erfreut sich das Auge am großen grün glänzenden Kachelofen inmitten des Raumes. Er mag den Jägersmann darüber beruhigen, daß er, ist er einmal an einem kalten, klirrenden Frostage hier hereingestapft, ein Erfrieren nicht mehr zu fürchten braucht. Daß dies auch ohne neumodische Zentralheizung möglich ist und daß ein prasselndes Kaminfeuer und ein in seinem Bauche brennender und knisternder Kachelofen einem Jägerhose gemäßer sei, wird wohl auf Jägerseite nicht bestritten werden.

Doch weiter nun! Wir müssen jetzt die Treppe hinaufsteigen (Abb. 10). Mag dieser Treppenraum auch noch so einfach sein und möchten wir auch noch



Abb. 11. Das vorm. kurfürstl. Jagdhaus Grillenburg als „Sächsischer Jägerhof“
Der große Versammlungsaal

Inmitten des Raumes: der Kachelofen aus Meißener Kacheln; Decke: aus Fichtenholz; Balken und Unterzug grau gebeizt; Füllbretter gesandelt, naturroh; Wandbekleidung: aus Fichtenholz, Abschlußleiste grau gebeizt, Bretter und Deckleisten gesandelt, naturroh; Wandfries: Nachbildung des Jagdzugs Johann Georg I. (1611—1656) aus dem Sächs. Hauptstaatsarchiv; an den Wänden: Jagdbeute und geforkelte Stangen aus sächsischen Revieren; Deckenleuchten: handgeschmiedet, an rohen Hanfseilen.

so eilig ihn durchhuschen, einem künstlerischen Auge entgeht auch die Schönheit eines solchen Raumes nicht. Die Überschneidungen des Spillenschaftes und die hinüber- und hinunterschwingenden Bögen, die überraschenden Lichtkleckse der Abendsonne auf den Stufen bleiben nicht unentdeckt. Nur wenige Schritte

tritt man von der obersten Stufe zur Seite und steht nun im großen Versammlungs- und Jagdsaal der Jägerschaft (Abb. 11). In der Mitte des Raumes, ihn ganz beherrschend, und seinen künstlerischen Charakter bestimmend, ein um den Schornsteinkörper gebauter, stattlicher, weißgrüner Kachelofen, der wie aus dem durch geräucherte Eichenholzriemen in große Felder aufgeteilten Rotbuchenboden emporgewachsen anmutet. Ihn umzieht der vielteilige Sitzungstisch, umstellt von 72 gut ausgerichteten, hochlehnigen Stühlen. Die schweren Bockgestelle der Tische und die Stühle sind wiederum braun gebeizt. Der obere gekerbte Rand der Stuhllehnen erinnert etwas an Baumblätter, die grünelackten Kugelgebilde in den gedrechselten Stuhlbeinen lassen an



Abb. 12. Das vorm. kurländ. Jagdhaus Grillenborg als „Sächsischer Jägerhof“
Das Arbeitszimmer der Jägerschaft

Wandverkleidung: von Fichtenholz, gesandelt, naturroh; Füllungen im Schreibtischunterbau: aus Lärchenholz, gesandelt, naturroh; Armlehnsessel: mit bräunlichem Elchlederbezug

Fruchtknollen denken. Der in der Mitte des Quertisches stehende, dem Reichs- oder Gaujägermeister vorbehalten Hochsitz, von dem aus alle am Tische Vereinten zu sehen sind, hat Armlehnen erhalten. An der höheren Rückenlehne trägt er das eingeschnitzte Hoheitszeichen der deutschen Jägerschaft. Zwischen den Türen der Eingangsseite nimmt ein breiter, niedriger Schrank unseren Blick gefangen durch die Stämmigkeit seines Aufbaues und die wundervollen blaßroten Füllungen von gesandeltem naturrohem Lärchenholz. Ein altes

Jagdhorn und alte Jagdpistolen an der Wand über diesem Schrank, die geforkelten Stangen und erbeuteten Geweihe an den übrigen Wänden, das geschmiedete Eichenlaub an den schmiedeeisernen, an Hanfsäulen hängenden Deckenleuchten, das Grün der Fenstervorhänge und die Schmucklinien an der Holzdecke, am Schornstein und am Kachelofen und nicht zuletzt der an den Wänden unter der Holzdecke hinlaufende figurenreiche Bilderfries (Jagdzug des Kurfürsten Johann I., 1611—1656) lassen keinen Zweifel darüber, daß die Nimrode und „Die von der grünen Farbe“ hier zu Hause sind. Unser Weg geht nun durch ein kleines Nebenzimmer, das Arbeitszimmer der Jäger-



Abb. 13. Das vorm. kurfürstl. Jagdhaus Grillenburg als „Sächsischer Jägerhof“
Ein Sammlungsraum
Der Milteltisch ist behelfsmäßig

schaft (Abb. 12), das in seinem künstlerischen Gepräge sich dem des großen Versammlungsraumes anpaßt, in einen der Sammlungsräume (Abb. 13). Die Bedeutung der Sammlungsgegenstände und die Wichtigkeit ihrer Vorführung voll zu erkennen und zu würdigen, bleibt dem zünftigen Weidmann vorbehalten, aber auch der weidfremde Laie ahnt hier etwas davon. Trotz der sachlichen Aufmachung entbehrt der Raum auch nicht des künstlerischen Reizes.

Wir gehen — unserer Neigung zur Gründlichkeit folgend — nun auch noch die Treppe ins Dachgeschoß hinauf. Wir sind nicht überrascht, hier in der Region der „Dachkammern“ Räume zu finden, bei deren Gestaltung länd-

liche, bäurische Volkskunst Pate gestanden hat (Abb. 14 bis 16). Die Räume sind niedrig, die Fenster sind klein. Die einfache ungestrichene, sauber gescheuerte und sichtbar genagelte Hobeldielung war hier durchaus am Platze. Buchene oder eichene Riemenböden und Linoleumbeläge hätten hier nichts zu suchen. Wie vertrauenerweckend ist im einen Zimmer (Abb. 15) der braune, im Oberbau quarkig gelbe, rotgefugte Kachelofen, wie lebensprühend Hirsch und Keiler, die der erfindungsreiche Maler auf dem Schreibtischunterbau aufmalte, wie farbenfreudig sind im anderen Zimmer die Tulpen- und Rosensträuße, mit denen er den behäbigen Kleiderschrank (Abb. 16) schmückte, wie lustig überall die starkfarbigen, karierten Fenstervorhänge und Tischdecken!



Abb. 14. Das vorm. kurfürstl. Jagdhaus Grillenburg als „Sächsischer Jägerhof“
Treppenraumecke im Dachgeschoß
Bilder und Blumenvase (Privatbesitz) sind nur versuchsweise aufgehängt
bzw. aufgestellt

Wir sind am Ende. Wir wären gern noch weitergegangen und gestiegen. Der Aufstieg zum Dachreiter ist aber doch etwas zu beschwerlich. So unterlassen wir ihn lieber und gehen besinnlich die Treppe hinunter. Die Haustüre entläßt uns ins Freie und der scharfe Hofkies knirscht wieder unter unseren Sohlen. Wir gehen zurück über die Brücke und werfen am anderen Ufer noch einen Blick zurück.

So also sieht der „Sächsische Jägerhof“ aus, denken wohl im Davongehen die, die ich führte. Ich weiß nicht, ob es Lob ist oder nicht. Da ich von Natur

im allgemeinen Lebensbejaher bin, nehme ich ersteres an. So etwas macht man lieber mit sich allein ab. Es wird so schon genug Schlechtes geredet und gemeckert und gelästert über das, „was man bauet an der Straßen“.

Nachschrift. Obwohl im allgemeinen in der Regel nicht so leicht jemand nach den Künstlern fragt, die ein Bauwerk schufen — es ist in der Baukunst anders wie beim Theater oder Film —, will ich es hier doch nicht unterlassen, sie zu nennen. Das glaube ich denen schuldig zu sein, die mit mir an der künstlerischen Gestaltung schöpferisch wirkten: Oberregierungsbaurat



Abb. 15. Das vorm. kurfürstl. Jagdhaus Grillenburg als „Sächsischer Jägerhof“
Gastwohnzimmer im vorderen Mittelgiebel

Wandverkleidung: aus Fichtenholz, gelblich gestrichen; Schreibtisch: mit gelackter
Lindenholzplatte, Unterbau aus Fichtenholz, farbig bemalt; Sofa und Sessel:
mit bräunlichem Elchlederbezug.

Dußmann als Architekt und: Kunstmaler Paul Ricken als Maler, der es prächtig verstand, die Arbeit der Architekten durch die Kunst des Malers zu unterstreichen und in ihrem Sinne zu schaffen.

Des weiteren sei der Bauleiter, Bauamtman Schimmel, genannt, der sein Amt unermüdlich und stets unverdrossen versah, obwohl es infolge der Abgelegenheit der Baustelle, der ungünstigen Jahreszeit (Monat Oktober bis April) und der großen technischen Schwierigkeiten (namentlich bei den Trockenlegungsmaßnahmen für den gesamten Bau) keine geringen Anforderungen

an ihn stellte. Und schließlich gedenke ich der großen Zahl von Handwerksmeistern, Gesellen, Lehrlingen und Handarbeitern, die durch ihre Arbeit an diesem Bau — es war der Ehrgeiz der Architekten, alles an diesem Bau für ihn besonders und werkgerecht zu gestalten — gezeigt, daß das Sächsische Handwerk seinen Mann stellt, wenn man ihm Aufgaben gibt.

Möge ihnen allen recht bald und noch recht oft eine die gleiche Freude bringende Arbeit beschieden sein.



Abb. 16. Das vorm. kurfürstl. Jagdhaus Grillenburg als „Sächsischer Jägerhof“
Gastwohnzimmer im östlichen Seitengiebel. Schrank: aus Fichtenholz, farbig bemalt

Dem lachenden und belachten Sachsen

von Kurt Arnold Findeisen

Es gab den Sachsen bis vor kurzem in einer doppelten Ausfertigung. Einmal stellte er sich so dar, wie die Natur ihn geschaffen hat, und einmal so, wie ihn sich die sogenannten „sächsischen Komiker“ für ihre Geschäftszwecke zurechtgemacht hatten. Der Sachse der ersten Form führte ein stilles, arbeitssames, rüstiges Leben Schulter an Schulter mit den Angehörigen der übrigen deutschen Alt- und Neustämme zu Gunsten des inneren und äußeren Wohlstandes der Nation. Der Sachse der zweiten Form machte sich breit in Wißblättern, Büchern, auf Schallplatten, in Filmrollen und in den Vortragsfolgen der Kabarets und des Rundfunks, und zwar trat er da meist in Gestalt eines

läppischen, schwatzhaften, halb vertrottelten Männchens auf, das in einer sächsischen Mundart daherredete, die es in dieser Form überhaupt nicht gab. Diese sächsische Mundart lebte nur in den mehr oder minder erleuchteten Gehirnen von Leuten, die die Lächerlichmachung des sächsischen Menschen berufsmäßig betrieben und aus dem Vorhandensein einer „Type“, über die sich jeder mann mit Sicherheit erheiterte, wirtschaftlichen Gewinn zogen. Da waren einmal Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die nicht müde wurden, den Markt mit billigen Unterhaltungsschriften zu überschwemmen, in denen, teils gereimt, teils ungereimt, der Sachse zum zweifelhaften Helden alberner und beschämender Lebenslagen gemacht wurde, oder in denen die große deutsche Dichtung, etwa die unsterblichen Balladen Schillers oder die unvergleichlichen Volksmärchen unsrer Ahnen, in die Narrenjacke jener künstlich erzeugten Blödsinnsprache gezwängt wurden. Oft waren diese fragwürdigen Vertreter des Schrifttums mit geistesverwandten Wißblatt- und Postkartenzeichnern verbündet. Da waren zum andern die Komiker und Sänger, die als „Bliemchen“ auftraten, auf der Bühne, im Film, im Vortragsraum und die sich mit Darbietungen dieses sächsischen Zerrbildes der Schallplatte und dem Mikrophon aufdrängten.

Wer ist aber eigentlich dieser „Bliemchen“? Das ist die Hauptperson einer Anzahl humoristischer Schriften, die im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts von zwei sonst unbedeutenden sächsischen Schriftstellern, Gustav und Paul Schumann aus Trebsen an der Mulde, in rascher Folge herausgegeben wurden. In der aus der Luft gegriffenen Gestalt eines ehemaligen Müzengmachers und späteren Rentiers namens Friß Bliemchen aus Meißen, der zugleich „dreistöckiger Hausbesitzer mit Gas und Wasserleitung und Jalousien an der Südseite“ und „Präsident des politischen Klubs“, einer feuchtfrohlichen Stammtischrunde, war, suchten sie die hervorstechendsten Untugenden ihrer sächsischen Zeitgenossen zu verspotten. Unter diesen Untugenden scheinen, den Bliemchen-Schriften nach zu urteilen („Bliemchen in Paris, in der Schweiz, in Bayreuth bei Richard Wagner, in London, in Italien“ usw.), eine ausgesprochene Neigung zum Bekritteln und Bemeckern von städtischen und staatlichen Einrichtungen, eine übertriebene Reisesucht mit unzulänglichen Mitteln und ein besonders gegen Preußen gerichteter Partikularismus die auffälligsten gewesen zu sein. Der Herr Rentier Bliemchen der Gebrüder Schumann aus Trebsen ist ein politisch harmloser Klugschwätzer und Weltverbesserer, der sich für einen pfiffigen Praktikus und für ein außergewöhnliches staatsmännisches Talent hält. Er bringt es in einer dieser Schriften („Bliemchen bei Bismarck“) fertig, dem Altreichskanzler im Sachsenwald einen Besuch abzustatten mit der unverfrorenen Absicht, ihn politisch zu belehren. In Wirklichkeit wird er sehr schnell wieder aus dem Haus hinaus komplimentiert und muß an seinem Stammtisch zugeben, daß Bismarck mit ihm nicht mehr als zwei Sätze gewechselt habe: „Setzen Sie sich!“ und „Leben Sie wohl!“

Es ist zuzugeben, daß einen Menschen von heute, der Sinn für echten Humor hat, an dieser Spottgestalt der Vergangenheit manches zu reizen ver-

mag, und es soll durchaus nicht in Abrede gestellt werden, daß in diesem Friß Bliemchen Keime zu einer wirksamen, künstlerisch und gesinnungsmäßig einwandfreien sächsischen Karikatur liegen. Um solche Dinge ist es den am Anfang gekennzeichneten Schriftstellern und Komikern aber nicht zu tun; sie sind zufrieden, wenn sie erreichen, daß ein unkritisches Publikum ihre Bücher kauft oder ihren Darbietungen zujubelt, wo sie sich hören und sehen lassen. Besonders gewisse Komiker, die ihre Plattheiten, die sie auf Bliemchen-Art vorbringen, mit einer niederträchtigen ranzig weinerlichen Tonfarbe umkleiden, haben es angesichts eines mangelnden Sauberkeitsgefühls und eines noch nicht entwickelten Verantwortungsbewußtseins breiterer Zuhörergruppen nach dieser Seite hin zu einer „Volkstümlichkeit“ gebracht, die zu denken gibt. Jedenfalls ist auf diese Weise der „gemütliche Sachse“, vom Standpunkt des Volksganzen aus betrachtet, zu einer sehr ungemütlichen Figur geworden, und es kann einfach nicht weiter geduldet werden, daß der Vertreter jenes Stammes, der einige der hellsten Geister der Nation hervorgebracht hat und dessen praktische Tüchtigkeit auf den Gebieten der Wirtschaft, des Handels, des Verkehrs für die Gesamthaltung des Reiches von unerseßlicher Bedeutung ist, zum Hanswurst des deutschen Volkes herabgewürdigt wird.

Daß es aber überhaupt soweit kommen konnte, muß neben den eben dargelegten äußeren Gründen auch *i n n e r e* Gründe haben. Diese inneren Gründe der sächsischen Wesensart aufzuzeigen, soll nun versucht werden, und zwar auf eine Weise, die der am liebsten heiteren sächsischen Grundstimmung entspricht, an einer kurzen Betrachtung des sächsischen Lachens.

Zunächst einige Vorbedingungen des sächsischen Lachens, die sich wie Naturgesetze auswirken:

Der Stamm der heutigen Sachsen in Mitteldeutschland gehört den deutschen Neustämmen an. Er bildete sich im Lauf der Jahrhunderte, indem Angehörige verschiedener deutscher Stämme, Franken, Thüringer, auch Niedersachsen, sogar Flamen, kolonisierend in die Gegend des heutigen Mitteldeutschland vordrangen und sich zum Teil mit den bereits vorhandenen Bewohnern, den Sorbenwenden, vermischten. Diese Sorbenwenden waren hier sesshaft geworden, nachdem die ursprünglichen Siedler, Germanen, von der Völkerwanderung mit fortgerissen worden waren. So erscheint der obersächsische Stamm als das Ergebnis einer vielfältigen Blutkreuzung, als der Abschluß einer zusammengesetzten Wesensdurchdringung von verschiedenen Seiten her, und somit erscheint auch das sächsische Lachen als eine zusammengesetzte Angelegenheit, das heißt, es ist Süß und Sauer, Streng und Milde, Warm und Kalt in diesem Lachen benachbart.

Dazu kommen die Einflüsse des Landschaftlichen. Es leuchtet ein, daß Menschen, deren Wesen ständig von den Gefahren schneestarrer Berge oder brüllender Meere umklammert wird, andere Lebensäußerungen haben als solche, die im Glanz einer unbesiegbaren Sonne tagaus, tagein unter Palmen wandeln. Eine der beträchtlichsten menschlichen Lebensäußerungen ist das Lachen. Und so wird beispielsweise ein Anwohner des Rheinstroms, ein Sied-

ler an dieser uralten schicksalhaften Völkerstraße zwischen Obstgärten und Rebstöcken anders lachen, etwas leichter, beschwingter, unbekümmerter als ein Bewohner der mitteldeutschen Gegenden, die das Aufwühlende starker Gegensätze nicht kennen, die nicht wie viele andere Gaue seit Jahrhunderten am reichen Mahl der Völker unmittelbar beteiligt waren. Am großen Treiben der Ferne beteiligt sich die sächsische Landschaft durch weitläufige Pässe, Straßen, Schienenstränge und Flugplätze. Zuweilen verschwindet der große Fleiß ihres Alltags fast ganz hinter den Rauchschwaden düsterer Fabrik-
schornsteine. Auch das ist nicht ohne Einfluß auf das sächsische Lachen.

Und nicht unwichtig sind schließlich die äußeren Schicksale, die im Laufe geschichtlicher Zeiten den mitteldeutschen Gebieten zubereitet wurden. Um es an einem einzigen anschaulichen Beispiele nachzuweisen: Fast alle Kriege in Deutschland wurden irgendwie auf sächsischem Grund und Boden ausgefochten; der dreißigjährige, der siebenjährige, der napoleonische Krieg, irgendwie haben sie den sächsischen Landen tiefe, schmerzhaft, schwerheilende Wunden geschlagen, und dem Sachsen ist angesichts solcher Erlebnisse das Lachen zuweilen fast ganz vergangen. Mit der Zeit ist ihm die gute Laune natürlich wiedergekommen, aber das Lachen war von Fall zu Fall ein wenig schlanker, ein wenig säuerlicher, ein wenig vorsichtiger und überlegter geworden; es kam nicht mehr ohne weiteres aus dem Herzen, es mußte erst wittern, ob die Luft rein wäre, ob auch die näheren Umstände seine sorglose Entfaltung gestatteten, wie ein kleines Tier erst vorsichtig das spitze Schnäuzchen oder die Fühler vorstreckt, ehe es sich mit seiner unsterblichen Seele herauswagt.

Dagegen hat aber der sächsische Stamm unter den ihm beschiedenen Schicksalsschlägen auch etwas gewonnen, was er vor den meisten seiner deutschen Brüder voraus hat, nämlich eine außergewöhnliche Anpassungsfähigkeit und geistige Gelenkigkeit, eine staunenswerte Schwungkraft des Erlebens und Erleidens, eine unverwüßliche Unternehmungslust und einen großartigen Sinn für das Zweckmäßige und Praktische. Und das kommt naturgemäß seinem Lachen zugute. Hat dieses Lachen doch aus seinem Nährboden, dem scharfen sächsischen Verstand, eine Kunst herausentwickelt, die jedem Gelächter etwas Siegreiches und Überlegenes verleiht, nämlich die Kunst der Selbstverspottung. Das bedeutet eine so beträchtliche Möglichkeit der Befreiung aus der Lebensnot, daß es sich hier um ein geradezu tugendhaftes Lachen handelt.

Das selbstgewollte sächsische Lachen tritt auf Grund dieser Vorbedingungen meist spöttisch, kritisch, ironisch auf; es ist kein Zufall, daß in der Geschichte des vaterländischen Schrifttums fast alle bekannten Satiriker, Didaktiker und Fabeldichter aus Sachsen stammen. Die unfreiwillige Heiterkeit, die zuweilen von gewissen Sachsen ausgeht, ist beeinflusst durch jene schicksalhafte Unsicherheit seiner früheren Lebensumstände und durch eine innere Unruhe, die allen schnell emporgekommenen Neustämmen eigen sein mag, vor allem aber ist sie bedingt durch eine Mundart, die dem Hochdeutschen, das zu Luthers Zeit fast unmittelbar aus ihr erwuchs, so nahe verwandt ist, daß sie zuweilen wie ein verdorbenes Hochdeutsch anmutet.

Außer diesem „Sächsisch“, das immerhin zurückgeht auf die Sprache der altmeißnischen Kanzleien, deren sich Luther bei seiner Bibelübersetzung bediente, erfreut sich Sachsen einiger bodenständiger, urwüchsiger Mundarten, deren Eigenart um so stärker hervortritt, je mehr man sich den gebirgischen Teilen des Landes im Süden nähert, dem Vogtland, dem Erzgebirge, dem Elbsandsteingebirge und der Sausiß. Hier wirkt sich überall auch noch in der Gegenwart eine kraftvolle, klangvolle Sprachkraft aus, die nicht die leiseste Spur der Überalterung oder Verflachung zeigt und mit deren Verspottung gewissenloser Unverstand kein so leichtes Spiel haben würde wie mit dem verwachsenen „Sächsisch“ der Großstädte oder der Industriegebiete.

Zusammenfassend darf gesagt werden: Wie für die sächsische Landschaft eine ausgesprochene Vielheit der Formen charakteristisch ist, so ist auch am sächsischen Wesen eine gewisse Vielgestaltigkeit das Ausschlaggebende, und so bietet sich zwangsläufig auch das sächsische Sagen dar: Es schillert in vielen Farben, es schwärmt in vielen Tönen, es tummelt sich in vielen Gängen, und es ist fast immer und überall imstande, sich selber zu verleugnen, sich aber auch über sich selbst zu erheben. Darum fällt es den anderen deutschen Stämmen zu Zeiten nicht ganz leicht, dem sächsischen Volkscharakter voll gerecht zu werden.

Hoffen wir, daß die hier flüchtig ausgeführten Gedanken mit dazu beitragen, den sächsischen Landsmann, ob er nun im alten Mutterland oder ob er sich draußen im Reich, in der Welt umtut, zu einem besseren Verständnis seiner selbst zu führen, die übrigen deutschen Volksgenossen jedoch zu einer gerechteren und wohlmeinenderen Beurteilung ihres sächsischen Bruders. Denn erst wenn alle deutschen Brüder drinnen und draußen sich gegenseitig tief und vorurteilslos in die Seele geblickt haben, wird der große Begriff einer wahren Volksgemeinschaft seinen letzten Sinn erhalten.

Kloster Nimbschen

Don Hermann Koeftler

Mit Ausnahmen des Heimatschutzes

Im Kloster Nimbschen waren
Neun Nönnchen, jung und zart.
Ein Urselchen, zwei Klaren,
Babett und Hildegard,
Gertrud und Wilhelmine,
Brigitt und Katharine. —

So beginnt der Bänkelsang, der umständlich die Mär dieser Nonnen erzählt. Wie der Torgauer Ratsherr Leonhard Koppe sie aus dem Kloster entführt, sie in Heringstonnen nach Grimma bringt und dann nach Torgau verfrachtet. Dort konnten sie ihr dunkles Versteck verlassen. —





Blick auf die Ruine mit dem Giebel der späteren Scheune vom Kloostergarten her

Die blonde Wilhelmine
Ward später Köppens Braut.
Die schlanke Katharine
Ward Luther angetraut.

So klingt es aus.

Diese und ähnliche Kunde ist mit all den anderen Geschichten, die man sich nach der Reformation von Dr. Martin Luther erzählte, von Mund zu Mund gegangen. Und mit dem Namen seiner Frau wurde die Stätte genannt, in der sie als Klosterjungfrau gelebt hat, und ist so weit über die enge Heimat und Sachsens Grenzen hinaus einem großen Kreis bekannt geworden. Wer um Katharina von Bora weiß, der kennt Kloster Nimbschen.

Mit Recht ist heute die Klosterruine ein beliebter Ausflugsort. Im anmutigen Tal, zwischen Hang und Fluß, am Waldesrand ein Fleck, der zum Verweilen wie geschaffen ist, dazu geweiht durch seine Geschichte. — Wer nur irgend Sinn dafür hat, kann sich dem Reiz des Ganzen nicht entziehen; er tritt unter den hohen Bäumen, zwischen die letzten Mauern und steht in einer Umgebung, die die Phantasie beschwingt und ihn befähigt, sich in alte Zeiten zu versenken und, was vergangen ist, so schön als möglich anzusehn.

Die räumliche Wirkung ist stark. Die großen Abmessungen der Ruine mögen leicht dazu verleiten, das ganze Kloster danach einzuschätzen. — So leicht und weit war es aber nicht, denn es bleibt zu bedenken, daß nur noch Außenwände stehn, daß Dach und Zwischenböden fehlen.

Heute ist dort eine Tafel angebracht, die der eingangs erwähnten Befreiung vom 4. April 1523 gedenkt und berichtet, daß Katharina von Bora, die von 1509 bis 1523 in diesem Nonnenkloster weilte, am 13. Juni 1525 zu Wittenberg mit Dr. Martin Luther sich vermählte.

Die Ruine war zuletzt Scheune. Sie hat früher wohl Wohngebäude enthalten und ist die Ostwand des rechteckigen Klostergartens, der rings von Bauten umschlossen war. Im Süden lag die Kirche, im Westen der Kreuzgang und auf der Nordseite ein Bau, der auch zum Wirtschaftshof gehörte und zum Teil Ställe enthielt.

Gleich den Klöstern Marienstern bei Kamenz und St. Marienthal bei Ostriß, die beide noch bestehen, und dem eingegangenen Kloster Grünberg bei Frankenhäusen war Nimbschen eine Gründung des Markgrafen Heinrich von Meißen (Heinrich des Erlauchten † 1288) und wie diese ein Zisterziensernonnenkloster, also in seinem Unterhalt auf Ackerbau und Viehzucht angewiesen.

Im Jahre 1250 hat Papst Innozenz IV. durch Urkunde dem Kloster Marienthron die Rechte bestätigt. Das waren die Zisterzienserinnen, die später bei der Dorfstelle Nimbschen sich ansiedelten, nachdem sie 1251 von Torgau nach Grimma gekommen waren. — Zwei Pfeiler, eine Säule aus Rochlitzer Stein mit Ansätzen zu Spitzbögen im Keller der heutigen Superintendentur in Grimma gelten als Reste dieses Grimmaer Klosters —

Im Jahre 1262 versprach der Bischof von Merseburg, 1264 der Bischof von Naumburg, 1266 der Erzbischof von Magdeburg all denen Ablass, die zum Bau des Klosters einen Beitrag zahlten. So muß um das Jahr 1265 der Anfang des Nimbschener Klosters ange setzt werden. Durch drei Jahrhunderte wurde es eine Stätte ernster Arbeit und stiller Anbetung. Nach der Reformation war es bald leer und wurde geschlossen (1536).



In der Klosterruine erinnert eine Tafel an Luthers Frau, Katharina v. Bora

Die strenge Befolgung der Benediktinerregeln, bescheidene Lebensweise und Prunklosigkeit ihrer Kirchen waren den Zisterziensern Gebot.

In Deutschland gab es viele Stifter und Klöster, und im 13. Jahrhundert werden es über 1000 gewesen sein. Die meisten unter den Frauenklöstern sind in Thüringen zu suchen.

Aus der Fülle der Überlieferungen ist der Plan und Aufbau einer mittelalterlichen Klosteranlage uns heute hinreichend bekannt. Die Klöster eines Ordens unterschieden sich wenig voneinander. Und Nimbschen ist davon nicht ausgenommen.

Da den Nonnen kirchliche Handlungen nicht zustanden, hatte ein Mönchs-kloster die Geistlichkeit zu stellen. So hatte der Abt des Zisterzienserklosters St. Marien zur Pforte (bei Naumburg an der Saale) das Recht, jährlich in Nimbschen zu visitieren und Pfortner Mönche waren in Nimbschen die Pröbste.

Der Konvent war sonst selbständig und zeitweise sogar unabhängig von der Gewalt des Bischofs im Bezirk (exemt vom Sprengelbischof).

Im folgenden soll weiter auf die Verhältnisse in Nimbschen eingegangen werden, weil aus der Zeit nach 1500 Rechnungen erhalten sind, die uns nicht nur ein anschauliches Bild klösterlichen Lebens geben, wie es kurz vor der Reformation war, sondern durch die Beziehungen zur Wirtschaftsgeschichte und in ihren Einzelheiten von allgemeinem Interesse sind.

Als ein späterer Berichterstatter den Klosternachlaß zu ordnen hat, schreibt er: „Wer würde auch von den Frauenzimmern die Sammlung und Erhaltung eines Archivs fordern, wenn man sieht, daß es Mannspersonen, und zwar gelehrte Männer, nicht getan haben!“

Auf die Rechnungen trifft es in dem Maß nicht zu. Und die Probe auf der Abbildung zeigt, daß der Klosterschreiber seine Sache schon verstand.

Die älteren Hefte sind auf Halbfolio geschrieben; Bogen, die auf ein Stück Pergament geheftet sind und wohl auch ganz darin eingeschlagen waren. Auch braune Ledereinbände befinden sich darunter.

Die Bogen wurden meist der Länge nach gebrochen, um so eine saubere Einteilung zu haben.

Zu Walpurgis und Michaelis wird abgerechnet, und auf der ersten Seite ist die geltende Währung genau bezeichnet. Die Einteilung der Geld- und Küchenregister bleibt sich dann im wesentlichen gleich.

Einnahmen sind verzeichnet aus: Zins, Wassergeleit, Gerichtsbußen, Holzverkauf, der Nutzung der Schäferei und den Erträgen aus verkauften Rindern, Karpfen, Sehlungen, Pferden, Rinds- und Kalbsfell.

Dann wird der Getreidevorrat beschrieben.

Und meist geht der Küchenrechnung ein Verzeichnis der im Kloster Beköstigten voraus.

Wir lesen die Namen der Nonnen und von ihren Ämtern und lernen die übrigen Anwohner kennen. Einmal sind 28 weltliche Personen verzeichnet, u. a. Schreiber, Vogt, Thorwärter, Schmied, Winzer, Bäcker, Schäfer, Käsemutter, Schweinmutter und andere Mägde und Knechte. Vor den Wochenübersichten ist vermerkt, wie viele Handwerker oder Erntehilfsarbeiter jeweils beschäftigt waren. Der Küchenbedarf bleibt sich gleich. Nur die Festtage ändern das Bild, oder wenn der Abt zur Pforte zwei Faß Wein gegen Bier eintauscht oder zu seinem Besuch Lachs besorgt wird. Im Winter kommen dann die Lichter dazu.

Die Ausgabe für den Keller zählt die verschiedenen Biere auf, als da ist: Torgisch Bier, Belgerisch Bier usw. (aus Torgau, Belgern, Mittweida, Grimma und gelegentlich auch Freiberg).

Obendrein wurde eigenes Bier gebraut. Malzhaus, Sudhaus, Brauhaus sind erwähnt; dann Braupfannen, Braubottich, Sudfaß und Pfannstadt; eine neue Darre wird eingerichtet, „wie sie das Jungfrauenkloster in Leipzig hat“ Die Hopfenbrecher werden jedes Jahr entlohnt.

Vor soget getrede

Berste

Man hat vber Stoffel gekaufft, idem Stoffel
vor er d. f. v. vij. h. v. v. v. die sal
auff dem zins wallburgis bezalt!

Erdes

Es ist auch, ein Stoffel gekaufft, idem Stoffel,
vor v. v. d. f. v. i. h. v. v. v. sollen auch
auff angebrachte zins bezalt werden, garssen van
zestgen zins belen abkaufft!

Saber

Es ist v. v. Stoffel, idem Stoffel vor v. v. d.
erkaufft worden, f. v. e. h. v. v. d. sal auch
die zins bezalt werden!

Malts

Es ist im mangol der v. v. nach dem v. v. z. v.
eine mehr bekomen ungen, v. v. Stoffel, idem,
Stoffel v. v. v. d. auff pfingsten zins bezalt
dem v. v. zu Colditz, aus des Ampts Mangel,
abkaufft werden, hat v. v. v. v. v. v. v. v. v.
eigere feinstschafft verlassen

Folioseite aus der Rechnung von 1532 auf 1533, wo das Saatgetreide verzeichnet
ist (schwarz und weiß verkehrt) Staatsarchiv Weimar

1511 wird die Ziegelscheune wieder hergerichtet, der Rat zu Grimma liefert Mauerziegel zum Ziegelofen, der Ofen wird ganz neu gebaut und dem Ziegelstreicher auf dem Torhaus eine Kammer eingerichtet. Die Fuhrleute holen zum Ziegelstreichen rote Erde und die Mühle und ein Mustermaß vom Ziegelstreicher in Leisnig. Kasten für die Ziegelerde, Eiche zum Ziegelholz und der Lohn des Ziegelstreichers ist aufgeführt. Mauersteine, Wölbesteine und Dachsteine wurden hergestellt, im Mittel: 8000 Stück. Die meisten Ausgaben betreffen den Wirtschaftsbetrieb, denn auch das Vorwerk Klein-Bothen wird mit abgerechnet.

Angebaut wurden: Weizen, Korn, Gerste, Hafer, Erbs, Hanf und Flachs. Zur Viehwirtschaft gehören: Pferde, Kühe, Schweine, Ziegen, Hühner, Gänse und die Schäferei. „Ein Radelein, die Schafmilch darauf aus dem Pferch ins Kloster geführet“, wird angeschafft. Für die Käsebereitung wird als lustiger Käsekorb unterm Dach die eine Hausecke hergerichtet. An Gärten werden erwähnt: Hopfengarten, Krautgarten, Baum- und Strauchgarten, Küchen- und Saffrangarten, das Gärtchen im Klosterhof und der Weinberg; der Donna Garten und der Kellnerin Garten.

Nur Maße und Bezeichnungen sind anders. Ein Hossigen Butter, ein Stein Wolle. Sonst wird das Fleisch „ins Salz gehauen“ und in den Rauch gehängt wie heute. Eßfleisch und Darrfleisch unterscheidet die Rechnung. Auch Verluste sind verzeichnet. Des Schäfers Hunde zerreißen ein Pferd im Holz; bei den Schafen heißt es, hat der Wolf fressen, bei den Hühnern und Kapunen, hat der Fuchs fressen, und die Schultern und Speckseiten werden von den Ratten angenagt. „6 Seiten die großen Mäuse gefressen und vor nicht aufkommen“, steht in der Rechnung. Freilich in der Bierabrechnung heißt es einmal: zu Wirtschaft ausgetrunken, ist eine Viehmait gewest.

1509 hat man fünf wilde Schweine gefangen, auch sonst wird gejagt. Der Torwärter besorgt das Dogelstellen, der Dogelherd muß in Stand gehalten werden, Dogelbeer, Kanne Dogelleim, eine Eule zum Weidwerk und ein singender Fink zum Dogelstellen vom Dogler in Colditz sind aufgeführt. In Torgau werden Armbrustriemen besorgt und von Kunz, dem Rutensteller zu Torgau, Garn, auch Schellen und Strick zum Reh- und Hasenfang, einmal wurden zwei Rehe und sechs Hasen gefangen.

Gefischt wurde eifrig. Im Klosterhof selbst war ein Teich. Westlich der Straße von Grimma lagen die Auenteiche, die das Kloster auch bewirtschaftete. Dazu kam der Fischfang in der Mulde; ein neues Schloß für den Fischkasten wird öfters nötig, und weil es für die Fastenzeit nicht ausreicht, werden viele Fische gekauft: Lachs, Stockfisch, Schellfisch und holländische und flämische Heringe in Tonnen. Wie die meisten Einkäufe in Leipzig, wo zum Oster- und Michaelismarkt und zum neuen Jahrmarkt alles eingekauft wurde. Vor allem Gewürze: Pfeffer, Ingwer, Kümmel, Lorbeer, Saffran, Kamille, Mandel, Kalmus, Zimrinden, Muskatblüthen, Nelken, Enzian, Thümbian und auch weißer Hutzucker.



Aus Nimbschen, Südende der Ruine

Nächst dem Fisch, Gerät: Körbe, Schlösser, hölzerne Teller und eine Mausefalle, Obst (Kirschen, Zwetschgen) und Pergament, Papier, Registerbuch, Almanach, Kalender, Flasche Tinten, Siegelwachs. Soweit Handwerksarbeit nötig ist, wird sie aus Grimma bezogen. Glaser (wendisch Glas), Töpfer (Kostnäpfe, Milchäsher, Stellmacher, Tuchmacher, Schneider, Riemer und Scheffelmacher. — Der Bader, der auf dem Jahrmarkt wohnt, hat wöchentlich die Beichtväter barbiert. — Der Beutler flickt Netze. Der Feuermeister kehrt die Feuermauern im Viehhof und im Kloster. Als der Backofen eingefallen war, mußte das Brot in Grimma geholt werden. Gekauft wurde sonst nur „Weißbrot zur Kommunikation“.

Aus Halle kam jährlich eine Fuhre Salz; aus Wurzeln grüner Lachs, Rettich und Möhren.

Und wenn die Äbtissin zur Zinshebung nach Torgau fährt, wird dort das Übrige eingekauft. Meist hat der Torgauer Sattler die Schäden der Reise wieder zu bessern. Auch der Fährmeister wird regelmäßig entlohnt. Zwiebeln, Kastanien, Knoblauch, Kraut und Rüben, Erbs, Gerste, Korn, Kümmel und Fisch, auch Schlösser, Pech und Schindeln werden aus Torgau bezogen.

Diese Beziehungen aus der ersten Klosterzeit haben bis zuletzt bestanden. Als eine alte Bratpfanne einen neuen Boden bekommt, macht das der Kupferschmied in Mühlberg.

Alle Wirtschaftsgebäude müssen immer wieder ausgebessert werden, weil sie so leicht gebaut waren und sehr beansprucht wurden. „Dor Gebäude auch dergleichen zugehörunge und noddurft als Brett und Schindeln“. So lautet die Rechnungsüberschrift.

Des Klosters Zimmermann, um 1500, Urban Schone, hatte vollauf zu tun. „was not gewesen und wandelbar worden, wieder in Stand zu setzen“, und brauchte noch meist einen Gesellen dazu. Aber er konnte auch vieles in Ordnung bringen. Ob er das Röhrwasser „gangicht“ machte, die Orgel reparierte, wozu die Teile aus Altenburg kamen, oder die Mühle in Gang hielt.

Die meisten Dächer waren von Stroh, nur die wichtigeren Bauten waren mit Schindeln gedeckt, das Schlafhaus und die Kirche hatten Schieferdächer. So ist Schobebinden und Firsten eine häufige Arbeit gewesen. Die einzelnen Bauten sind uns bekannt, ihre genaue Lage könnte wohl durch Schürfen gefunden werden. Soviel ist gewiß: Im Anschluß an die Ruine umschloß westlich den Klostergarten die Klausur. Davor lag der Teich, der bis zur Mauer an der Straße reichte. An der Stelle der heutigen Klosterschenke stand das Torhaus. Und davon südlich lag der Klosterviehhof innerhalb der Klostermauer.

Von der Kirche heißt es in den Urkunden, daß sie zwei Hauptaltäre besaß, einen Fronleichnamsaltar und den Altar unserer lieben Frauen. Der eine stand in einer Kapelle, vielleicht im Süden, wo neben dem Schlafhaus ein gewölbter Raum war. Es gab viele Reliquien und einen Ölberg.

1383 wird eine Lampe gestiftet, „die da soll brennen bei der Orgel vor Gottes Leichnam“. 1387 ist ein Altar genannt, „der steht auf der Jungfrauen Thor“, und „vom Thor ober des Heiligen Leichnams Altar“ ist die Rede. 1417

ist die „Beisteuer zu Sangbuch“ erwähnt und später rügt der Pförtner Abt nach eine Visitation den falschen Gesang. Daraus läßt sich mit Sicherheit auf eine große Empore schließen. Auf dem Kirchdach wird ein Dachreiter gefessen haben.

Der Kreuzgang war gewölbt, acht Joche im Westen lassen sich auf einem späteren Plan nachweisen, und als der Boden mit dem Abschutt der alten Küchen aufgefüllt und geebnet war, wurde er fünf Dielen lang gedielt. Das Dach war mit Schindeln gedeckt.

Die Probstei oder der Herren Haus lag über dem Hofe. Ein späterer Schafstall mit dem Heuboden darüber ist länger erhalten geblieben. Auf der einen Schmalseite kam man von außen in das Gefängnis mit dem Verließ.

Im Torhaus waren die Gastkammern und unten die Schmiede untergebracht. Kaspar, Maler zu Grimma, malt auf den äußeren Giebel drei kurfürstliche Wappen, und alljährlich wurde davor auf dem Hof ein Meiler zu Kohlen fürs Schmiedefeuere gebrannt.

Ein größerer Umbau wird 1519 auf des Abts Befehl durchgeführt. Der Architekt ist uns bekannt.

$\frac{1}{2}$ Riß Papier hat Meister

Hinß der Steinmeß auf dem Michaelismarkt zu Leipzig dafür gekauft. Und dann erhält er, der Werkmeister von den neuen Zellen, Kapitel und neuen Rempter, Lohn, daß er Baumeister darüber gewest ist.

Steine kamen aus Rochliß, kieferne Bretter und Bohlen aus Belgern, Kalk aus Geythain, Pegau und Tautenhain. Das Eisen aus Lauenstein und die Schindeln aus Coldiß und aus Gerichswalde.

Als Handwerker werden genannt: Hansen, Steinbrecher zu Rochliß, Bartel von Belgern, Ofenseher, Georg Rhode zu Grimma (Maurer), Maurer Hans



Frühgotisches Äbtissinnensiegel aus Nimbschen
(vergrößert)

Schmid, Lucas Frölich und Gesellen, Maurer Andres v. Grimma, Marthen und Born als Schieferdecker.

Die Bauweise war einfach und benutzte, was vorhanden war. Die meisten Wände wurden „gesteckt und gekleibet“, also in Lehmwellerwerk ausgeführt, und als ein bestellter Ofen Kalk ausbleibt, wird die Wand nur mit weißer Erde getüncht. Die Bänder der Türen waren von Leder.

Über die eigentlichen Bewohner der Gebäude, die Nonnen geht aus den untersuchten Rechnungen wenig hervor. Wir lesen, daß der „Hellenheißer“ ihnen die „Rochstube heizte“, wohl eine Dampfbadeanlage, wie sie z. B. in Pforte noch gut erhalten ist. In der Küche finden wir einen Blasebalg, der das Feuer ansacht, und erfahren, daß u. a. Graupen, Grieß und Hanf zu Suppen gebraucht werden. Bratwürste gab es und zu Ostern Osterlämmer.

Wenn zur Kirmes Gäste kamen, die mit Bier bewirtet wurden, oder Landsknechte am Tor um Zehrung anhielten, mag die gesuchte Ruhe gestört worden sein. Briefe wurden selten abgesandt, nach Pforte und Torgau, einmal nach Berlin.

„Wagenschmer von Torgau nach Weymar, als mein gnedigster Herr, der Kurfürst nach Augspurg auf Reichstag gezogen“, das ist der einzige Hinweis auf die große Politik.

„Don Katharina von Bor zu Kost empfangen“, lautet ein Eintrag. Der gemahnt uns an sie.

Denn nachdem wir in manchen Einzelheiten die Umgebung ihrer Klosterzeit kennengelernt haben, können wir uns denken, daß sie in Wittenberg den großen Haushalt mit ihren Kindern und den zahlreichen Tischgästen als tüchtige Hausfrau umsichtig leitete. Ja von Luthers *M o r g e n s t e r n*, wie er sie nannte, ist zu lesen, daß sie einen Garten anlegt, Schweineställe baut, die Braugerechtigkeit des Hauses ausnutzen will und ein Grundstück pachtet. Da liegt der Gedanke nahe, daß sie auch in Nimbschen an diesen Dingen nicht vorüberging.

Ein Wort zum Rückgang unserer Falterwelt

Don R. Hiller, Roßwein

Immer wieder bringen Tageszeitungen, besonders aber naturwissenschaftliche Zeitschriften Veröffentlichungen besorgter Naturfreunde über den sichtbaren Rückgang unserer deutschen Insektenfauna. Nicht nur der Fachmann, auch jeder andere, der mit offenem Auge durch Wald und Flur wandert, sucht vergebens nach dem früheren Falterreichtum unserer Wiesen und Wälder und der Entomologe kann eine ganze Anzahl Schmetterlinge und Käfer nennen, die in den letzten Jahrzehnten aus der deutschen Fauna verschwunden sind. Ganz besonders arm ist unser Sachsenland an Faltern geworden, während z. B. die Kalkberge Thüringens und des Südharztes, ganz besonders aber die Alpenwiesen unserer Hochgebirge noch reich an Schmetterlingen sind. Da

sitzen sie zu Hunderten auf den Blumen, mit diesen in der Farbenpracht wetteifernd, „gelb und rot und weiß und blau, daß ich meine Lust dran schau“.

Was ist die Ursache dieser Abnahme der Falterwelt? Schnell ist die Antwort gegeben: natürlich die entomologischen Sammler, die alles, was da kriecht und fliegt, wegfangen.

Wer aber ein klein wenig nachdenkt, der muß sich wohl sagen, daß die wenigen Sammler in einer Gegend nicht Tausende von Exemplaren wegfangen oder manche Arten sogar ausrotten können. Daß es in Deutschland wirklich wenig Sammler gibt, wird wohl jeder zugeben, der in Wald und Flur wandert. Und trifft er wirklich einen Entomologen mit Netz und Rucksack, so ist es meist ein älterer, erfahrener Herr, der wissenschaftlich arbeitet. Unsere Jugend hat jetzt leider recht wenig Interesse an Tier, Pflanze oder Stein. Also, das steht fest: die Sammlerwelt ist keineswegs für diesen Rückgang der Schmetterlingswelt verantwortlich.

Suchen wir daher nach anderen Ursachen. Da ist an erster Stelle die Kultur zu nennen, deren rastloses, nicht aufzuhaltendes Fortschreiten vielen Tieren, nicht nur Schmetterlingen, die Existenzmöglichkeit raubt. Schonungslos werden an Rainen und Hängen Sträucher und Hecken, auch im Frühjahr die blühenden Weiden weggehackt, Wiesen und Eisenbahndämme werden abgebrannt (jetzt nur noch mit Genehmigung), Moore und sumpfige Wiesen werden trocken gelegt, bisher unbebaute Bodenflächen werden nutzbar gemacht, auch der kleinste freie Raum wird geackert, gehackt und künstlich gedüngt, weil es zur Ernährung der Bevölkerung nötig ist. Dies alles aber trägt ganz zweifellos zu rasend schneller Abnahme oder gänzlicher Verdrängung nicht nur vieler Insekten, auch der Vögel und anderer Tiere bei. Die Gegend von Meißen bis Coswig hat in den letzten Jahrzehnten durch die Ausbreitung der Spargel- und Erdbeerkulturen eine größere Anzahl seltener Falter eingebüßt.

Aber auch Unverstand oder Gedankenlosigkeit vernichtet viel Insektenleben.

Eine Anzahl unserer schönen Tagfalter, wie Pfauenauge, Kleiner Fuchs, Admiral und Distelfalter leben als Raupe in volkreichen Nestern auf den Brennesselbüschen an Waldrändern, Schutthäufen, Gräben usw. Nur wenige Prozent entwickeln sich aber zum Falter, weil die Brennesselbüsche fast stets, auch wo es nicht nötig ist, der Sense zum Opfer fallen. Den meisten Menschen gilt jede Raupe als schädlich, darum muß sie sterben. Wo der Mensch einmal nicht hinkommt mit seiner Qual, da kann sich der Falter ungestört entwickeln. So konnte ich in einem eingegangenen Steinbruch, der mit Nesseln bewachsen war, Tausende Raupen des schönen Pfauenauges, welches jetzt auch nicht mehr so häufig ist wie früher, beobachten.

Die schönsten unserer deutschen Tagfalter (Nachtfalter sind weniger bekannt) haben ihre Heimat im Walde, so der Große Fuchs, der Trauermantel, der herrliche Eisvogel und zwei Arten Schillerfalter. Bald können wir sagen, sie h a t t e n ihre Heimat im Walde; denn genannte Arten sind recht selten geworden, ganz besonders bei uns in Sachsen. Warum? Weil man den Raupen

dieser Falter zum großen Teil jede Existenzmöglichkeit nahm. Die Raupen genannter Falter leben auf der Zitterpappel oder Espe (*Populus tremula*), auf der Salweide und anderen Weidenarten, auf Birke und Rüstler (Ulme, *Ulmus campestris*), und zwar fast immer auf niederen Sträuchern, höchstens der Trauermantel sucht sich zur Eierablage einmal etwas höhere Birken aus. Seit Jahren werden aber in unseren Wäldern (nicht nur in Sachsen) fast alle diese harmlosen Sträucher, die bekanntlich die so schönen Käzchen tragen, von denen man sich aber um Gottes willen kein Sträußlein zum Schmucke des Zimmers holen darf, besonders an den Straßenrändern mit Stumpf und Stiel abgeholzt. Was ist die Folge? Von den Schillerfaltern, Eisevögeln, auch von den Trauermänteln, ist fast kein Tier mehr zu sehen. Wäre es nicht möglich, die Forstbehörden zu veranlassen, die Weichhölzer (also Salweide, Weide, Espe und Pappel) an den Straßenrändern und als Unterholz zur Erhaltung unserer Schmetterlingsfauna, sowie vielerlei Hecken zum Schutze unserer Vogelwelt stehen zu lassen? Vielleicht könnten auch die Grünstreifen zwischen den Fahrbahnen der neuen Autostraßen mit genannten Weichholzsträuchern bepflanzt werden. Dort würden die Falter unbedingten Schutz genießen, sogar vor den „bösen“ Entomologen. Zu begrüßen wäre es auch, wenn die Forstbehörden feuchte Gräben, den Aufenthaltsort mancher Raupe, z. B. des schönen Bärenfalters *Callimorpha dominula*, nur wenn unbedingt nötig, ausheben würden.

Auch die Erhaltung eines Stückes Moor oder Sumpfes dürfte manchem Lebewesen weitere Lebensbedingungen bieten. Wer einmal das Falterleben am Rande eines Hochmoores auf dem Kamm des Erzgebirges gesehen hat, besonders über der sächsischen Grenze, wo die Hochmoore sich viel weiter ausdehnen, der kann sein blaues Wunder sehen, wenn auch die herrlichen dort fliegenden *Colias palaeno* (Moorgelbling) gelb aussehen.

Unserem stattlichen Hirschkäfer, der in Sachsen ganz selten geworden ist, kann vielleicht durch die neue Forstkultur, die alte Baumstümpfe nicht ausrodet, sondern vermorschen läßt, wieder eine Existenzmöglichkeit geschaffen werden.

Es ist höchste Zeit, für die Erhaltung der Insektenwelt einzutreten; denn immer näher rückt die Gefahr, daß wir alles das verlieren, was uns die deutsche Heimat lieb und wert macht. Rettet unsere Waldwiesen, Heiden und Moore, ehe es zu spät wird und erhaltet damit auch unsere Insektenwelt.

Im Interesse der Erhaltung einer unberührten Natur ist das neue Naturschutzgesetz zu begrüßen, auch von den Entomologen; denn nun wird endlich den Massenfängern, die unsere schönen Falter gewerblich verarbeiteten, einmal auf die Finger gesehen.

Aus dem Oskar-Seyffert-Museum, Landesmuseum für Sächsische Volkskunst

Mit Aufnahmen des Heimatschutzes

Gute Sitten und Gebräuche, die bei uns verloren gegangen sind, wieder lebendig werden zu lassen, ist das Bestreben unserer Zeit. Viel Wertvolles, das einst Besitz unseres Volkes war, ist dahingegangen. Es ist unsere Aufgabe, es uns wieder zu schenken. Freilich, blinder Eifer schadet nur. Es gab altes Gebrauchstum, das, Gott sei Dank! gestorben ist, und wir wollen es ja nicht zu künstlichem Leben erwecken.

Heute will ich die Aufmerksamkeit auf eine scheinbar geringe Sache lenken, die aber viele Reichtümer des Gemütes und der Volkskunst inne hat: Auf unsere Gedenkbücher. Blättern wir in einem sogenannten „Album“, so werden wir oft, sehr oft innerlich berührt. Neben leeren Reimen und allgemeinem Geschreibsel leuchten tiefe Gemütswerte auf. Das schlichte Buch, das längst ein Totenbuch geworden ist, erschüttert uns. Ich will ein paar einfache, zum Teil unbeholfene Abbildungen zeigen. Liebe und rührende Naivität haben sie uns gegeben. Erwachsene und Kinder haben in Bildern ihre Gaben dargebracht. Das war einmal. Dann kamen die Stammbuchblümchen im Handel auf. Trostlose Armut! Sie verlangten nur die Tätigkeit, die man beim Aufkleben der Briefmarken nötig hat. Es wäre ein kultureller Gewinn, wenn die Sitte, sich gegenseitig selbstgeschaffene Andenken künstlerischer Art zu schenken, wieder aufleben würde. Wir würden reicher, denn es ist keine Spielerei, es ist eine Sache der Kultur.

Abbildung 1 und 2 stammen aus dem Jahre 1774. Ein stolzer Reiter fragt einen Bauer „Mein Freund, wo geht denn der Weg nach Bethlehem“, und letzterer, mit der rechten Hand hinweisend, antwortet: „Gerade zu nach der Stadt“. Und richtig, unten links sieht man ihre ersten Häuser, die mit einem Kreuz geschmückt sind. Abbildung 2. „Die Verkündigung Maria.“ Maria liegt in einem Bett. Vor ihr steht ein stattlicher Engel, der in seiner erhobenen Hand Blumen bringt. Von der Zimmerdecke aber schwebt, von Wolken eingehüllt, eine Taube herab. Abbildung 3 (1756) bringt folgende Lehre eines Vaters an seinen Sohn: Spiele nicht, du sitzt, wie und wo du wollest, mit den Füßen, und phantasie nicht mit den Händen. Kleide dich nicht liederlich und hofärtig, sondern fein erbar. Du mußt dich auch nicht auf eine Narren Art in deinen Kleidern, hinten und vorn, mit Kopf- und Hals-Drehen beschauen und also nicht zu erkennen geben, daß du stolz seyst.“ Abbildung 4 zeigt uns in stark farbiger Malerei einen freien Platz, wo inmitten eines Kreises von Soldaten zwei Offiziere Florett fechten. Links und rechts kommen eilig noch weitere Neugierige angerannt, um das Schauspiel zu genießen. Abbildung 5 (1788) gibt im Scherenschnitt den Kopf eines jungen Mannes, der in ein gemaltes Medaillon eingeklebt ist. Abbildung 6 (1784) erfreut uns durch



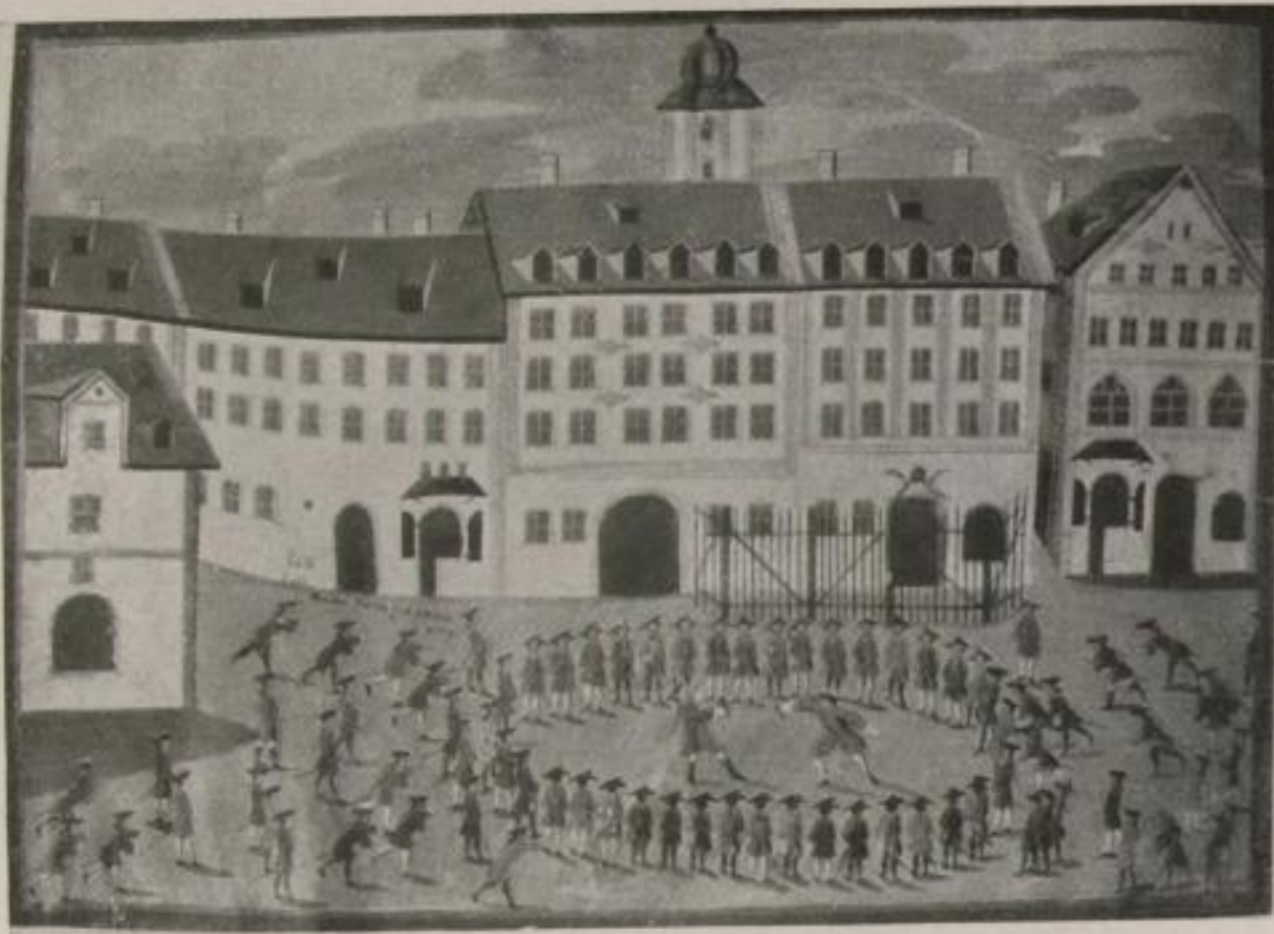
1



2



3



4



5



6

vier Dögel, die auf Baumstumpfen sitzen: „Seidenschwanz und Gimbel“. Sie sollen die Erinnerung an eine malende Freundin wachrufen. Wir werden später weitere Proben aus anderen Zeiten bringen. O. S.

Zur Geschichte der Rißfälle

— Don Studienrat G. Kühnel

Wenn sonst die Frühlingssonne den Schnee in den Vogtländischen Wäldern zum Schmelzen brachte, dann war die hohe Zeit für die Rißfälle gekommen. Dann stürzte das Wasser, das von der Zwickauer Mulde im Oberen Floßgraben herüberlief, überreichlich in ihrem Felsenbett zur jungen Gölzsch hinab. Gurgelnd und tosend brach es sich an den vereisten Wänden, kreiste wie siedend in den Kesseln seines Laufes, spritzte weithin den Schaum, wenn es sich in immer größerem Bogen über die Steinbarren schwang, die seiner Bahn im Wege standen. Es war ein fesselnder, zauberhafter Anblick und ein Anblick, den man lange Zeit genießen konnte, oft weit in das Jahr hinein.

Heute ist der Zauber dahin. In seiner Menge herabgesetzt und ewig gebändigt, fließt das Wasser durch die Klamm, seitdem die Talsperre in Muldenberg errichtet und in Betrieb genommen ist. Und als ob ihm auch noch der letzte Reiz geraubt werden sollte, sind die säumenden Kulissen, die hochragenden stolzen Fichten auf den Seiten, gefallen, noch in den Kriegsjahren, ohne Wissen des Heimatschutzes.

Aber trotz allem! Auch in dieser verkümmerten Gestalt lieben wir sie noch, unsere Rißfälle, die einzigen Wasserfälle des Vogtlandes. Und wenn aus neugefundenen Quellen ein Bild von ihrer Entwicklung entsteht, ist unsere Freude nicht geringer, als sie früher gewesen wäre.

Die Rißfälle sind aus dem bereits genannten Floßgraben hervorgegangen. Für diesen war es das Gegebene, über die Höhe des Hanges zur Gölzsch hinabgeleitet zu werden, da sich sonst umfängliche Fluderbauten nötig gemacht hätten. Einen vorhandenen Wasserlauf kann er dabei, wie ein Blick auf das Gelände zeigt, nicht benützt haben. Ein solcher hätte vielmehr seitwärts in der östlichen Senke hinabfließen müssen.

Der Gölzschgraben war dazu bestimmt, die unerschöpflichen Holzvorräte der Schönecker Wälder der Elsterflöße zuzuführen. Hier gingen sie anfänglich zum Salzwerk Poserna im Amte Weißenfels, bald nachher nach Halle oder Leipzig. Der Gölzschgraben wurde in den Jahren 1578 und 1579, also unter dem Kurfürsten Vater August, angelegt, 1579 das Stück der heutigen Rißfälle. Aber erst später, höchstwahrscheinlich 1584, konnte man ihn in Betrieb setzen: Das Holz wurde hierbei ohne Unterbrechung bis Merseburg gebracht. Über die Wirkung dieser ersten größeren Flöße auf das uns angehende Grabenstück gibt uns ein Schreiben Aufschluß, das der Kurfürstliche Oberaufseher der Flößen, Georg Hanß von Berbisdorf, am 7. April d. J. an seinen Vorgesetzten, den Sandjägermeister Paul Gröbel, richtete. Damals ist eine so gewaltige Masse

Erde den Berg hinuntergespült worden, daß das Flößen in der Ebene des Gölkstales, trotzdem man neben dem Bach einen Behelfsgraben hergestellt hatte, nur mit Mühe bewerkstelligt werden konnte. Kein Wunder bei dem starken Gefälle des Abschnittes und den ungeheuren Mengen der geflöhten



Phot. Franz Landgraf, Zwickau

Die Rißfälle vor dem Kriege

Holzschelte. Doch hören wir den freilich recht unbeholfenen Bericht des Oberaufsehers im Wortlaut:

„Auf dem Muldergraben haben wir den 28. Martii Eingeworffen und ist auf dem graben ser wol herfurgangen. Aber bei dem vnderen brucklein, do die große Rüsche (Rösche = Gefälle) nein ist (die spätere Rißbrücke), wie euch wol bewust, da Reistes noch immer fort herauf und ist zu besorgen, das es den graben weit herauf die lenge und fernne hernach weck Reissen Möchte, welches

uns dan gar ser an dem flosen gehindert. Aus dießer vrsach, do es nunder auf die Ewnt (Ebene) kommen, haltes den selben graben vun demselben schut ganz Ewen zu geschlemet; haben wir vort kommen wollen, so haben wir von grossen beummen auf den seiten auf einn ander machen müssen lassen (d. h. große Bäume aufeinandersetzen müssen), darmit das wasser wieder Einnen Rüs (= Rösche) gewunen vnd wen ein Mal einn graben ist voller geschlemmet worden, so haben wir das wasser müssen in den anderen leiten vnd den anderen wieder auswerffen lassen. Das mußten wir vort und vort thun, darmit (wir) das holz (haben) kunnen vortbringen.“¹⁾ Man kann annehmen, daß unser Grabenstück schon bei diesem ersten Floßgang bis auf den felsigen Untergrund ausgewaschen worden ist.

Um eine Wiederholung der Schwierigkeiten bei der nächsten Flöße zu vermeiden, wurden an dieser Stelle hölzerne Fluder in den Wasserlauf eingebaut, das erste wohl noch im selben Jahre. Aber schon 1591 mußte die Herstellung eines neuen angeordnet werden.²⁾ Und selbst dieses war nicht mehr vorhanden, als das Naturereignis eintrat, bei dem sich das Wasser nun auch in das Gestein eingrub. Am 8. September 1604 berichten der Floßmeister Peter Ficker und der Schösser zu Zeitz an den Kurfürsten, „das sich vor etlichen tagen ein starck und anhaltendt Regenwetter, vor nemblichen aber uf den Geburgen und Schönneckischen Walden begeben, davon die Mulde und andere Waßer so hoch und starck auffgelaufen sein, als wohl in etlichen Jahren nicht geschehen ist . . .“ Der Floßgraben, nun „der alte Muldengraben“ geheissen, war mannigfach beschädigt. „Ferner hats große waßer am Berge do der Graben ubern Berck in die Gölzsch feldt löcher in felschen und uff die Seiten gerissen welche fälßen durch Berckleutte wieder hernach gehauen und die großen steine heraus gebracht werden müßen . . .“ Die Kosten, die die Beamten auf die Wiederherstellung des Risses rechnen — der Name erscheint hier zum ersten Male —, sind für die Zeit erheblich:

„6 fl Den Berckleutten und handt arbeitler,
1½ fl Dor Eisern gezeuge und
12 gr Einen furmann ein tagk holzs und Reisigk zu zufuhren . . .“³⁾

womit offensichtlich die Löcher an den Seiten verbaut werden sollen.

Auch in der folgenden Zeit sucht man der Zerstörung Einhalt zu tun. 1610 wird wieder ein Fluder an der Stelle erwähnt⁴⁾; ebenso gehört der Bau des alten Abschlages, 150 Meter unter der Grünbacher Straße, zu den Gegenmaßnahmen. Aber unbeirrt nagt und frißt und bricht das Element weiter im steinigen Rißbett: Was hätte der Gewalt der Holzmengen widerstehen können, die mit donnerartigem Hallen hier zu Tale drängten, Jahr aus, Jahr ein, fast

¹⁾ H.St.A. Dresden. Floßcop. 1584 Bl. 70. Die Satzzeichen sind hinzugefügt.

²⁾ H.St.A. Dresden. Floßcop. 1590—1597 Bl. 50, Bl. 101.

³⁾ H.St.A. Dresden. Floßcop. 1604—1606 Bl. 147 f.

⁴⁾ H.St.A. Dresden. Sect. XIV Gen. 107 Loc. 39548. Acta, die Flößen im Churfürstenthume betr. 1582 ff. Bl. 89.

300 Jahre hindurch, solange die Elsterflöße bestand. Und wieviele Wetterkatastrophen mögen ihnen bei diesem Zerstörungswerk zu Hilfe gekommen sein, bis sich schließlich die Formen ergaben, die man heute „die Rißfälle“ nennt.

Eingehende Nachrichten über diese Vorgänge haben wir nicht. Dieser Mangel ist bedauerlich, aber nicht unerträglich, wenn man bedenkt, daß die Urkunden, die erhalten sind, uns gerade mit den entscheidenden Entwicklungsstufen der Wasserfälle bekannt machen.

Der Pferdegöpel der „Neu-Leipziger Glück Fundgrube“ bei Johannegeorgenstadt im Erzgebirge

Letzter Vertreter der Pferdegöpelanlagen des sächsischen Erzbergbaues

Don Dr.-Ing. Friß Bleyl

Mit Aufnahmen des Heimatschutzes

Unser schönes sächsisches Erzgebirge, dessen grünes Berggewoge im Süden unseres Heimatlandes heute als Wanderwelt mit seinen weiten blauen Höhen, seinen herben Dörfern und ernsten Städtchen, seinen würzigen, blumenreichen Bergwiesen und rauschenden Hochwäldern lockt, war von altersher und für viele Jahrhunderte für unser Sachsen eine Schatzkammer im wahrsten Sinne des Wortes. Denn in seinen unterirdischen Klüften und Bergzügen barg es kostbare Güter, Erze und funkelnde Kristalle und des edlen Silbers schwere Menge, wohl dazu angetan, menschliche Mühe und Arbeit zu ihrer Hebung einzusetzen.

Schon in grauen Zeiten war das Gebirge fündig geworden, und mehr und mehr Volks — Bergleute und auch Abenteurer aus aller Welt — fand sich da droben ein. Ein eigenartiges, besonderes Bergwesen entwickelte sich im Laufe der Jahrhunderte, mit höchst merkwürdigen volkstümlichen Einrichtungen und Gebräuchen, und wer damals vom Tieflande her in unser Gebirge, das ja nun auch Erzgebirge hieß, heraufgestiegen kam, der wird verwundert und erstaunt gewesen sein über die mannigfaltigen bergmännischen Anlagen, die alle die Orte belebten, an denen der Bergbau rege geworden war und blühte.

Ringsum auf Höhen und Triften, auf Geröllhalden und in den wasserreichen Tälern standen allenthalben strenge, mit den örtlichen Werkstoffen errichtete Bauten aus urwüchsiger, gesunder, selbstverständlicher, zweckerfüllender Werkthätigkeit heraus zu bezeichnenden Gestaltungen zurechtgemauert und -gezimmert.

Ein vielgestaltiges, emsiges und fleißiges Schaffen und Wirken wettergrauer Männer, eigenartig in Gewand und Sprache, Werkzeug und Gerät, regte und bewegte sich dazwischen. Knarren von Holz und Seilen, Klirren von Ketten, Stampfen von Pochstempeln, das Klick-klack der Hämmer und das

Rauschen der Röschen, Pferdeschnauben und das Ho und Hü der Treiber und Fuhrleute und das Anschlagen der Bergglocken klang über der Gegend. Schmelzöfen flammten und fauchten und rauchten und ließen ahnen, daß blankes Zinn aus den Erzen floß und glänzendes Silber im edlen Silberblick.

Schilder an den Berganlagen nannten die Namen der Gruben, hier in blumenreicher Sprache, dort grob und unbekümmert volksmäßig, unverblümt, aber immer sinnvoll.

„Glückauf“ klang der Bergmannsgruß herzlich den Fremden entgegen, die die grauen Bergleute in der Schänke dann als launiges, wißfrohes, humorvolles und sangeslustiges Volk kennenlernen konnten, freilich auch geneigt zu Saus und Braus und rasch zu zornigem Zusammenlauf und Aufruhr bereit, geneigt auch, durch einsame, abgeschiedene Arbeit tief unten in Gängen und Stollen und Klüften der Schächte, umwittert von Finsternis und oft gefährlichen Schwaden, vom Knistern und Dröhnen des Gebirges, vom Sickern und Tropfen und Rauschen des unterirdischen Wassers, sich schrecken und ängstigen zu lassen und an Spuk und Geister zu glauben.

Wer aber das Glück hatte, zu einem Bergfest oder einem ihrer Aufzüge zurechtzukommen, der mochte sich über ihr Selbstbewußtsein freuen, das sich in ihrer ausgeprägten, absonderlichen Paradedracht und ihren blitzenden Drunkbarden, blinkenden Lampen und verzierten Werkzeugen zeigte.

So lebte das erzgebirgische Bergmannsvolk viele hundert Jahre seinen wechselvollen Tag zum Wohle und Reichtum des Landes, bis in neuerer Zeit, da sich der Bergbau infolge mancherlei mißlicher Umstände und unglücklicher Ereignisse nicht mehr lohnen wollte, allmählich der Verfall eintrat.

Heute ist von all dem lebendigen Wesen des alten Erz- und Silberbergbaues, namentlich von den hölzernen Werkanlagen, nur wenig — und weit verstreut im Gebirge — erhalten. Aber oben über dem alten Bergstädtchen Johannegeorgenstadt, da steht noch ein wetter- und zeitengrauer Zeuge jener bergmännischen Werkthätigkeit, der Pferdegöpel der „Neu-Leipziger Glück Fundgrube“.

Diese Pferdegöpel, deren in manchen Bergrevieren eine große Anzahl stand — 1792 bei Freiberg allein 20; auf dem Schneeberg weiß man von 39 dergleichen Gebäuden — und die in ihrer eigentümlichen, zeltförmigen Gestalt die Gegend beherrschten und ihr ein besonderes Gepräge verliehen, waren Erzförderhäuser, die eine glückliche Vereinigung von Werkeinrichtung und Schußbau darstellen und zu Anfang des 16. Jahrhunderts aufkamen.

Göpel wurden von den sächsischen Bergleuten alle Erzfördereinrichtungen mit senkrechtstehender Seilwelle genannt, die stärker als der für geringe Tiefen genügende, eine waagerechte Seilwelle besitzende einfache Handhaspel sind.

Konnte bei zunehmender Tiefe des Schachtes die Erzförderung mit dem Handhaspel nicht mehr bewältigt werden, und wollte der Bergmann den Schacht nicht aufgeben und verfallen lassen, so mußte er darauf sinnen, stärkere Förderanlagen zu finden.

Als Zwischenform mögen Einrichtungen gebaut worden sein ähnlich der, die Georg Agricola in seinem reichbebilderten „Bergwerksbuch“ als „Runde Scheibe“ schildert, bei der nicht mehr ein waagerechter Haspel nur mit Armsgewalt gedreht, sondern schon die ganze Wucht des Mannsgewichts auf einer runden Tretscheibe eingesetzt wurde zur Umdrehung einer senkrecht stehenden Welle, unter Einfügung und Zwischenschaltung von hölzernen, zahnradartigen Getrieben.

Dann aber wurden von klugen Bergleuten auch Vorrichtungen erdacht, bei denen unter Verstärkung der Werkteile die Kraft von Pferden zur Förderung schwererer Lasten aus größerer Tiefe nutzbar gemacht wurde. Dies führte allmählich zur Entwicklung der „Pferdegöpel“.

Der Pferdegöpel wurde „Treibehaus“ genannt, eine Bezeichnung, die daher rührt, daß der Bergmann das Fördern mit dem Göpel „Treiben“ nannte, im Gegensatz zum „Ziehen“ mit dem Haspel.

Folgendermaßen waren nun die Pferdegöpel gebaut:

Die senkrecht aufzustellende starke Göpelwelle verlangte zunächst ein Standgerüst, den Göpelstuhl. Um ihn gegen Erdfeuchtigkeit zu schützen, wurde meist ein starker, im Grundriß kreisrunder Bruchsteinsockel bis etwa einen halben Meter über Erdboden aufgemauert, dessen Oberfläche häufig, um den nach außen gehenden Druck des Göpelstuhles abzufangen, nach innen abge­schragt war. Dieser Sockel trug kurze Fußschwellen, die nach dem Kreismittelpunkt zu ausgerichtet waren und die Füße zeltstangenartig aufgestellter starker Binder, der Hauptspießbäume, aufnahmen.

Oben an der Spitze dieses zeltförmigen Stuhles wurden die Spießbäume in einen kurzen, dicken, runden Klotz eingelassen, der sie zusammenhielt und treffend witzig, aber bissig „Mönch“ getauft wurde.

Gegen ein Auseinanderrutschen der Spießbäume zog man zur Herstellung eines Dreieckverbandes in etwa zehn bis zwölf Meter Höhe Zangenkreuze ein und ergänzte dann den Stuhl durch eine größere Anzahl von Zwischensparren zu einer kegelartigen Form.

Jetzt erfolgte die Aufrichtung der Göpelwelle. Sie war an Kopf und Fuß durch eiserne Bänder verstärkt und hatte an beiden Enden eiserne Zapfen. Diese liefen in Eisenschuhen, deren unterer unverschiebbar in einer gemauerten Stein­grube des Fußbodens eingelassen war, während als Auflage des oberen, abnehmbaren, gleich die Spießbaum-Zangenkreuze benutzt wurden.

Als Deichseln für die anzuspannenden Treibepferde dienten nun die Arme eines am unteren Teile der Welle zangenartig befestigten Schwenkbaumkreuzes. Jeder Schwenkbaum bestand aus zwei durch gut verkeilte und verholzte Hölzer ausgefüllerten Zangen. Die Schwenkbaumarme waren gegen Durchbiegen sowohl in waagerechter Lage, als auch gegen die Welle nach oben und unten, gut verstrebt.



Abb. 1. Der Pferdewöpel bei Johanngeorgenstadt, vom Landesverein Sächsischer Heimatschutz erhalten

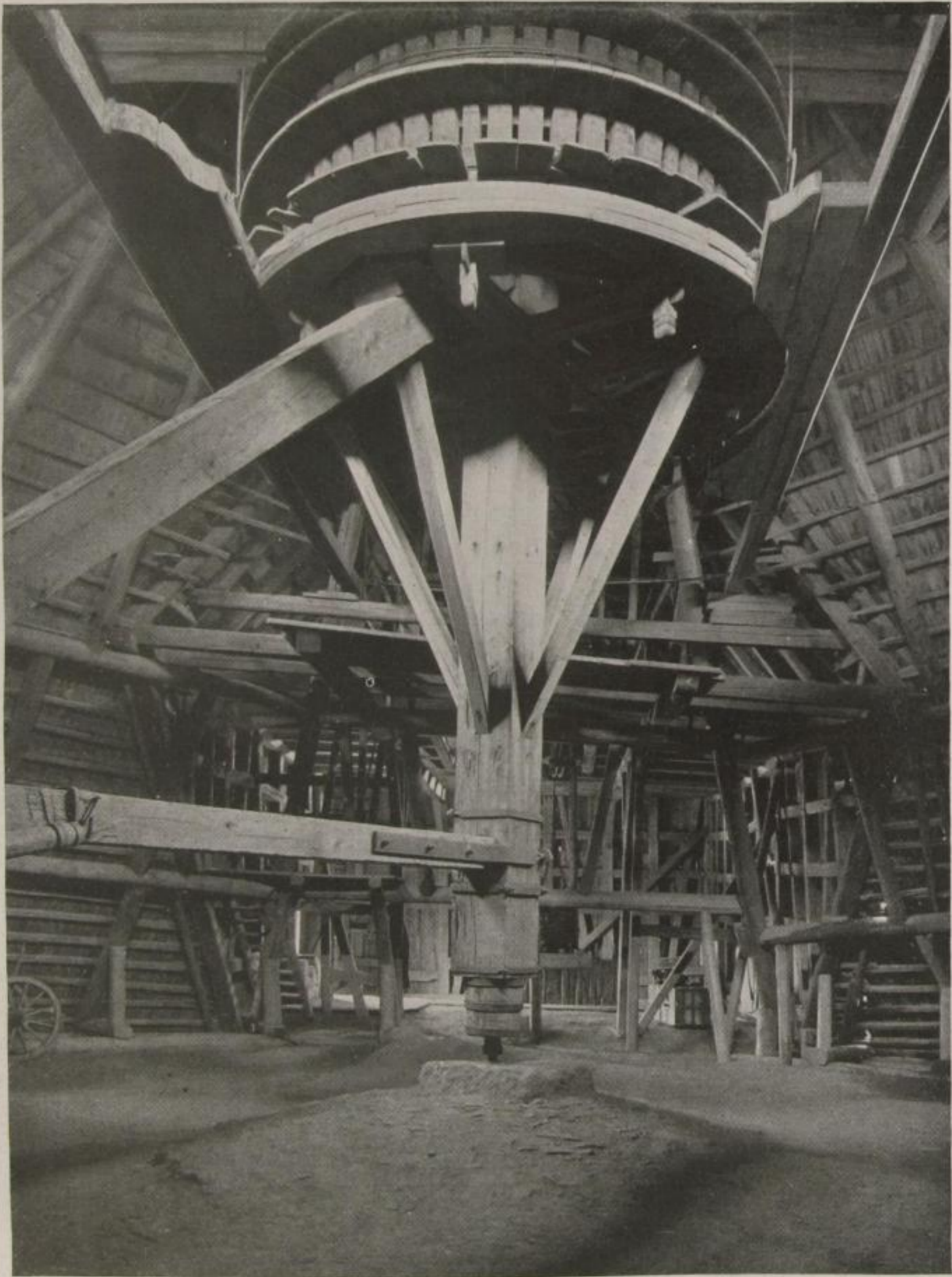


Abb. 2. Das Innere des Pferdegöpels bei Johanngeorgenstadt,
vom Landesverein Sächsischer Heimatschutz erhalten

Die Enden zweier einander gegenüberliegender Schwenkbaumarme trugen senkrecht herabhängende Wendedocken zum Anspannen der Zugpferde und einen Sitzbock für den Treibefuhrmann.

Zur Aufnahme des Förderseils war nun am oberen Ende der Welle, durch Zangenpaare und Streben gut befestigt, eine starke, aus senkrecht stehenden Stöcken bestehende, große, runde Seiltrommel angebracht. Auf diese Seiltrommel oder den Seilkorb, wie man auch sagte, war nun, ähnlich wie bei der Haspelwelle, das Förderseil oder Trum aufgewickelt, dessen beide Enden in flach ansteigender Leitung, der „Seiltrift“, über zwei die Seilschwingungen aufnehmende Rollen nach den Seilschieben geführt wurden, die über der Schachtöffnung lagen und das Seil aus der waagerechten Richtung in die senkrechte, abwärts in den Schacht, umleiteten.

Diese Seilscheiben und die Seiltriftrollen lagen auf von Böcken getragenen Stegbäumen auf.

An den beiden Seilenden hingen die Tonnen, die eine oben, die andere unten im Schacht.

Beim „Treiben“ nun fuhr der Fuhrmann mit zwei oder vier Pferden solange in einer Richtung im Kreise herum, bis die unten im Schacht gefüllte Tonne herauf und die leere Tonne hinabgefahren war. Nun hielt er an und ließ gleichzeitig einen an der Wendedocke befestigten eisernen Stab hinter sich auf den Fußboden aufsetzen, um die etwa noch durch die Wendung des Göpels eintretenden Stöße von den Pferden abzuhalten.

Während der Inhalt der heraufgetriebenen Tonne in die Hunde gestürzt und die unten im Schacht befindliche neu mit Erz gefüllt wurde, wendete der Fuhrmann und fuhr dann auf ein gegebenes Zeichen in entgegengesetzter Richtung herum. Dieser Vorgang wiederholte sich die ganze Schicht hindurch.

Da sich nun Fuhrmann und Pferde ohne Gefahr unter der Trommel und der Seiltrift bewegen können mußten, auch für das Ausstürzen der Tonnen eine angemessene Höhe über dem Schachtkranz bedingt war und eine bestimmte Sicherheit gegen ein Übertreiben vorhanden sein mußte, so ergab sich aus alledem die Höhe der Seiltrift.

Aus der Vereinigung dieser technischen Betriebserfordernisse und Vorgänge mit der Notwendigkeit, das Werk und die darin schaffenden Menschen und Tiere vor Wind und Wetter zu schützen, bildeten nun die Bergleute mit ihren Bergmaurern und vor allem Zimmerlingen folgerichtig und selbstverständlich die äußere Gestalt der Pferdegöpel.

Der ganze Göpelwellenstuhl wurde gewissermaßen gleich als Dachstuhl verwendet. Man belattete ihn und deckte ihn mit großen Schindeln ein, so daß eben dieser eigentümliche, kegelförmige, zeltartige Bau entstand, die sogenannte „Rennbahn“.

An sie setzte sich als Schutzbau der Seiltrift und der Schachtöffnung ein rechteckiger Bauteil die „Kaue“ an, mit Bruchstein- oder Holzverkleideten Fachwerkwänden und Schindelgedecktem Satteldach.

Durch ein vorgebautes Türhäuschen gelangte man ins Innere der Rennbahn, die durch aufgesetzte Fledermausluken oder Gaupen Licht erhielt.

Auch die Kaue besaß einen Zugang und Fenster. Auf ihrem Firste saß zum Abzug der aus dem Schacht aufsteigenden Schwaden ein Lüftungstürmchen, das schon bald eine Bergglocke zum Einläuten des Schichtwechsels aufgenommen haben wird.

Bei unserem noch erhaltenen Pferdegöpel fehlt der Bruchsteinsockel. Die Fußschwellen liegen unmittelbar auf dem etwas aufgehöhten Erdboden auf und sind durch die weit überstehende Verschindelung vollkommen vor Nässe und Fäulnis geschützt.

So steht er nun oben auf der Gebirgshalde über Johannegeorgenstadt, der Pferdegöpel der Neu-Leipziger Glück Fundgrube, ein letzter Zeuge vergangener, verklungener Bergherrlichkeit, fleißiger Werkätigkeit und Erfindungskunst erzgebirgischer, sächsischer Bergleute, der Letzte seines Zeichens auf sächsischen Gebiet. Und wenn bei dem hochentwickelten Stand unserer heutigen Technik dieses alte, kernige Göpelwerk vielleicht manch einem Hochmütigen schwerfällig und nicht eben umfangreich erscheinen sollte, so muß daran erinnert werden, daß man sich bemühen muß, solche Werke aus ihrer Zeit heraus zu verstehen. Dann wird jeder Einsichtige gern zugeben, daß diese Göpelbauten als Vorläufer unserer heutigen unendlich feindurchdachten und durchgebildeten Fördermaschinen doch unter den damaligen technischen Verhältnissen eine hohe Leistung gewesen sind, die unsere volle Achtung verdient. Es ist schwer zu bedauern, daß eine ganze Anzahl dieser Werke, die an anderen Bergorten unseres Gebirges standen, erst in jüngerer Zeit abgebrochen und verschwunden sind. Wir freuen uns aber nun um so mehr, daß wenigstens ein solcher Göpel, der Pferdegöpel der Neu-Leipziger Glück Fundgrube bei Johannegeorgenstadt, erhalten geblieben ist und erhalten bleiben soll. Und so grüßen wir zurück zu jenen werktüchtigen Männern des Bergmannsstandes, die diese Werke erfanden und schufen und die vielen von uns auch achtbare Ahnen sind.

Wer sah die Rune der Treue?

Millionen deutscher Volksgenossen haben Anfang Februar 1936 das rot oder grün geprägte Lederblättchen mit der seltsamen durchstrichenen Zickzacklinie gekauft und getragen, um ihre Hilfsbereitschaft zu beweisen. Von diesen Millionen hatte vorher wohl kaum einer dies germanische Schriftsymbol der Treue gekannt, geschweige denn eine wirkliche Urschrift davon zu Gesicht bekommen.

Die Erbstücke deutscher Vergangenheit sind sehr dünn gesät, und vor allen Dingen liegen urkundliche Überlieferungen aus germanischer Vorzeit außerordentlich spärlich vor. Von allen Mittelmeervölkern phönizischer, ägyptischer, jüdischer, griechischer und römischer Zunge besitzen wir die tausendfältigere



**Uraltes Steinkreuz in der Sächsischen Schweiz
seitlich des Fußweges von der Bastei nach den Schwedenlöchern**

Hinterlassenschaft auf Papyrus, Stein, Bronze und anderen Schriftträgern, als von unseren eigenen Voreltern und ihrer hochgebildeten Führerkaste.

Aber doch läßt sich gerade die *R u n e d e r T r e u e* in Sachsen und besonders für Dresdner Wanderer auch in einem *a l t e n* Vorbild betrachten. Nicht in Geschichtssammlungen oder Museen, sondern fernab vom Lärm der Städte und vom großen Strom durchlaufender Bahnen und Straßen steht sie in der Sächsischen Schweiz seitlich des Fußweges von der Bastei nach den Schwedenlöchern einsam im Nadelwald deutlich eingehauen an einem uralten verwitterten Steinkreuz. (S. Abbildung.)

Dr. Kfl.

Vom Uhu im Elbsandsteingebirge

Don Karl Lohwasser, Daubitz

Als im Jahre 1929 der Landesverein Sächsischer Heimatschutz, anlässlich des dritten deutschen Naturschutztages in Dresden eine Sonderveröffentlichung über seine vielseitigen Tätigkeitsgebiete herausgab, konnte bereits über das Vorkommen des Uhus im Elbsandsteingebirge berichtet werden.

Damals war in diesem ausgedehnten und für den Uhu geradezu geschaffenen Wald- und Felsengebirge mit sicheren Horstgelegenheiten ein Uhu-pärchen und dessen Horst sichergestellt worden und zwar im Frühjahr 1928. Schon in den vorhergehenden Jahren war in jener Waldgegend der Uhuruf häufig vernommen worden und auch das eigentümliche Pfeifen der Junguhus. Die Jungen zeigen dadurch nach dem Ausfliegen den Altvögeln ihre Schlupfwinkel an, damit sie mit Futter versorgt werden können.

In jenem Berichte wurde der Wunsch und die Hoffnung ausgesprochen, daß das Elbsandsteingebirge dem Uhu eine bleibende Heimstätte werden möge! Mit freudigem Stolze kann der Landesverein Sächsischer Heimatschutz heute auf die Erfüllung dieses Wunsches hinweisen; denn seiner nimmermüden, zielbewußten Tätigkeit ist es in erster Linie zu danken, daß der Uhu allgemein an Boden gewonnen hat!

Die Beobachtungen an dem oben erwähnten Horste ergaben folgende Tatsachen. Im Jahre 1928 sind zwei Junguhus ausgeflogen; im folgenden Jahre war der Horstplatz unbewohnt. Im Jahre 1930 wurden drei Junge ausgebrütet, aber nur zwei hochgezogen; der befiederte Balg des dritten, bereits gut ausgefärbten Jungen, lag seitwärts unter einer überhängenden Wand des Horstfelsens. Im Jahre 1931 sind wieder zwei Junge ausgeflogen; ich habe in diesem Jahre nur einen Junguhu gesehen, aber der beobachtende Heger hatte zwei festgestellt. Seine Angabe ist bestimmt richtig, da sein Dienst eine häufigere und längere Beobachtung gestattete.

Das Jahr 1932 brachte einen argen Trauerfall in unsere Uhusfamilie. In schönster Ordnung hatte am 20. März das Brutgeschäft begonnen. (Es sei erwähnt, daß dieser Horst aus etwa 150 Meter Entfernung eingesehen werden kann, ohne die Uhus auch nur im geringsten zu stören und ohne von ihnen bemerkt zu werden.) Aber am 16. April, also kurz vor dem zu erwartenden

Ausschlüpfen der Jungen, lagen zwei Eier verwaist im Horste. Die Hoffnung, daß der Brutvogel in ein oder zwei Stunden wieder auf den Eiern sitzen werde, erfüllte sich nicht. Der Horst blieb verlassen. Vermutlich ist der Altvogel bei einem Jagdausfluge von einem Schießer umgebracht worden; denn es war zur Zeit der Birkhahnbalz, zu welcher Zeit die Waldränder ja meistens mit „Jägern“ gespickt sind. Trotz eifriger Umfrage, auch bei Ausstopfern, ist aber über den Verbleib des verschwundenen Uhus nichts ruchbar geworden.

Schon im nächsten Jahre war der Horst aber wieder besiedelt und kam ein Junges hoch; das zweite lag am 18. Mai knapp unterm Horste in einer Felspalte. Wahrscheinlich ist es vom Horstrande abgestürzt. Im Mai dieses Jahres hat noch der acht Wochen später verstorbene Uhuwater — Forstmeister Curt Zoos aus Libach a. d. E. — den Horst besichtigt und sich daran erfreut; denn er hatte viele Uhuhorste gesehen, aber das brütende Weibchen zu sehen, war ihm noch nicht beschieden gewesen.

Aber im Jahre 1933 war die letzte Brut in diesem Horstplatze; seitdem wurde er nicht mehr bezogen. Wahrscheinlich ist er trotz strenger Geheimhaltung mit den Jahren doch bekannt geworden und vielleicht von Unberufenen heimgesucht worden.

Im Jahre 1934 wurde das Zischen zweier Jungen gehört, doch konnte der Horstplatz in diesem und den folgenden Jahren nicht aufgefunden werden. Insgesamt haben mit Bestimmtheit von diesem Platze aus bisher neun Junguhus ihre Laufbahn begonnen.

Wie schon im ersten Berichte angeführt, war mit einer sichtlichen Weiterverbreitung in allernächster Zeit nicht zu rechnen, da unser Nachtfreund erst im Alter von vier bis sechs Jahren fortpflanzungsfähig wird.

Aber bereits vom Jahre 1930 ab machte sich ein zweites Uhupaar im oberen Weißbachtale in der Gegend des Benediktensteines hart an der sächsischen Grenze bemerkbar; der Horst ist jedoch bis heute Geheimnis geblieben.

Soweit ich erfahren konnte, horstete der Uhu im sächsischen Teile des Gebirges zum ersten Male wieder im Jahre 1933.

Auf der böhmischen Seite des Gebirges wurde im Jahre 1936 ein weiterer Horstplatz im Paulinengrunde bei Rennersdorf aufgefunden, aus welchem zwei Junge ausgeflogen sind. Nach Gerüchten sollen bereits im vorhergehenden Jahre im Gersgraben bei Schemmel (unweit des Paulinengrundes) Uhus gehorstet haben, sollen aber gestört worden sein und haben die ungestaltliche Stätte verlassen.

Ferner sind Neusiedelungen des Uhus — nach häufigen Beobachtungen zu schließen — aus der Klamm des Kamnizbaches bei Herrnskretsch und aus den Felsen des Elbedurchbruches bei Tetschen bekannt geworden.

Mit freudiger Genugtuung kann daher festgestellt werden, daß im heurigen Jahre im Elbsandsteingebirge bereits mehrere Uhupaare gehorstet haben!

In Nordböhmen befinden sich noch weitere bewohnte Uhuhorstplätze — soweit sie mir bekannt wurden: Mehrere in der Daubaer Schweiz, dann am Berge Willhoscht, im Kummergebirge zwischen Hirschberg und Niemes, im

Elbetale am Ziegenberge bei Wesseln, bei Birnai, am Hradek bei Tzernošek, in der Schakelener Schlucht bei Lichtowiß, dann im Mittelgebirge am Donnersberge, am Radelsteine und schließlich auf den bekannten Bergen bei Bilin, am Borschen, Schladnigerberg und Sellnißer Berg.

Auch aus den übrigen Teilen des Landes hört man allgemein von der Vermehrung des Uhus und es werden auch schon Stimmen laut, welche auf den Schaden der Uhus für die Niederjagd hinweisen. Einer vernünftigen Regelung des Standes wird sich niemand widersetzen, falls sie berechtigt ist und nicht ein Ausrottungskrieg entfacht werden soll.

Es ist zutreffend, daß der Uhu nach menschlichen Begriffen manchen Schaden anrichtet, wenn er z. B. allzusehr in den Bestand an Hasen, Fasanen usw. eingreift. Dieser Schaden wird dadurch erträglicher, daß er sich auf eine große Bodenfläche verteilt, denn das Jagdgebiet einer Uhusfamilie ist erfahrungsgemäß sehr ausgedehnt. Ferner ist die Nahrungsbeschaffung je nach den Horstgegenden verschieden; während die Uhus im Elbsandsteingebirge eine äußerst „gemischte Kost“ lieben — vom Rehkiß bis zum Frosche und von der Auerhenne bis zur Meise wurden fast alle vorkommenden Tiere in den Gewöllen festgestellt —, gab es im Rheinlande Horste, an denen man fast ausschließlich Reste von Ratten fand; in der Nähe von Seen und des Meeres bildet wieder geringwertiges Wassergeflügel die Hauptnahrung. Unter Umständen kann der Uhu selbst überwiegend „nützlich“ sein!

Es sei hier auch das Verhalten des Uhus zu Altrehen erwähnt. In allen diesbezüglichen Nachrichten aus den letzten Jahren und aus den verschiedensten Gegenden ist niemals die Rede davon, daß ein Uhu Altrehe schlägt. Nur eine mündliche Bestätigung kam mir zu, daß es in der Gegend von Lischniß — an der Moldau in der Nähe der St. Johann-Stromschnellen, etwa 20 Kilometer südlich von Prag — vor etwa 50 Jahren etwas ganz alltägliches gewesen sei, daß die Uhus Rehe schlügen.

Nun sind im Elbsandsteingebirge im Frühjahr 1928 in den Wiesen am Kirnschtbache und um die Hollstraße ungefähr zehn Rehe gefunden worden, denen das Haupt und ein Teil des Trägers (Kopf und Hals) fehlten; nur ein geringer Sechserbock hatte noch das Haupt. Alle diese Rehe wiesen Verletzungen von scharfen Krallen auf, die vom Oberteil des Trägers gegen den Rücken zu seltener wurden. Daß hier kein Adler, sondern ein Nachtraubvogel und zwar der Uhu der Täter war, ergibt sich aus folgender Beobachtung des zu jener Zeit im Hinterhermsdorfer Reviere in Stellung gewesenen Revierförsters R. Kirsten: Im Quasengrunde war wieder eine geschlagene Geiß gefunden worden, die unverändert liegen gelassen wurde. Am Abend setzte sich Kirsten in der Nähe in guter Deckung an, konnte aber nichts Auffälliges sehen oder hören, obwohl er bis zur völligen Dunkelheit ausharrte. In der Nacht regnete es ziemlich stark bis ungefähr drei Uhr. Am frühen Morgen, lange vor Büchsenlicht, war Kirsten wieder zur Stelle. Die Geiß lag unverändert am selben Platze. Als es ganz hell geworden war und Kirsten mit dem Glase die Gegend absuchte, sah er etwa 150 Meter weiter talab am Wegrande ein zweites Reh

liegen; ebenfalls eine Geiß, der auch Haupt und Träger fehlten. Der sandige Weg und der Regen in der Nacht ermöglichten eine ziemlich genaue Feststellung des Herganges. Die Geiß war nach dem Regen ganz vertraut äsend am Wegrande entlang gezogen, hatte plötzlich eine einzige, mäßige Flucht nach der Wegmitte gemacht, war dort niedergebroschen, hatte mit gestreckten Läufen geschlegelt und war jedenfalls rasch verendet. Im Sande fand sich eine kleine Schweißlache. Dann war die Geiß schräg bergab an den Wegrand gezerrt worden. Trotz genauer Suche konnte im Sande keine Spur und kein Zeichen des Täters gefunden werden; auch nicht auf der Schleppe. Vielleicht war das Fortzerren gar nicht beabsichtigt, sondern es erfolgte ruckartig beim Abtrennen des Trägers eine Abwärtsbewegung. Hierbei wurden etwa vorhandene Spuren des Täters von der nachschleifenden Geiß wieder verwischt. Bei der ersten Geiß war ein Abspüren wegen Graswuchs nicht möglich. Die Tat war jedenfalls kurz vor dem Eintreffen Kirstens geschehen. Ein Adler — auf den vielfach bei den hauptlosen Rehen geraten wurde — kommt da nicht in Frage, sondern nur ein starker Nachtvogel, und das kann nur der hier bodenständige Uhu sein. Jeder andere Angreifer, wie Fuchs oder Hund hätte im nassen Sande neben der Geiß Spuren hinterlassen müssen.

In den folgenden Jahren sind zunächst nur einzelne Fälle geschlagener Rehe vorgekommen bzw. bekannt geworden; ein Fund im Jahre 1932 an der Böhmerstraße, ungefähr zwei Kilometer südöstlich von den geschilderten Funden in Sachsen; einer im März 1934 auf der Roßmaarwiese unweit der Ischandstraße und einer im November 1934 im Hengstgrunde unweit des Schwarzen Tores.

Aber in den Monaten Oktober—November 1935 häuften sich die Funde der zweifellos vom Uhu geschlagenen Rehe in den Waldorten Ziegenrücken—Radewatsch bei Hinterdaubitz. Es wurden auf einer Waldfläche von etwa 120 Hektar fünf Rehe gefunden, stets auf Blößen und in jungen Aufforstungen, alle mit den jeden Zweifel ausschließenden Rißspuren an Haupt und Träger. Eine ganz frisch gefundene, noch warme Geiß wurde von Herrn Dr. Meise, Dresden, untersucht und hat derselbe hierüber in den „Ornithologischen Monatsheften“ 2/1936 unter Beigabe trefflicher Bilder eingehend berichtet.

Auffallend sind die großen Zeitspannen zwischen den „Taten“ und besonders der Umstand, daß der Uhu in den letzten Jahren nichts von den Rehen kröpft und auch das Haupt nicht abtrennte. Es handelt sich jedenfalls um einen einzelnen, entarteten Uhu, der nur aus reiner Mordlust Rehe schlägt. Vielleicht um einen aus der Gefangenschaft entwichenen Hüttenauf? Und für das Treiben dieses Übeltäters kann man nicht das ganze stolze Uhugeschlecht verantwortlich machen!

Freuen wir uns vielmehr mit allen Freunden der Natur — und das sind doch alle Menschen deutschen Stammes — daß es gelungen ist, dem nächtlichen Urvogel in unserer schönen Heimat zu erhalten und weiter zu verbreiten und statten wir dem Landesverein Sächsischer Heimatschutz unseren Dank ab für Schutz und Schirm des Uhus, indem jeder Einzelne die edlen und selbstlosen Bestrebungen des Heimatschutzes nach Kräften fördert! Heil!

Neues vom Uhu in der Sächs. Schweiz

Don Rob. März

Forstmeister Lohwasser, Daubitz, dessen Name mit der Frage der Uhuschutzmaßnahmen und deren glücklichen Erfolgen auf das innigste verknüpft ist, berichtete im vorangegangenen vom Uhu jenseits der Grenze. Es möge mir an dieser Stelle vergönnt sein, einige Daten aus den letzten Jahren zu bringen, da sich diese Großeule wieder auf sächsischem Gebiet Heimatrechte erwarb.

Wohl rechneten die sächsischen Ornithologen, Heimat- und Naturschützer auf eine baldige Neubesetzung von Böhmen her; doch vorerst war davon nichts zu spüren. Die erste Gewißheit brachte der 25. Juni 1933. In einer schwer zugänglichen Wand fand ich ein Gelege von drei Eiern. Es stellte sich bald heraus, daß dieser Brutversuch mißglückt war: die Eier waren erkaltet und verlassen. Schuld daran hatte wohl das kalte, regnerische Frühjahr. Witterungsunbilden, Witterungseinflüsse mögen oft verursachen, daß das Gelege verlassen wird, wie mir dies auf meiner Älandsfahrt 1935 so recht klar wurde, wo von elf Uhuplätzen nur zwei besetzt gewesen waren und Junge aufgezogen wurden. Dort werden die Uhus im allgemeinen wenig beunruhigt, und doch war nur eine geringe Anzahl Uhus infolge des rauhen Frühjahrs-Wetters erbrütet worden. Auch an dem Brutorte in der Sächsischen Schweiz waren keine Anzeichen einer Störung von menschlicher oder tierischer Seite her zu bemerken.

Im Jahre 1934 war an diesem Platze alles in guter Ordnung. Die drei Jungen kamen gut aus. Die Brut fand in derselben Wand statt, aber in einer andern, besser geschützten Höhlung. Das Jahr darauf erfolgte keine Brut; der Uhu war aber anwesend. Der auserkorene Horst wurde 1936 wieder besetzt. Von den zwei Jungen verließ eins das Nest; von dem anderen wehte es Ende Juni die Federn herunter — es war aufgefressen worden. Das graue Etwas, das man mit dem Glase inmitten der Höhlung sah und das mir schon lange Zeit zu denken gab, war der klägliche Überrest des Jungen, das ich die ganze Zeit vergeblich gesucht hatte.

Der 6. Juni 1936 brachte mir eine wichtige Entdeckung: den zweiten Uhuplatz! Zwei Junge flogen später hier aus.

Die Orte verschweige ich aus gewichtigen Gründen; sie sind jedoch den autorisierten Stellen angegeben worden.

Der Naturschutz hat einen prächtigen Erfolg davongetragen: Der Uhu hat bei uns eine neue Heimstatt gefunden. Es soll nicht meine Aufgabe sein, vom gefühlsmäßigen Standpunkt aus der berechtigten Freude aller Heimatfreunde Ausdruck zu geben. Im folgenden will ich aufzeigen, welche wertvollen wissenschaftlichen und biologischen Erkenntnisse uns der Uhu, der wieder als Glied in den Kreis der heimischen Tierwelt eingereiht ist, zu geben vermag. Zu dem Kapitel „Eingriffe in die Umwelt“ gaben mir meine Uhubekanntschaften beachtenswerte Ergänzungen, insbesondere in der eigenartigen Stellung zu den andern Raubvögeln, vor allem zu den Eulen. Das uralte, harte Grundgesetz

der Natur: fressen und gefressen werden! Lesen wir in großen Lettern. — Forstmeister Lohwasser erwähnte schon kurz, daß die Speisekarte des Uhu „eine äußerst gemischte Kost in unserer Gegend“ aufweist. Dazu einige Ausführungen:

Unweit einer Wanderfalkenwand machte ich einen interessanten Fund: die Rumpfung eines jungen Wanderfalken, dabei der abgerissene Kopf — also die typische Uhubearbeitung. An den Fraßplätzen des Uhu las ich die Federn von weiteren zwei Jungen zusammen. Da mich der Fall sehr interessierte, besuchte ich noch die Wanderfalkenwand. Als *corpus delicti* lag im Heidekraut am Fuße des Felsens eine Uhufeder. Es handelte sich hier unzweifelhaft um einen Horstüberfall. — 1936 gesellen sich zu den geschlagenen Falken zwei weitere Stück, ein alter und ein junger. Das sind auf kleinem Gebiet insgesamt fünf Falken. Das sind jedoch nur die Fälle, wo die Beweisstücke gefunden wurden. Für die Kreise, die über den Wanderfalk Klage führen, möchte dieses Ergebnis eine Beruhigung bedeuten. Ein Abschluß der edlen Falken erübrigt sich; die Dezimierung besorgt der Uhu.

Im Böhmischem Mittelgebirge berichtete mir 1933 ein Heger beiläufig, daß er sich für den Abschluß drei fast flügge Habichte vorgemerkt habe. Seit einigen Tagen vermisse er sie; er könne sich nicht denken, wo sie hingeraten wären. Alle drei Junge konnten am nächsten Tage in der Umgebung des nahen Uhuhorstes zusammengelesen werden.

Zur weiteren Illustrierung des Punktes, wie sich der Uhu unter seinesgleichen benimmt, bringe ich einen Ausschnitt aus der Gesamtliste des Sachsenuhus (vom 25. Juni 1933 bis 8. August 1935); drei Wanderfalken juv., zwei Turmfalken, ein Baumfalk, drei Waldohreulen, eine Sumpfohreule, sieben Waldkäuze und ein Steinkauz. Von insgesamt 246 Beutetieren also 18 Raubvögel, etwa sieben Prozent der Gesamtbeute. — Auf der nächsten Zusammenstellung steigert sich der Prozentsatz sogar auf rund 13 Prozent. Unter 87 Beutetieren, die an vier böhmischen Horsten aufgelesen wurden, ergaben sich: drei Habichte juv., zwei Bussarde, drei Waldohreulen, eine Sumpfohreule, ein Waldkauz und ein Rauhfußkauz. (Nennenswert ist der Parallelfall von der Sumpfohreule. Die gefressenen Sumpfohreulen sind selbstverständlich nicht ortsansässig gewesen; sondern es hat sie ihr Schicksal auf dem Frühjahrszuge ereilt. — Recht wertvoll war der Nachweis des seltenen Rauhfußkauzes. Es fehlt noch, daß unsere größte Eule eines Tages neu das Vorkommen des heimlichen Sperlingskauzes bestätigt, wie dies ein Uhu im Heuscheuergebirge (Schlesien) tat.

Diese kurzen Angaben möchten genügen. Es wird nicht notwendig sein, daß obige Hinweise durch die Ergebnisse von 1936 vervollständigt werden. Wir erkennen, wie der Uhu auf seine Weise tätig ist, das natürliche Gleichgewicht zu erhalten und einer Überhandnahme gewisser Tierarten entgegentritt. Es war mir oft ganz eigen zumute: um jeden Raubvogelhorst, den ich erkundet hatte, und der sich im Uhurevier befand, mußte ich Sorge tragen. Noch schrie der Baumfalk hell, wenn er dem Weibchen die Beute zum Nest brachte, das in

den hohen Kiefern oberhalb der Felswand saß; einige Tage später wirbelten seine Federn vom Rande der Uhuhöhle herunter. Aber die Sperber in der Tiefe der waldigen Schlucht hatten mehr Glück; sie kamen unangefochten davon. „Mit einem nassen und einem trockenen Auge sehen wir Naturschützer dies uns an“, sagt dazu einmal Schirrmacher, der in Norddeutschland mit dem Uhu ähnliches erlebte.

Außer den feindlichen scheinen auch freundnachbarliche Beziehungen zu bestehen. Der Fuchs hat Unterkunft in der Uhuwand bezogen. Dies zu beobachten, bot mir der Nachmittag des 20. Juni 1936 gute Gelegenheit. Im warmen Strahl der Sonne hielt der „Rote“ sein Schläschen; später verschwand er in seinem Bau. Leider kann ich nicht sagen, ob sich der Fuchs erst einfand, als sich der Uhu eingerichtet hatte, oder ob Reinecke bereits vorher ansässig war. Wie dem auch sei, es lohnt sich jedenfalls, die Felsleisten und -absätze nach Mahlzeitresten des Uhus abzusuchen! Etwas findet der Fuchs immer dabei.

Den Schlußworten Lohwassers schließe ich mich an. Für den Schutz des Uhu einzutreten, mögen meine Zeilen ein Beitrag sein. Sie sollten aufzeigen, wie die Erhaltung einer Tierart eine Fundgrube wichtiger biologischer Erkenntnisse werden kann.

Zürnersche Postmeilensäule in Radiumbad Brambach

Von E. Stübiger, Radiumbad Brambach

Mit Aufnahme des Heimatschutzes

In den Sommerferien ließ mir Lehrer W. Böhme die Mitteilung zukommen, daß beim hiesigen Spritzenhaus ein Stein mit einer Jahreszahl liegt. Da es sich um das Jahr 1725 handelte, vermutete ich den Fund einer Postmeilensäule, was auch durch die erfolgte Besichtigung bestätigt wurde, bei der ich einen Zürnerschen Viertelmeilenstein erkannte. Diese wurde bei den Erdarbeiten der hiesigen Wasserleitung und Kanalisierung in der Nähe des heutigen Rathauses gefunden. Auch der Sockel ist dabei mit freigelegt worden, in dem die Löcher zum Anbringen der Eisenklammern, die diesen mit der darauffstehenden Säule verbanden, noch gut zu erkennen sind. Die Säule ist genau nach den erlassenen kurfürstlichen Bestimmungen angefertigt und zeigt auf beiden Schaufseiten den Namenszug AR (Augustus rex), die Jahreszahl 1725, darunter das Posthorn und an einer Schmalseite ist die Reihennummer 81 eingemeißelt. Der Stein wurde wieder aufgerichtet und steht heute neben dem Marktbrunnen am Adolf-Hitler-Platz.

Da Brambach nicht an der alten kursächsischen Poststraße lag, ist der frühere Standort der Säule ein anderer gewesen. Die ehemalige Poststraße kam von Adorf und führte über Sandwüst an der Schwedenschanze vorbei nach dem hochgelegenen Rohrbach hinein ins Egerland nach Fleißen, Wildstein, Franzensbrunn, wie damals Franzensbad hieß, nach Eger und traf hier mit der von Adorf über Bad Elster, Asch führenden anderen Poststraße zu-



Die Postmeilensäule in Radiumbad Brambach

sammen. Es kommt also als ursprünglicher Standort unseres Viertelmeilensteines nur die Nachbargemeinde Rohrbach in Betracht.

Diese Vermutung wurde mir auch bestätigt durch Herrn Oberförster i. R. Th. Engelhardt, den ehemaligen Verwalter des Rohrbacher Reviers. Er kennt die Säule aus den Jahren von etwa 1864—1867 noch, wo sie an ihrem alten Standort war. Die Grundstücke um diesen gehörten zu dem jetzigen Höferschen Hof, der einstmals im Besiz eines Roth war. Dieser Hof ging durch Erbschaft an die Winkelbauern Roth und Geipel über und wurde von diesen von Brambach aus bewirtschaftet. Es ist anzunehmen, daß die Säule vielleicht bei der Feldbestellung oder beim Befahren der Grundstücke ein Hindernis bildete und darum ausgegraben wurde. Sie wurde dann jedenfalls gelegentlich mit aufgeladen und kam so herein nach Brambach, um nach 210 Jahren wiederum aufgerichtet zu werden als Denkmal aus der Geschichte unserer Heimat und unseres engeren Vaterlandes.

Da die Brambacher Säule dieselbe Jahreszahl wie eine in einem Markneukirchner Garten stehende Halbmeilensäule trägt, kann man mit Recht annehmen, daß Zürner unsern Viertelmeilenstein im Rahmen der in Markneukirchen durchgeführten Arbeiten errichtete. Wie der Chronist der Musikstadt, E. Wild, in der Geschichte von Markneukirchen Stadt und Kirchspiel an Hand von Akten aus dem Hauptstaatsarchiv belegt, ist Zürner am 26. Januar 1725 dort angekommen, um über die Einrichtung von Postmeilensäulen zu verhandeln. Aus dem in dem genannten Werk abgedruckten Aktenstück über Zürnens Markneukirchner Tätigkeit erfahren wir auch, daß die Säulen aus Kapellenberggranit anzufertigen waren, der ja in nicht allzu großer Entfernung von den genannten Orten gebrochen wurde. An dieser bereits kurz gekennzeichneten Poststraße ist uns der Standort einer weiteren Säule aus jener Zeit bekannt, der uns durch eine heute noch lebendige Flurbezeichnung erhalten ist. Hinter dem Dorf Landwüßt führt die alte Poststraße auf der Höhe hin und bietet reizvolle Ausblicke in das Vogtland und Egerland. Bald kommen wir in die Nähe der Schwedenschanze, in deren Nähe ein Flurstück den Namen „bei der Stundensäule“ führt. Jedenfalls haben wir hier zweifellos den Standort eines Postzeichens vergangener Tage vor uns. Man soll sich hier aber besonders bei Nacht nicht zulange aufhalten, um nicht mit bösen Geistern und allerlei Spuk Bekanntschaft zu machen, von dem uns die Sage erzählt. Nach dieser liegt unter der Säule ein riesiger, eiserner Kasten vergraben, ganz mit harten Goldstücken angefüllt, und ein böser Geist bewacht ihn. Nur auf ein bestimmtes Zauberwort verläßt dieser seinen Platz. Auf dem Wege zur Hebung des Schazes darf man nicht sprechen und sich nicht umdrehen, denn die Geisterwelt versucht durch allerlei Spuk in den Lüften und im Geäst den Gräber dazu zu verführen. Die Hebung wird immer schwieriger, da dieser tiefer in der Erde versinkt. Die Sage weiß auch, wie der Schaz an diesen Ort kam. Im Schwedenkrieg kam nachts ein Reiter mit aufgebaußtem Mantel in das Dorf Landwüßt und begehrte einen Bauern zum Führer. Am Standort der Säule vergruben sie einen Sack Gold, den der

Reiter, ein schwedischer Offizier, unter seinem Mantel verborgen hatte. Für seine Mühe erhielt der Bauer 10 Dukaten. Kaum hat aber dieser dem Ort den Rücken gewendet, kommt ihm der Reiter nach und sticht ihn nieder, damit das Geheimnis nicht ausgebracht werden konnte. Auf den Offizier warteten im nahen Walde seine Kameraden, um das durch Raub und Plünderung erlangte Gold zu teilen. Als dieser aber leer ankommt, wurde er aufgehängt. Am nächsten Morgen fanden Leute den toten Bauern, der die Dukaten noch in seiner Tasche hatte. Da er diese früher nicht besessen hatte, hielt man ihn für einen Schatzgräber, der von den bösen Geistern umgebracht wurde.

Auch dieser neue Fund, der manchem belanglos genug erscheinen mag, legt uns immer wieder die Mahnung auf, wachen Auges das zu beobachten, was zufällig mit Haxe und Schaufel aus dem heimischen Boden gegraben wird, damit nicht kommende Geschlechter den Vorwurf erheben, wir waren schlechte Sachwalter mit den Zeugen heimischer Geschichte.

Die Straßenzeichen August des Starken

Von Dr. Kuhfahl, Dresden-A. 20

Mit Aufnahmen des Verfassers

Die offene Landstraße hat heute durch den Kraftwagen eine nie gesehene Belebung erfahren und damit einen großen Teil ihrer einstigen Länderverbindenden Bedeutung von der Eisenbahn zurückgewonnen.

Wenn wir uns jedoch um mehrere Jahrhunderte in die Zeiten zurückversetzen, die noch keinen planmäßigen Straßenbau kannten und alle Beschwernisse und Gefahren des Fernverkehrs in größter Teilnahmslosigkeit über sich ergehen ließen, so muten die energischen Maßnahmen Augusts des Starken um Ausbau und Vermessung des kursächsischen Poststraßennetzes, sowie um Schaffung geregelter Fuhrdienste als wahrhafte Großtat eines weit-schauenden Herrschergeistes an.

Ohne fremde Erfahrungen und ohne geschulte Helfer hatte er das Riesenwerk in Angriff genommen, und mit weit größerer Ausdauer als bei jeder anderen seiner zahlreichen Liebhabereien behielt er diesen gemeinnützigen Verkehrsgedanken bis zu seinem Lebensende im Auge. Da weder kartenmäßige noch statistische Unterlagen vorhanden waren und auch jede verständnisvolle Mitwirkung der kleinen Verwaltungsstellen in Dorf und Stadt versagten, so mußte die gesamte Organisation in jahrzehntelanger Kleinarbeit an Ort und Stelle besprochen und geschaffen werden. Die bekannte Vorliebe des Kurfürsten für repräsentable Prachtentfaltung gab ihm selbst bei dieser durchaus praktischen Verkehrsaufgabe nach mehrfacher Richtung Gelegenheit, seinen Schönheitssinn zu betätigen. Erstlich ließ er das Ergebnis der jahrzehntelangen kartographischen Arbeiten seines getreuen Landesgeometers Zürner in ledergebundenen Folianten des Atlas-Saxonicus Augusteus, der noch heute unter den Schätzen der Dresdner Landesbibliothek an erster Stelle steht, ge-

sammelt niederlegen und schuf damit die erste große Landkartensammlung überhaupt. Zweitens zeichnete er eigenhändig die vier künstlerischen Entwürfe der Postmeilensäulen, die den Beginn und den ganzen Verlauf der Poststraßen von Viertel- zu Viertelmeile bezeichnen sollten.

Mehrere Tausende von diesen hochragenden steinernen Kunstwerken mögen bis zum Jahr 1740 an den Vermessungsmarken Zürnens nach und nach aufgestellt worden sein, aber nur ein ganz geringer Bruchteil davon hat sich auf unsere Tage herübergerettet. Der staatliche Chausseebau nach 1830 und der Übergang zur internationalen Kilometermessung hat bei der Verständnislosigkeit jener Zeiten mit all den bescheidenen Kunstwerken der alten Straßen aufgeräumt.

Die letzten Reste jener kursächsischen Postmeilensäulen in- und außerhalb des heutigen Staatsgebiets von Sachsen hatte ich vor einigen Jahren in einem Heimatschutzbuch mit 98 Einzelstücken zusammengestellt und bereits in Hest 12 der Mitteilungen von 1930 einen kurzen Nachtrag veröffentlicht. (Vgl. auch Heimatschutz-Mitteilungen Bd. XI, 1922, Hest 4—6; Bd. XII, 1923, Hest 4—6. Verlag des Heimatschutzes, 126 Seiten Großoktav, 50 Abb., 2 Karten, geb. 6 RM.) Seitdem ist die weitere Zerstörung erfreulicherweise unterblieben, ja durch das Zusammenwirken von heimatkundigen Helfern und Behörden aller Art wurden sogar manch verborgene Reste aus jenen fürstlichen Glanzzeiten wieder gefunden; ferner hat für den Bau der Reichsautobahnen der Generaldirektor Dr. Todt den Schutz dieser kursächsischen Postzeichen, die sich noch heute vor den Toren Berlins und von der Oder bis weit hinein ins Thüringer Land finden, besonders zugesichert.

Während der letzten Jahre sind also unter Mitwirkung des Sächsischen Denkmalsamtes und des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz zahlreiche beschädigte Poststeine aller Art wieder hergestellt sowie aufgefundene Bruchstücke ergänzt und neu aufgerichtet worden.

Den großen wappengeschmückten Distanzsäulen begegnen wir in gesäuberter Gestalt und meist auch mit neuer Bemalung und Vergoldung in Altenberg, Bischofswerda, Elstra, Elterlein, Frauenstein, Frohburg, Glashütte, Mügeln, Neustadt und Bärenstein. Die Versetzung der letzteren hat im September 1934 Anlaß zu einer herra. Bischofswerda (Abb. 1), Elstra (Abb. 2), Elterlein, Frauenstein, Frohburg, Glashütte, Mügeln (Abb. 3), Neustadt und Bärenstein. Die Versetzung der letzteren hat im September 1934 Anlaß zu einer stimmungsvollen Marktfeier gegeben, bei der wieder mal eine vier-spännige gelbe Extrapost mit reitenden Postillionen ins kleine Erzgebirgsstädtchen einfuhr.

Die Stadt Bischofswerda verdankt den modellgetreuen Wiederaufbau der großen Wappensäule dem Opfersinn eines Bürgers, sowie den Bemühungen, die von der Dresdner Vereinigung der Freunde des Sächsischen Postwesens und ihrem Leiter auch anderwärts dankbar begrüßt worden sind.



Abb. 1. Distanzsäule von Bischofswerda



Abb. 2. Distanzsäule von Elstra



Abb. 3. Distanzsäule von Mügeln

Dagegen haben die geringen Bruchstücke, die in Mittweida, Roßwein, Lommaßsch und Schlettau von den Marktsäulen vorhanden waren, bisher keine Möglichkeit gegeben, um die 5 bis 6 Meter hohen alten Modelle völlig wieder aufzubauen. Außerhalb Sachsens wurden nun in ähnlicher Weise gleichfalls nur Teilstücke einer Distanzsäule im Senftenberger Heimatmuseum und der Rest einer zweiten Säule in Guben an der Achenbachbrücke gemeldet. Erfreulicherweise ist aber in Wahrenbrück die Distanzsäule von 1730, die hundert Jahre lang im Mühlwasser gelegen hatte, mit all ihren Einzelteilen geborgen und im Jahre 1929 an der neuen Elsterbrücke wieder in voller Größe aufgebaut worden.

Bei den drei kleinen Postmeilenzeichen an den Straßen ist mehrfach neben dem besseren Schuß auch ein Zuwachs zu verzeichnen. So wurden Bruchstücke des schlanken Meilenobelisken in Borna, in Burkhardtsdorf im Erzgebirge, in Erlau und Rochlitz gemeldet, sowie die umgestürzte Reisländer Säule neu aufgerichtet.

Von unbekanntem Halbmeilensäulen entdeckte man die Hauptteile in Bad Elster (Abb. 4) im Kirchweg, in einem Privatgarten zu Markneukirchen und in den Wäldern bei Ehrenfriedersdorf (Abb. 5). Die letztere wurde dank den Bemühungen des Forstmeisters von Götz und des Architekten Reinhard Kempe aus Oederan, der schon wiederholt den Retter solcher Altertümer gespielt hat, vor der Besenschänke an der Chemnitz-Annaberger Kunststraße in ergänzter Gestalt aufgestellt. Auch die bekannte Halbmeilensäule im Seithainer Lager erhielt einen neuen Sockel und Aufsatz, so daß sie jetzt ein vollständig modellgerechtes Bild bietet.

Neuen Viertelmeilplatten begegnet man in mehr oder weniger ergänzter Gestalt am Rathausplatz von Bad Brambach (Abb. 6), in Großbardau Grimma, in Heinersdorf bei Bad Lausick. Im Rittergutspark von bei Kötterisch (Abb. 7) an der Mulde, bei Kilometer 4,7 der Kunststraße Baußen—Kamenz in der Nähe von Kloster Marienstern (Abb. 8), in Unterneumark bei Zwickau, an der Straße Luckau—Groißsch, an der Schwarzwasserstraße Schwarzenberg—Johanngeorgenstadt, bei Lobrunn in der Nähe der Halde bei Zechenhaus, in Johanngeorgenstadt und zwischen Oederan und Falkenau, im Gehänge des Flöhatal. Dieses Stück wird von Architekt Kempe noch an der Staatsstraße aufgestellt werden. Auf den bemerkenswertesten Fund von allen diesen Postzeichen stoßen wir aber schließlich in den großen Erzgebirgswäldern an der Kunststraße Marienberg—Reichenhain (Abb. 9), denn dort hat sich mitten im Fichtenbestand, etwa 90 Schritt westlich von Kilometer 106,4 ein Viertelmeilenzeichen aus Granit in unberührter Frische erhalten, so daß er uns nicht nur im photographischen Bild, sondern auch in Wirklichkeit so neu und unberührt entgegentritt, wie die mehr oder weniger ausgebefferten Steine an anderen Orten.

Neben den staatlichen und städtischen Aktenbündeln, die sich im 18. Jahrhundert mit der Aufstellung und Ausstattung der kursächsischen Postsäulen befaßten, helfen natürlich auch alte Pläne und Stadtbilder das einstige Bild



Abb. 4. Halbmeilensäule in Bad Elster



Abb. 5. Halbmeilensäule vor der Besenstänke bei Ehrenfriedersdorf



Abb. 6. Viertelmeilstein von Radiumbad Brambach



Abb. 7. Diertelmeilstein von Kötterichsdorf



Abb. 8. Viertelmeilstein bei Kloster Marienstern



Abb. 9. Viertelmeilstein bei Reichenhain

der gesamten Anlage vervollständigen. Von vielen Seiten bin ich liebenswürdigerweise auf solche Handzeichnungen, Kupferstiche oder Ölbilder aufmerksam gemacht worden, doch verbietet sich hier leider deren Einzelaufzählung.

Mit all den neuentdeckten oder wiederergänzten Steinen, die jetzt nachweislich in der Landschaft stehen, hat sich die Zahl der augustäischen Postzeichen um etwa zwei Duzend vermehrt, so daß sie den eiligen Fahrer von heute in mehr als hundert sächsischen Orten an den geruhssameren Verkehr der alten guten Zeit erinnern.

Friedreich Ischepank zum Gedächtnis

20. Mai 1895 bis 4. Januar 1936

Don M o r i z P r e t s c h

Mit Ausnahmen des Verfassers

Wenn die Märzbecher den Frühling einläuten, ist das obere Polenztal von froh gestimmter, das Blütenwunder bestaunender Menge überströmt. Wenn die Berggannen in Hohnstein das große Sportereignis verheißen, dröhnen und knattern Autos und Motorräder beängstigend auf der gewundenen Talstraße. Im übrigen Jahre aber ist zumeist Frieden gebreitet über dieser Landschaft, die den Naturfreund ebenso anzieht, wie den Erdkundler. Er findet in diesem Grenzgebiet des Sausitzer Granits und des Elbsandsteins ein reizvolles Lehrbeispiel für das Zusammentreffen zweier grundverschiedener Landschaftsformen.

Doch nur ganz wenige wissen davon, daß ein feinsinniger Dichter hier seine Seelenheimat gefunden hatte: Friedreich Ischepank.

In den Ostertagen 1933 stand ich mit ihm über der Bergwand, die gegenüber dem „Langen Horn“ ins Polenztal hinabstürzt. Die Mittagssonne brannte fast sommerlich. Licht glänzte auf den feinen, rotbraunen Ruten der Birken. Aus der Tiefe scholl das Rauschen des Flusses. Geschwisterlich folgte die einsame, weiße Straße seinen Windungen. Der graue Wiesengrund war hier und da von frischem Grün überlaufen. Die Mühle träumte. Die Hänge aber standen noch in winterlicher, ernster Nachdenklichkeit. Vielleicht umdüsterten sie die gleichen Sorgen, die des Dichters Herz mit Qual erfüllten. Er hatte mich an diese Stelle herangeführt, um mir „seines“ Tales feierliche Unberührtheit noch einmal zu weisen. Denn bedenkliche Eingriffe standen der Landschaft bevor. Verkehrstechnische Gründe erzwangen die Ausrichtung von Fluß und Straße, sowie deren Verbreiterung. Wovor dem Freunde immer gebangt hatte, was ihn in Angstträumen emporschrecken ließ: die Zerstörung des Tales durch Naturgewalten, sie sollte jetzt mit vorsätzlichem Bedacht durch Menschenhände Wirklichkeit werden. Was halfen alle Vernunftgründe gegen das Grauen, das die Seele des Künstlers erfüllte. Aber nicht die Selbstsucht des Einzelgängers fand in seinen beweglichen Klagen Ausdruck, es war der Wehlaut der bedrohten Landschaft selbst, der aus ihm ergreifend sprach: Sie hatte



Abb. 1. Die Ruffig-Mühle



Abb. 2. Die Russig-Mühle

ihn einst mit geheimnisvollen Kräften angezogen, daß er in ihr Zuflucht fände, Heimat für seiner Seele Heimatlosigkeit. Daß er Mund werde, zu singen und zu sagen von ihrer herben Schönheit.

In Kindes Träume drang dein Ruf
zu Schau voll Stille und Beglücken,
o reine Gipfelstunden, Brücken
ins Licht, die deine Güte schuf.

Und deinen Kräften zugewandt
im Schweigen einsamer Versenkung
empfing ich deine tiefste Schenkung,
wardst du mir inneres, heil'ges Land. F. 3.

Es sind die Widmungsverse seines Buches „Das Rufende Land“). Darin bekennt er, was ihm diese Landschaft geworden ist. Er hatte aber auch die große Gabe, in sie hinein zu horchen, jeden, auch den letzten verborgenen Klang in dienender Demut in sich aufzunehmen. Auf seinen Gängen, die ihn auf dämmerigen Hangpfaden an den Talwänden entlang führten, die ihn emporhoben auf die Höhen, wo der Blick über Äcker, Dörfer und die kühnen Formen des nahen Gebirges gleitet, wurde er der feinsten Abstufungen der Farben und Töne gewahr. Er wußte um den Wandel vom Tag zur Nacht, von sommerlicher Verschwendung zu winterlicher Versunkenheit, vom Iodernden Herbst zu herbem Dorf Frühling.

Tal im März

Tauwässer rieseln von der Seite,
hoch wälzt der Fluß die grüne Flut,
das Tal verströmt in Glanz und Weite,
die Felswand flammt in jäher Glut.

Ein Hauch schwebt blau vor leichten Wipfeln,
die steilen Tannen ragen klar,
im Himmel über allen Gipfeln
kreist hoch und stolz ein Falkenpaar. F. 3.

Der Landschaftsraum, der in des Dichters Leben und Werk einging, wird von ungeduldigen Füßen rasch durchschritten. Auch die Ruffig-Mühle, in der der Künstler auf Tage und Wochen jahraus, jahrein Zuflucht fand, bietet einem flüchtigen Auge nicht den Schimmer des ausdrücklich Romantischen. Es ist ein bescheiden freundliches Gehöft, Brot-, Sägemühle und schlichte Einkehrstätte zugleich. Friedrich Schepank aber war sie mehr. Sie war das „wartende Licht“, der mit der Entdeckung des Tales zugleich erfüllte Wunschtraum. Er drang in ihr stilles Leben und Weben ein und hob ihre kleinen Köstlichkeiten liebevoll

*) Das Rufende Land von Friedrich Schepank. Verlag Oskar Laube, Dresden. 204 Seiten. Preis: Leinen gebunden RM 5.—.



Abb. 3. Mühlgraben und Sägemühle der Ruffig-Mühle

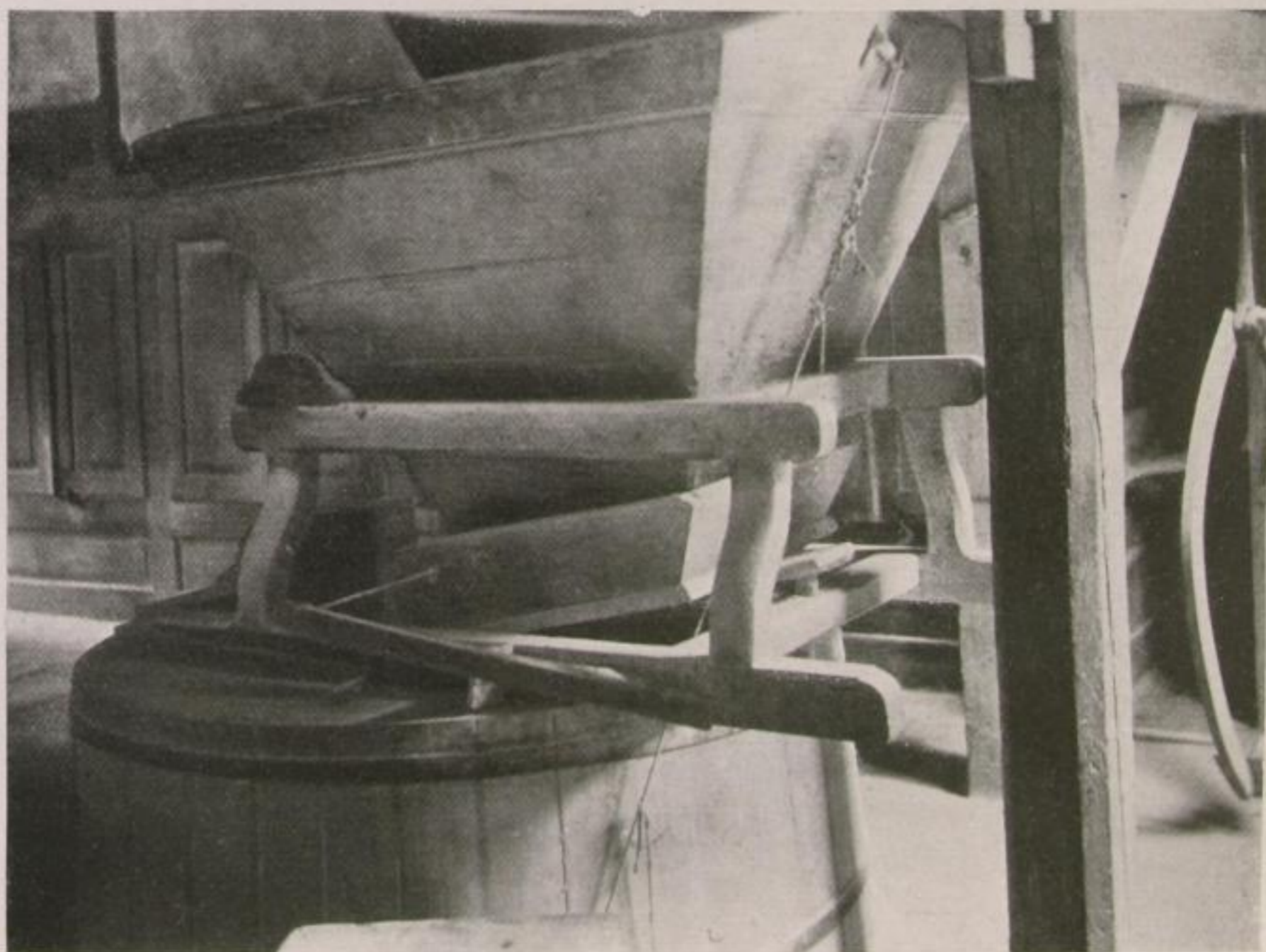


Abb. 4. Die Mahltrichter in der Ruffig-Mühle

heraus. Er empfand die sinnvollen Beziehungen zwischen dem Haus und seinen Insassen, zwischen Wohnen und Wirken, und ordnete sie ein in das Walten des Tales. Wie dieses ihn, je näher er seiner Vollendung kam, in tiefere Beziehung hineinverwob, so hob sich auch die Mühle immer mehr in die Ehrfurcht gebietende Größe des Gleichnishafsten:



Abb. 5. Die Heeslicht-Mühle im Polenztal

Die Mühle

Die Jahre kreisen um das Haus,
Die Mühle steht in Einsamkeit,
still rinnt das Korn, still rinnt die Zeit,
das Werk müht sich tagein, tagaus.

Und höher wächst ums Tal der Wald,
geheimer braust der Fluß zur Nacht,
hoch ragt des Berges dunkle Wacht,
müd wird der Müller, weiß und alt.

Manchmal klingt hell ein Glockenklang,
im Trichter sinkt die Körnerflut,
der Müller schüttet neues Gut,
das treue Werk rollt seinen Gang.

Still rinnt das Korn, still rinnt die Zeit,
die Jahre kreisen um das Haus,
die Mühle mahlt tagein, tagaus
und braust im Ton der Ewigkeit.

F. 3.

Früh vollendet ward des Dichters Leben. Im Rückschauen sieht man mit Ergriffenheit, wie es mit innerer Notwendigkeit eine Befangenheit nach der anderen, manchmal unter schweren Bedrängnissen, abwirft, um einzumünden in eine uns Zeitgenossen fast unbegreifliche Verklärung. „Sein Tal“ schenkte ihm die Kräfte solchen Wachsens, lohnend die Heimattreue, die aller Fernensehnsucht widerstand. Was ihm die Landschaft offenbarte, gestaltete er mit unendlichem Fleiß. Immer aber ist die edle Form seiner Dichtung nur Gefäß für sein reines Sinnen und Sehnen nach Vollendung.

Heimweg

Gebirge, das mich hoch umkreist,
du Berg voll Schweigen, dunkler Ruh,
Waldgipfel, der gen Abend weist —
Ich schreite meiner Heimat zu.

Tief liegt das Haus in Herbst und Tal,
o hohe Uhr, du dunkler Spind,
o Duft und Güte, stilles Mahl
und sanfter Laut von Tier und Kind!

Du Leben, das mich rein umkreist,
bist Botschaft, heilig stilles Du,
bist Hauch und Kraft aus ew'gem Geist
und trägst mich meiner Heimat zu.

F. 3.

Fest und Feier nach deutscher Art

Von Heimatfesten, Dorf- und Kameradschaftsabenden

Von Max Zeibig

Im inneren (kulturellen) Ausbau des Dritten Reiches haben zwei Einrichtungen überragende Bedeutung gewonnen: das Amt „Kraft durch Freude“ und die N. S. - K u l t u r g e m e i n d e. Über beiden steht wie ein goldener Leitstern der Gedanke an Volkstum und Heimat.

Das Amt „Kraft durch Freude“ sieht eines seiner Hauptziele darin, den schaffenden, minder oder kaum Bemittelten dadurch, daß es ihn Deutschland von den Bergen bis zu den Meeren in seinen reichen Schönheiten und in seiner tiefen Größe anschauen läßt, zu einer deutschen Weltanschauung zu führen. So wird der ärmste Sohn des Volkes aus gutem Grund heraus in Glück und Gefahr auch sein getreuester sein können.

Die Vertiefung dieser so im Wandern und Verweilen „erfahrenen“ Weltanschauung obliegt der NS.-Kulturgemeinde durch Veranstaltungen mancherlei Art in Musik- und Dichterabenden, Ausstellungen von Werken der Malerei und Plastik und kulturellen Vortragsabenden.

Es ist aber hier wie überall im Leben, daß der Mensch nicht warten soll bis ihm etwas gezeigt oder gegeben wird, sondern er soll, recht im Volk und seinem Denken und Fühlen verwurzelt, tätig sein, mitschaffen, mithelfen, mitgestalten; denn erst die tätige Teilnahme, die auf innerer Anteilnahme beruht, führt zu jener inneren Gemeinschaft, von der unser neues deutsches Leben und Erleben getragen sein soll. Volkstum und Heimat muß jedem echten Deutschen ein heiliger Begriff sein, unter dem er sein Leben in Arbeit und Freude stellt. Darum ist ein Jahrmarktbares Vogelwiesentreiben noch lange kein Volks- und Heimatfest im letzten Sinn und ein hier- und weinseliges Beisammensein im dicken Zigarrenqualm noch lange kein Kameradschaftsabend, wie ihn die neue Zeit verstanden haben will.

Heilig ist uns unsere Arbeit, wir stehen, wo wir wollen!

Heilig soll uns darum auch das Fest, die Feier und der Feierabend sein!

Das war unserem Volk einmal selbstverständlich, als es noch, so etwa vor 100 Jahren, einen reinen Agrarstaat ausfüllte, als der gesunden Landarbeit die stille, in Brauchtum und Sitte verwurzelte Landfreude entsprach. Und das war so vor mehr als 1000 Jahren, ehe die Brunnen unseres echten Volkstums von den Folgen einer allzu lateinischen Bildung verschüttet wurden, damals, als unsere Ahnen noch auf den Bergen zur Sommer Sonnenwende und zur Winter Sonnenwende ihre heiligen Feuer abbrannten.

Jene frühe Trennung unseres Volkes in Gebildete und Ungebildete (und die Ungebildeten nannte man Volk!) im Mittelalter und der Einbruch der Technik in der Mitte des vorigen Jahrhunderts haben viele volkstümliche Werte und Heiligtümer vernichtet, zerschlagen, zugedeckt oder als unbrauchbar beiseite gestellt. Will man also Volks- und Heimatfeste wieder im urdeutschen Sinne ausrichten, muß man in ernster Forscherarbeit danach fragen, was einmal war und was sich sinngemäß wieder in den Rhythmus der neuen Zeit eingliedern läßt.

Dem Landvolk — und all den Volksgenossen, die durch uralte Marktbeziehungen mit ihm verbunden sind — wird dabei der Kreislauf des Jahres Wegweiser sein. Verfolgt man ihn nur einigermaßen sinnend und betrachtend in den einzelnen deutschen Landschaften, so wird man allerdings von der Fülle des noch Vorhandenen überrascht sein.

In Dorf und Stadt wird das alte Jahr aus-, das neue eingeläutet. Die Kurrende geht um. Die Turmbläser ziehen nach ihrem Turmchoral von Haus zu Haus. Am 25. Januar feiert die Lausitz ihre „Vogelhochzeit“. In der Fastenzeit folgt das „Sampern“. Die Fastnacht entfaltet ein großes buntes Treiben. Am Sonntag Lätare wird der „Tod ausgetrieben“.

Reich sind dann die Osterbräuche, das „Osterwasserholen“, das „Beschütten“, das „Osterschießen“, das „Ostersingen“. Baußen und seine Umgebung sind berühmt durch das „Eierschieben“ und das „Osterreiten“. Am 30. April in der Walpurgisnacht, ist das „Hexenbrennen“ (auf dem Brocken der „Hexentanz“). Am 1. Mai wird der „Maibaum“ aufgestellt. Ihm gilt danach das „Maibaumwerfen“.

Eine stille Zeit folgt. Es ist die Zeit der großen Landarbeit. Einmal brennen die Feuer von den Bergen, die „Johannisfeuer“ zur Sommerjohanniswende. Uralter Glaube an heilkräftige siebenerlei Kräuter aus der Johannisnacht ist noch in unserem Volk lebendig. Heilig ist dann die Erntezeit. Fröhlich wird das „Anbinden“ geübt, von dem nur tapferes „Loskaufen“ errettet. Erntekrone und Erntekranz schwingen über dem „Erntefest“. Jetzt fallen schon die Schatten der kurzen Tage über Arbeit und Leben. Zur Kirmees wird ein Schwein geschlachtet. In manchen Gegenden geht man noch zum Spinnen, zum Federschleifen und sucht dabei dörfliche Geselligkeit mit Lied, Spiel und Tanz. In der Andreasnacht müssen Knecht und Magd beim „Bleigießen“ ihr Schicksal befragen. Und dann kommt die liebe deutsche Weihnachtszeit mit dem großen bunten Reichtum all der Herzwerte, die sich, landschaftlich zwar verschieden, überall aber doch voller inniger Gläubigkeit auf tun und in Kalendern, Kränzen, Krippen so hingebungsvoll darstellen, daß wir immer wieder erschüttert und wie Kinder staunend davorstehen.

Diese von diesen Festen werden ganz still und selbstverständlich begangen. Manche von ihnen sind öffentliche Angelegenheiten geworden und haben dabei an Natürlichkeit und Ursprünglichkeit eingebüßt. Andere wiederum werden reklamemäßig angepriesen und verkehrstechnisch ausgenützt. Sie müssen darunter leiden. Denn ein Volks- und Heimatfest ist nicht dazu da, irgendwelchem geschäftstüchtigen Unternehmer die Taschen mit Geld zu füllen, sondern das Herz und Gemüt zu bereichern. Es dient auch nicht dazu, um eine Menge zu unterhalten und zu zerstreuen, sondern es soll die Menschen (auch in ihrer Freude) sammeln. Es ist gewissermaßen die große Kraftzentrale neuer Lebensfreude.

Sagen wir nicht: Mutter Heimat!

Und wenn eben ein Heimatfest ist, dann ruft uns diese große, stille, gütige, ernste Mutter unser aller, daß wir wieder einmal ganz nahe an ihr Herz kommen. Die im Leben Zersprengten und Verstreuten, die Entheimateten und die Wurzellockeren, die, die der Erde und ihrem Segen so weit entfernt, fast verloren, die sollen wieder zum Herzen, zum Licht, zum Segen der Heimat kommen.

Ein bunter Jahrmarkt kann solche Heimat als seelischen Heimbesitz nicht geben. Aber wenn sich das Dorf oder die kleine Stadt festlich schmücken, wenn jedes Haus mit frischer Tünche, jeder Zaun mit neuem Anstrich, der gepflegte

Garten, grüne Ranken, Fahnen, fröhliche Transparente, offene Häuser und Herzen: Willkommen! sagen, dann ist das schon etwas.

Eine Morgenfeier mit Kindergesang und Festmusik im Grünen, vom Jubel der Singvögel und vom Licht des Himmels überströmt, eine Gedenk- stunde für die Gefallenen am Ehrenmal, ein Gang durch die Schule, über den Kirchhof, das Tal hinab, den Berg hinauf, ein Festzug, in dem das Dorf von Heute und Dorzeiten spricht, nachmittags eine Festversammlung mit Liedern und guten Worten, einem heimatlichen Spiel und ein Abschluß mit erheben- der Abendfeier: das sagt dann Heimat, so tief und schön, wie einst die Mutter zu uns sprach.

In der Lausitz feierte man vor etwa 10 Jahren ein Fest dieser Art in einer alten Schanze vom Morgen bis zum Abend. Es gab keine einzige Bude darin, und keine Wirtschaft. Wer etwas genießen wollte, ging die fünf Minuten ins Dorf. Da waren Wirtschaften, da standen vor allem aber die Häuser gastlich offen. Da wurde niemand abtrünnig, jeder kam zurück. Und als — der Mond war längst schon über den reisenden Feldern aufgegangen — die Kinder mit ihren Laternen hinter der Musik aus der Schanze ins Dorf zogen, folgten noch viele Hunderte von Erwachsenen und trugen ihr eigenes Kinder- herz dem Zuge hinterher.

Das Fest ist bis heute noch nicht vergessen.

Wie sagt die Dichterin?

„Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück.“

Wir haben Feste dieser Art noch viele im Volk. Wir rühmen unser Kamenzer Forstfest wie die Naumburger ihr Kirschfest und die Dinkelsbühler ihre Kinderzeche. Diese Feste sind groß durch ihre Tradition. Auf Tradition halten und Tradition schaffen ist gut, wenn man seinem Volkstum und seiner Heimat dienen will.

Mancherlei ersteht neu. In Schneeberg scheint K. A. Findeisen „Spiel vom getreuen Horemann“ das Herz der Heimat zu er- obern. Die Seiffener Christnachtmette hat manchem den Weg zur deutschen Heimat (als den zur innigstdeutschen Art) wiederfinden lassen. Und wo nur Menschen an ihr eigenes gutes Volksherz glauben, werden sie gemein- sam ihre Heimat in Fest und Feier finden. Dabei müssen die Jungen mit den Alten gehen; denn beide sind Hüter der Heimat. Die Alten aber müssen auch die Jungen mit ihren Fehlern und Vorzügen verstehen, damit es vor- wärts geht.

Solche verstehende Gemeinsamkeit suchen auch die Dorfabend e. Ehe- dem hatten sie im Lande ein ziemlich gleiches Gepräge. Sie waren nach der Arbeit die ganz natürlichen Feierabende, im Sommer auf dem Dorfanger, im Winter beim Spinnen, Federschleifen in der Stube oder auf der Tenne. „Zum Lichten gehen“ nannte man das mancherorts. Das Land war arm an Licht. Wo ein gutes Licht brannte, dort versammelte man sich (wie im

Erzgebirge zu den „H u ß ' n a b e n d e n“ und in der Lausitz in der „R o c k e n - s t u b e“). Da kam das elektrische Licht und zerstörte die gesellige Dorfgemeinschaft des Winterabends, weil jeder sein gutes Licht nun selbst hatte.

Man soll nun nicht jammern und klagen: Schade, daß das alles vorbei ist. Zunächst kann man ganz gut winterliche Dämmerstunden im Haus, im Hof behalten. Da erzählt sich's gut. Da singt sich's gut. Da sind die Märchengeister noch lebendig. Dann aber gibt es ein gutes Licht für alle die weiße Leinwand im Dorssaal, auf die der Lichtbildapparat (etwa deutsche Landschaften, Ludwig-Richter-Bilder u. v. a. m.) zaubert. Dazu liest, singt, erzählt man, und ein guter Dorfabend ist fertig. Auf diese Weise kann wohl auch der Kameradschaftsabend eines Betriebes innere Bedeutung erhalten. Das Dorfkino ist der nächste Fortschritt. Als Schmalfilmapparat ist es leicht zu behandeln, und der Kulturfilm, der das Denken und Fühlen des Menschen nun im deutschen Sinn erhebt, erweitert und bereichert, schafft jene seelische Vertiefung, die erstrebt werden muß, wenn wir nicht in platter Oberflächlichkeit versanden wollen.

Der alte Dorfanger ist meist zerstört. Der Sportplatz ist an seine Stelle getreten. Er ist der völkische Ertüchtigungsplan der Jungen und der Alten, der Dorfschauplatz unserer olympischen Freuden und Siege. Er ist Erfüllung dessen, was Friedrich Ludwig Jahn vor 125 Jahren auf der Hasenheide bei Berlin für sein deutsches Volk wollte. Und herzhast weisen wir auch die Landjugend auf diesen Plan zum freien Spiel der Kräfte.

Der Bürgermeister von Bretinig hat dazu allerdings noch ein Beispiel gegeben. Er hat seiner Gemeinde einen mustergültigen Sportplatz und ein wundervolles Schwimmbad geschenkt. Weil aber das Bürgermeisteramt in einen alten Rittergutshof gelegt wurde, so hat er den Hof zu einem Dorfanger umgestaltet, wo sich die Gemeinde nun zu ihren Volksfesten auf schönem Raum versammeln kann.

„Es kommt drauf an, daß Leib und Seele
Zur guten Stunde sich vermähle!“

Das Wort behält auch hier Gültigkeit. Auf diese rechte Vermählung des Ideellen mit dem Materiellen wollen wir Wert legen. Wir wollen beileibe keine Philister sein. Wir suchen die rechte Freundschaft in Freiheit und Freude. Freude ist uns aber nicht wieherndes Behagen, sondern tief aus der Seele strömendes Urgefühl, Ursprung und Quelle neuer Kraft. Nicht, daß wir im Überschwang einer fröhlichen Stunde Du zueinander sagen, sondern daß die schönen und großen Ereignisse uns mit dem brüderlichen „Du“ belegen, und daß wir dieses Du dann ohne Ernüchterung als etwas heiliges behalten, das ist der Sinn der echten und lebendigsten K a m e r a d s c h a f t, wie wir grauen Kämpfer sie im Felde erlebten und wie sie die braunen und schwarzen Kameraden untereinander fühlen. Darum sind die äußeren Formen eines Heimatfestes, eines Dorfabends und einer Kameradschaftsstunde nicht das Wichtigste,

sondern ihre Idee, die aus innerem Gehalt wachsende Gestalt. Einen Maßstab weiß ich, mit dem der Wert solcher Veranstaltungen gut zu messen ist: unsere Freude muß neben dem tiefsten Ernst sitzen können. Wo sich die beiden nicht vertragen, da ist irgend etwas nicht in Ordnung. Prüfen wir also, ob wir an jenem Tag und in jener Stunde, die uns festlich vereinen, ohne Beirung Mutter, Heimat, Deutschland, Gott sagen dürfen diese heiligsten Worte unserer Sprache, unseres Lebens und Strebens. Wenn wir uns dann nicht schämen müssen, dann sind wir auf dem rechten Wege, in Fest und Feier über Volkstum und Heimat zum neuen Deutschland im Dritten Reich zu kommen.

Les- und Vorbereitungsstoffe zur Veranstaltung von Festen und Feiern nach deutscher Art

1. Grundlegende Werke:

Feste und Spiele des deutschen Landvolkes von Kück-Sohnren, Deutsche Landbuchhandlung, Berlin.

Deutsche Feste und Volksbräuche von Dr. Eugen Fehrle, Natur- und Geisteswelt, Leipzig.
Dom deutschen Jahreslauf und Brauch von Hans Hähne, „Deutsche Volksheit“, Diederichs.

Die hallischen Jahreslauffspiele von Hans Hähne (ebenda).

Das Dorf entlang von Joseph Weigert, bei Herder, Freiburg.

Wegweiser der ländlichen Wohlfahrtsarbeit von Prof. Dr. h. c. Heinrich Sohnren, Deutsche Landbuchhandlung, Berlin.

Buntes Dorfleben von Ökonomierat Fr. Lembke, Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg.

Feste und Bräuche, herausgegeben von der Fichte-Gesellschaft, Verlag Guido Hackebell, Berlin.

2. Praktische Handreichungen:

Die Spielschar, amtliche Zeitschrift für Feier- und Freizeitgestaltung, herausgegeben vom Kulturamt der Reichsjugendführung der NSDAP.

Der Dorposten, Mitteilungsblatt der Gauleitung Sachsen der NSDAP., Gau Schulungsamt, Herausgeber Werner Studentkowsky.

Lobeda-Singebücher, Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg.

Volkstanzhefte, ebenda.

Volkstänze von Gertrud Meyer, Teubner, Leipzig.

Heidjers Tanzmusik, von Prof. E. Kück und E. Schönhagen.

Literatur zum Vorlesen von Dr. A. Krebs, Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg.

Gestaltete Freizeit von Friedrich Arndt, ebenda.

Deutsches Handwerkerspiel von Hans Steglich, Arwed Strauch, Leipzig.

Außerdem orientiere man sich bei Rudolf Mirbt über das Laienspiel für allgemeine deutsche Verhältnisse, während man sich für Sachsen an das Schaffen von K. A. Findeisen, Franziskus Nagler, Kurt Gerlach und Schuldirektor Uhlig, Lauter und an die im Vogtland, Erzgebirge und Saupitz gleich reiche Mundartdichtung halte. III. 3.

Von der Nachtschwalbe - dem Ziegenmelker

Von Paul Bernhardt, Dresden

Mit Naturaufnahmen des Verfassers

Gibt es wirklich einen Vogel bei uns, der nachts in die Ställe eindringt und den Ziegen die Milch aus dem Euter saugt? Nein. Dieses Märchen haben die Griechen und Römer aufgebracht, die wohl tüchtige Kunstkenner, Strategen und Philosophen, aber sehr schwache Naturkenner waren. Sie nannten unsere Nachtschwalbe Caprimulgus, d. h. Ziegenmelker. Leicht hätten sie sich von



Abb. 1. Das Weibchen der Nachtschwalbe schützt die Jungen

dem Unsinn der Bezeichnung überzeugen können, wenn sie den Vogel beobachtet hätten. Komme mit mir und lerne den eigenartigen Vogel unserer Heimat kennen.

Es ist schon weit im Mai. Wir wandern gegen Abend nach der großen Blöße an der Waldwiese. Es fängt schon an zu dämmern; alles um uns her ist in Grau gehüllt. In sanften Linien heben sich die Gipfel der Bäume vom Abendhimmel ab. Vor uns steigt vom Kahlschlag die Heidelerche auf, schwingt sich über den Wald und singt ihr weiches, klangschönes Lied. Ergriffen bleiben wir stehen und lauschen lange dem einschmeichelnden Gesang, bis auch dieser verstummt, als es anfängt, stark zu dunkeln. Tiefes Schweigen ist ringsum. Wir lassen uns auf dem großen Baumstumpf nieder und genießen die wohl-tuende Abendruhe. Da nimmt uns eine eigenartige Stimme gefangen. Vom

Waldrande drüben kommt ein dumpfes, lang anhaltendes Schnurren, aus Hebungen und Senkungen bestehend:

„errrrrrrr orrrrrrrrrrr orrrrrrrrrrr orrrrrrrrrrr orrrrrrrrrrr“.

Das kann doch kein Vogel sein. Vielleicht rufen Frösche oder Kröten, meint der Unkundige. Nein. Das Männchen der Nachtschwalbe, oder besser des Nachtschattens, ist erwacht und spinnt sein Lied. Wir gehen dem Schnurren nach. Kaum können wir die einzelnen Gegenstände vor uns unterscheiden, so dunkel ist es. Plötzlich verstummt das Spinnen. Wir scheinen



Abb. 2. Die Nachtschwalbe hebt den Kopf, vor der Brust ein Dunenjunges

ganz in der Nähe zu sein. Da geht auch schon zwei Meter vor uns von einem Baumstumpf ein kaum taubengroßer Vogel mit leisem „dack dack“ hoch; wir sehen ihn nur noch als Schatten. Ruhig und lautlos ist der Flug. Das ist die Nachtschwalbe. Gewandt umfliegt sie uns, kommt auf uns zu, klascht wie ein Tauber mit den Flügeln und fällt ganz dicht vor uns auf dem Wege ein. Neugierig ist der Vogel. Wie wir unsere Augen auch anstrengen, nichts Genaueres sehen wir. Vielleicht der dunkle Fleck dort auf dem Wege. Jetzt verstehen wir, warum die Nachtschwalbe eigentlich Nachtschatten heißen sollte. Der Vogel geht wieder hoch, wie von einem unsichtbaren Faden emporgezogen, fliegt dicht über unsere Köpfe hin, steigt in die Höhe und umschwebt in anmutigen Schwenkungen die Baumkronen. Jetzt jagt er auf große Käfer und Nachtschmetterlinge, die er im Fluge erhascht und hinunterwürgt. Sein Rachen ist



Abb. 3. Die Nachtschwalbe sitzt neben den beiden Jungen



Abb. 4. Die Nachtschwalbe schlägt zur Abwehr mit dem Flügel

für große Bissen eingerichtet. Das Fliegen ist ein abwechselndes leichtes Rudern und Schweben, oder ein schnelles Dahinschießen mit raschen Flügelschlägen. Als Schatten sehen wir das schöne Flugbild gegen den Abendhimmel, wenn der Vogel über der Waldwiese jagt. Man denkt zunächst an eine große Schwalbe oder einen kleinen Falken. Lange erfreuen wir uns an dem eigenartigen Gesellen. Bei Einbruch völliger Dunkelheit unterbricht die Nachtschwalbe die Jagd auf Insekten, um sie in der Morgendämmerung fortzusetzen. Wir begeben uns auf den Heimweg und freuen uns über das nächtliche Erlebnis im Walde.



Abb. 5. Die Nachtschwalbe in voller Abwehrstellung

Es ist einige Wochen später. Mitte Juli. Dem Förster ist die Nachtschwalbe am helllichten Tage fast vor dem Stiefel hochgegangen, als er durch die Waldblöße schritt. Er kennt den Vogel gut von seinen Abendgängen her. Gewundert hat er sich aber doch, daß da vor ihm zwei milchweiße, mit braunen Schnörkeleien versehene Eier auf dem nackten Boden liegen. Von einem Nest ist keine Spur. Er merkt sich den Fleck genau. Hier der große Wurzelstock ist leicht wiederzufinden. Um sicher zu gehen, knickt er noch einen Birkenzweig an. Tags darauf bin ich mit dem Förster unterwegs. Am Rande des Kahlschlages zeigt er mir den Wurzelstock, in dessen Nähe der Vogel brütet. Wir gehen zu Boden und kriechen auf allen Vieren die letzten 15 Meter vorwärts. Ich will mit der Leica eine Aufnahme machen. Noch drei Meter, und vor uns

ist der geknickte Birkenstengel. Gespannt heben wir die Köpfe. Mir gelingt trotz aller Mühe nicht, auf die kurze Entfernung, an dem großen Wurzelstock dort, eine Nachtschwalbe zu finden. Auch der Förster hat sie noch nicht. Jetzt gibt er mir ein Zeichen; sie ist gefunden. Ich muß meine Augen tüchtig anstrengen, um den Vogel zu erkennen, der kaum drei Meter vor uns ganz frei neben den Heidekrautstengeln liegt. So etwas von Anpassung! Blickt man nur einen Augenblick weg, schon macht das Finden wieder Schwierigkeiten. Ich mache eine Aufnahme, von der ich bestimmt weiß, daß sie nicht besonders wird.



Abb. 6. Die Nachtschwalbe in größter Erregung

Der Vogel ist zu schwer zu erkennen; er verschwindet fast im Gelände. Ich muß weiter heran. Da erwacht das Jagdfieber. Mit größter Vorsicht, jedes Geräusch vermeidend, krieche ich allein vor und komme bis auf einen Meter an die Nachtschwalbe heran. Ich hätte dies nicht für möglich gehalten. Ganz dicht vor mir, zum Greifen nahe, sitzt der Vogel mit geschlossenen Augen. Das stimmt aber nicht. Ganz wenig sind die Lieder geöffnet. Der Ziegenmelker sieht mich bestimmt, und trotzdem fliegt er nicht fort. Prächtig ist seine Färbung. Braune, graue und weiße Flecken und Kitzelungen, so fein verteilt, daß der Vogel wie ein Rindenstück aussieht. Mit dem Kopf liegt er dem Lichte zu, tief geduckt, so daß fast kein Zwischenraum zwischen dem Körper und dem Boden und demnach keine Schatten zu sehen sind. Die Tarnung durch Gestalt und Farbe ist vollendet. Ich mache die Aufnahme Nr. 1 unter

günstigen Bedingungen. Inzwischen ist auch der Förster herangekrochen und genießt voll Freude das schöne Bild vor uns. Wir werden dreister und nehmen Hockstellung ein. Der Vogel rührt sich nicht. Der Förster nähert sich ihm mit der Hand. Da öffnet er die Augen, hebt den Kopf und rückt etwas seitwärts. Jetzt wissen wir auch, warum er so lange aushält und nicht davonfliegt. Vor uns liegen zwei eben geschlüpfte Junge, graue Dunenbällchen, die noch schwerer zu finden sind als die Mutter (Bild 2 und 3). Der Trieb, die Jungen zu schützen, ist stärker als der Fluchttrieb. Als wir gar die Jungen berühren wollen, kommt die Nachtschwalbe außer sich. Sie schlägt mit dem Flügel nach dem Störenfried, erhebt beide Flügel und zeigt dabei in ganzer Schönheit ihre Zeichnung (Bild 4 und 5). In höchster Erregung aber nimmt sie die prächtige Schreckstellung auf Bild 6 ein. Man könnte beinahe vor dem großen rötlichen Rachen erschrecken, und das ist ja auch der Zweck. Jetzt glauben wir, daß unser Nachtschatten ganz hübsch große Brocken aufnehmen kann. Der Vogel vor uns ist das Weibchen, denn das Männchen hat große weiße Flügel- und Schwanzflecken.

Wir ziehen uns zurück. Der Vogel hudert schon wieder die Kleinen. Der Förster sagt noch: „Das war wirklich ein seltenes Weidmannsheil!“ Ich bin auch der Meinung.

Berggusts Heilige Nacht

Spiel um die erzgebirgische Weihnacht in drei Akten von Willy Hörning

Musik von Johannes Uibricht

Dritter Akt.

Gusts Stube am Weihnachtstag. Auf dem großen Tisch am Fenster ist der Weihnachtsberg aufgebaut.

Gust kommt herein, von seiner Mutter geführt, und setzt sich in einiger Entfernung dem Weihnachtsberg gegenüber in den Lehnstuhl, der mit Kissen ausgelegt ist.

Gust: Das erste Mal seit Kinderjahren, daß ich nicht in der Christmetten bin.

Mutter: Übers Jahr, Gust, gehst du wieder mit. Da bist du wieder gesund und brauchst nicht wie heute hierzusitzen.

Gust: Da sitz ich nicht wie heute da, hast recht, Mutter!

Die Kirchenglocken läuten die Mette aus.

Gust: Zünd die Lichter auf dem Berg an! Die Kirche ist aus, und die Kinder müssen bald da sein.

Die Mutter zündet nach und nach die Kerzen an und macht sich sonst am Berg zu schaffen.

Gust: Die Weihnacht ist doch das Allerschönste auf Erden. Das ist, als wenn alle Menschen enger zueinander rücken. Sie tragen alle ihr Herz in den Augen, und man kann tief hineinschaun. Und alle Wände, die die Wochen, Monde, Jahre aufgebaut, sind auf einmal durchsichtig wie aus Glas. Rückwärts kann ich schauen auf die grüne Wiese, wo der kleine Bub in seinen ersten Hosen die Blumen am Bachrand pflückt. Und dann seh ich ihn im kleinen Bette liegen, in der letzten Nacht vorm Weihnachtsfest, wo er gar nicht einschlafen kann und dann von den vielen

Lichtern träumt! — Weihnachten! Das ist, als wenn der Himmel auf die Welt gekommen wär. Ich glaube, im Himmel muß ewig Weihnacht sein!

Auf dem Kirchturm blasen die Musikanten in langen Tönen den Choral „Dom Himmel hoch da komm ich her“, der im Zimmer leise hörbar ist.

Gust (fährt aus den Kissen hoch und starrt entsetzt): Sterbchoral?! — Was soll das Totenlied an diesem Tag? Wen tragen sie zu Grab in dieser Stunde?

Mutter (eilt besorgt herzu und streicht ihm übers Haar): Das ist kein Grabgesang. Hörch nur, es ist das alte, liebe Lied „Dom Himmel hoch da komm ich her“, das die Spieldose in deinem alten Berg immer spielte, wenn der Engel herabflog.

Die Haustür wird geöffnet und wieder geschlossen. Der Choral ist in der kurzen Zeit deutlicher zu hören. Jetzt erklingt im Hausflur Annel's helle Stimme zu der Musik:

Euch ist ein Kindlein heut geboren
Von einer Jungfrau auserkorn;
Ein Kindelein, so zart und fein,
Das soll eur Freud und Wonne sein.

Gust (lehnt sich wieder zurück, matt lächelnd): Ja, jetzt hör ichs auch. (Spricht leise weiter): Es ist der Herr Christ, unser Gott; der will euch führen aus aller Not — — Die Weihnacht kommt zu jedem, auch zu mir.

Annel (tritt ein und geht leise auf Gust zu, seine Hand fassend): Der Pfarrer hat vom Weihnachtswunder in unsrer Heimat gepredigt, Gust. Wie ein Schnitzer in den Bergen der Heimat den Heiland schenkt. Da haben wir alle gewußt, wen er meint.

Draußen werden Kinderstimmen laut. Es stößt einigemal an die Haustür.

Gust (bäumt sich erregt auf): Das ist er! — Der schwarze Holzfäller — — Ich kenn den Schlag genau. — Jetzt noch nicht! — (Fällt erschöpft zurück.)

Annel: Das sind wieder die ungeduldigen Jungen! Die drängen und stoßen dabei an die Haustür. (Geht zur Tür.)

Schönherr (macht in dem Augenblick die Tür auf und schaut herein): Dürfen sie kommen?

Annel schüttelt leise den Kopf.

Gust (mit matter Stimme): Sie sollen kommen! — Gleich jetzt —.

Schönherr (geht hinaus und spricht): Kinder, leise, ganz leise! — Berggust ist sehr krank.

Annel (an der Tür): Kommt, es ist alles bereit!

Dielsfüßiges Trippeln ist zu hören; sie treten scheu ein, blicken ängstlich nach dem Kranken und wenden sich dem erleuchteten Weihnachtsberg zu. Schönherr geht mit ihnen und zeigt und erklärt leise. Man hört von dort ab und zu unterdrückte Ausrufe des Staunens und der Freude.

Über das Gesicht des Kranken huscht ein glückliches Lächeln.

Annel (zu Gusts Mutter): Ich will rasch mal heimspringen und nach dem rechten sehen; bin bald wieder da. (Ab.)

Gust (müde): Leb wohl, Annel!

Indem sie geht, kommt der Pfarrer herein und wendet sich zu dem Kranken und seiner Mutter.

Pfarrer: Da du diesmal nicht zur Kirche kommen konntest, lieber Freund, komm ich zu dir. Bringen kann ich dir nicht viel; denn die lebendige Weihnacht hast du schon. (Faßt Gusts Hand.)

Gust (schrickt auf): Faß mich nicht an! — Deine kalte Hand! — Kannst dus nicht erwarten —?!

Hinter dem Todkranken, im dunklen Winkel, erscheint in schwacher Beleuchtung der schwarze Holzfäller.

Gust (richtet sich auf und zeigt in der Richtung des Weihnachtsberges): Mutter! — Mutter, siehst du dort die Bergmänner herabkommen? Sieh dir doch den ersten an, da, den Obersteiger! Kennst du ihn? — Nicht? Das ist doch der gute Vater! — Jetzt, jetzt gehen sie auf die Erbrichter-Scheune zu! Weißt du, wer da drinnen ist? Mach nur mal das Tor auf! Langsam, ganz langsam! — (Er lächelt.) Dort sitzt die Maria mit dem Christkind, und der Joseph — — Maria! — Sing mal, Annel! Sing das Brunnenlied —. Nein, du hast ja nun ein kleines Kind. — Sing ein Wiegenlied, Annel! Ich hör dich so gern singen. — Weißt du noch, als du in der Erbrichter-Scheune vom Wagen gefallen bist und das Bein gebrochen hast? — Da hab ich dich ins Dorf getragen — und du hast deinen Kopf an meine Brust gelegt und hast gesagt: Du bist so gut! (Er stöhnt leise.) — Dort, der Wagner-Hansdavid, der alte Knecht! — Sitzt nun auch mit bei den Kühjungen und hütet das Vieh. — Ist zu weiter nichts mehr nütze, der alte, krumme Kerl! — Es gibt keine Wunder zu erleben in der Welt, Hansdavid! (Lacht leise.) — — Engel —? Musik? — — Horch! —

Es wird dunkel.

Derwandlung.

Die enge erzgebirgische Stube verschwindet, und der Weihnachtsberg wächst ins Riesenhafte. Die geschnitzten Figuren haben menschliche Größe erreicht.

Der Weihnachtsberg stellt eine erzgebirgische Ideallandschaft dar: Im Hintergrunde sieht man bewaldete Höhen, darüber ziehen Hausenwolken am blauen Himmel hin. Im mittleren Teil rechts steht ein mit Fichten bewachsener Berg, dessen Wiesenabhang sich nach vorn zu neigt. Über die Bäume hinaus ragt eine Bergwerkshalde mit turmartigem Richtschachtgebäude. Am Abhang stehen vereinzelt Hütten, zwischen denen ein schmaler Fußweg hinführt, der vom Berge kommt. Auf der linken Seite neigt sich ein großer freier Wiesenhang nach der Mitte zu herab. Droben stehen Birke und Vogelbeerbaum im Herbstschmuck. Dicht darunter liegt ein scheunenartiger Stall. Einzelne Rinder weiden am Hang. In der Mitte des Vordergrundes liegen und sitzen drei Hirten: zwei Hüttejungen und ein alter Knecht. Die Gestalten wirken in ihren Linien wie geschnitzte Figuren.

Über das Ganze senkt sich ein traumhaftes Dämmerlicht, nur die Gruppe der Hirten ist stärker beleuchtet. Plötzlich erwachen die geschnitzten Figuren zum Leben.

Erster Hüttejunge (richtet sich auf und singt):

Horei, horei, 's is um sieb'n;
Werd dä net bald egetrieb'n?
Hauauh, hauauh.

Zweiter Hüttejunge (steht auf, knallt mit der Peitsche und singt):

Pfarrgutkiehgung, du faule Haut,
Liegst 'n ganzen Tog im Kraut!
Hauauh, hauauh.

Erster Hüttejunge:

Meine Kieh hom goldne Herner,
Deine die hom Distelderner!
Hauauh, hauauh.

Der alte Knecht:

Horei, horei, Doggenblatt,
Meine Kieh sei alle satt.
Horei, horei!

Beide Hüttejungen (mit einfallend): Horei! Horei! Horei! (Sie knallen einigemal mit der Peitsche dazu und bewegen sich ein paar Schritte fort.)

An den verklingenden Kuhglocken hört man, wie die Tiere heimwärts ziehen.

Jetzt ertönt eine leise himmlische Musik, die immer mehr anschwillt. Goldenes Licht strahlt vom Himmel herab; die Hirten fallen auf ihr Angesicht. Der Erzengel schwebt herab und singt.

Erzengel:

Ihr Menschenkinder, fürcht' euch nicht!
Gar große Freud ich euch bericht:
Daß ihr nicht ewig seid verlorn,
Ist euch der Heiland heut geborn.

Die Menge der himmlischen Heerscharen (singt aus der Höhe):

Ehre sei Gott in der Höh!
Friede auf Erden ersteh,
Und den Menschen allen
Ein Wohlgefallen!

Mit dem Ausklingen des Gesanges verdunkeln sich die Sterne wieder; es wird dunkler als vorher. Die Hirten liegen noch da.

Erster Hüttejunge (richtet sich langsam auf): Ich träumt, ich wär im Himmel!

Zweiter Hüttejunge: Du auch — —?

Der alte Knecht: So viel Licht! — Wie helles Gold! — Das haben meine alten Augen noch nicht gesehn!

Jetzt tut sich langsam das breite Tor des Stalles auf, in dem die heilige Familie an der Krippe zu sehen ist. Von den Balken herab hängt eine Stallaterne und beleuchtet die Gruppe.

Zweiter Hüttejunge (zeigt): Dort! Seht, dort!

Sie drehen sich zaghaft um.

Der alte Knecht: Ein Wunder! — Wir erleben ein großes Wunder!

Maria (singt):

Nachtwind wehet durch die Bäume,
Rührt an deine ersten Träume,
Liebste Jesuskindelein!
Über jene schwarze Halde
Zieht er, und im stillen Walde
Schläft er endlich müde ein.

Wie der Nachtwind ist mein Wandern,
Da von einem Ort zum andern
Ich nun ziehen muß mit dir.
Alle, die im Erdenleben
Ruhstatt dir und Herberg geben,
Jesus, segne, sie dafür!

Die Hirten (richten sich vollends auf und singen):

Eilt, ihr Hirten, eilt geschwinde
Zu Maria und dem Kinde!
Hauah, hauah, hoh;
Jauchzt und singet froh:
Horei, horei, horei,
Horei, eia popei.

Sie sind nähergekommen.

Seht, dort liegt es in der Krippen,
Trägt ein Lächeln auf den Lippen.
Hauah, hauah, hoh;
Jauchzt und singet froh:
Horei, horei, horei,
Horei, eia popei.

Sie stehen in andächtigem Staunen vor dem Stall.

Schlaf, liebs Kindlein, schlafe süße,
Wie die Englein im Paradiese!
Hauah, hauah, hoh;
Jauchzt und singet froh;
Horei, horei, horei,
Horei, eia popei.

Sie stehen und knien an der Krippe.

Ein Hirte:

Arm sind wir, ohn irdsche Güter.
Drum vernimm, du Menschenhüter:
Unsre Gabe ist gar klein;
Sollst der große Hirte sein!
Weide du die Menschenseelen,
Daß sie nie die Trift verfehlen.
Gib des Paradieses Gras,
Tränk sie mit des Himmels Naß!

Die Szene lichtet sich, und es kommen verschiedene Waldleute vom Berg herabgestiegen: Förster, Waldhüter, Waldarbeiter. Bei ihrem Nahen treten die Hirten zurück. Die Männer kommen vor den Stall.

Förster:

Aus dem Wald sind wir gekommen,
Haben's Bäumlein mitgenommen.
Und es sei für alle Zeit
Dir, du heilger Christ, geweiht!

Er stellt ein mitgebrachtes Tannenbäumchen an den Toreingang.

Waldhüter:

Wollst die Menschenbäume pflegen,
Bringe Sturmwind, Blitz und Regen;
Und dazu gib obendrein
Deiner Liebe Sonnenschein!

Aus dem Walde kommen jetzt Bergleute mit leuchtenden Grubenlampen und gehen zur Krippe. In der Musik erklingt das alte Bergmannslied „Auf, Tochter Zion, schmücke dich“. Dazu läutet das Bergmannsglöckchen. Einige tragen funkelndes Erz herbei.

Obersteiger: Was wir aus dem Fels gegraben,
Das ist alles, was wir haben,
Himmelskind, dir sei gebracht
Heller Glanz aus dunklem Schacht.

Sie legen ihr Gestein an der Krippe nieder.

Bergmann: Sollst auf dieser Menschenerden
Unsres Herrgotts Bergmann werden!
Nimm die Haxe in die Hand,
Und befahre jedes Land!
Scheide bei des Lichtleins Scheine
Edles Erz vom tauben Steine;
Sammle es in deinen Schrein,
Wirf den Schutt zum Schacht hinein!

Aus dem Dorfe kommen einige Frauen, die ihre Kinder an den Händen führen.

Eine Mutter: Unsre allerbesten Gaben,
Die auf dieser Welt wir haben,
Bringen wir dir heute dar.
Segne diese Kinderschar!

Die Kinder (treten vor, knien nieder und beten singend):

Gottes und Mariens Kind!
Da wir deine Kinder sind,
Lenke unsern irdschen Sinn
Zu dem Himmelsvater hin.

Liebster Jesu, wir sind dein.
Schenke uns ein Herze rein;
Schenk uns eine Seele hell,
Wie der frische Waldesquell!
Amen.

Nachtwächter (kommt vom Dorf her und singt):

Recitativ: Hört, ihr Leut, und laßt euch sagen,
Was sich nächstens zugetragen:

Arioso: Einst in weiten, fernen Landen
Hirten fromm das Christkind fanden;
Heute kam in unser Tal
Volk's Heiland allzumal,
Der an treuer Hand gar sacht
Euch will führen durch die Nacht.

Herr, du treuer-Gott da droben,
Den mit frohem Mund wir loben,
Laß dein' Knecht nach sauren Jahren
Freudig in die Grube fahren!
Laß den letzten Gang mich gehn,
Da den Heiland ich gesehn!

Er steht dann einige Zeit auf den Spieß gelehnt und hält seine Laterne in der Richtung der Krippe.

Die Musik leitet über zum großen Schlußgesang.

Eine Mutter:

Sprach ich mit Menschen- und Engelszungen
Und wäre ohne Liebe mein Herz,
Wär wie die Glocke ich, die zersprungen,
Wie klingende Schelle, wie tönend Erz.

Obersteiger:

Wüßte ich alle Weisheit auf Erden
Und hätt einen Glauben, der Berge versetzt,
Könnte ich dennoch nicht selig werden,
Wenn alles nicht Liebe wäre zuletzt.

Hütenecht:

Gäbe ich all meine Habe den Armen
Und hätte der heiligen Liebe nicht,
Fände ich dennoch kein Erbarmen
Vor Gottes ewigem Angesicht.

Alle:

Nun aber bleibet in Ewigkeiten
Der Glaube, die Hoffnung, die Liebe, die drei.
Und es gelte durch alle Zeiten,
Daß Liebe die Größte von ihnen sei!

Plötzlich reißt die Musik ab, und die Szene verdunkelt sich ganz.

Gusts Stimme: Ah — — Hell, so hell — —!

Wie leicht mir ist! — — — So frei — — —!
Ich flieg — — Fliegen — — —!

Stimme des Pfarrers: Das Himmelreich ist gleich einem Menschen, der einen Weihnachtsberg schuf. Und als das Werk vollendet war, sprach er: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und alle, die da mühselig und beladen sind, auf daß sie werden zu Kindern der großen Liebe, die uns aus dem Weihnachtswunder kommt!“ Darauf kamen die Engel und trugen seine stille Seele hinauf in den ewigen Weihnachtsberg. Amen.

Hauchzarte himmlische Harfenmusik ertönt und die Szene lichtet sich von oben her. Des Himmels Blau, die ziehenden Wolken, die ferneren Höhen am Horizonte und Halde und Waldwipfel werden von überirdischem Gold bestrahlt. Alles andere liegt im Dunkel. Zu dem Harfenklang ertönt der Sang der Engel aus der Höhe, der immer mehr anschwillt und zuletzt in sieghaftem Glorioso endet.

Engel (singen aus der Höhe):

Flieg! Entfliege der Erden,
Fliege den Wolken zu!
Denn es soll droben dir werden
Friede und himmlische Ruh.

Über die Täler, die Hügel,
Über den dunkelen Tann
Tragen die güldenen Flügel
Dich zu den Höhen hinan.

Dort auf dem goldenen Gipfel
Wirst du denn beides erschau:
Drunt deiner Bergheimat Wipfel,
Droben die seligen Au'n.

Flieg zu den goldenen Sternen!
Flieg zu der Sonnen Schein!
Fliege durch ewige Fernen
Ins Paradies hinein — — —!

D o r h a n g.

Anmerkung: Der Dichtung liegt die Erzählung „Berggeist“ von Emil Reinhold zugrunde.

Bücherbesprechungen

Die Bewirtschaftung des erzgebirgischen Fichtenwaldes. Von Forstmeister H. Grafer. Zweiter Band, III. und IV. Teil, mit 9 Anlagen und 38 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz, Dresden. Verlag: Hofbuchhandlung H. Burdach, Dresden. Preis RM. 10.—.

Im Herbst 1928 ist der 1. Band dieses Werkes im Buchhandel erschienen; erst nach sieben Jahren konnte die Veröffentlichung des 2. Bandes folgen. Diese außergewöhnliche Verzögerung im Erscheinen eines, wie aus dem Vorwort zum 1. Band hervorgeht, zum Teil bereits 1928 in der Anlage fertig gewesenen fachwissenschaftlichen Werkes beleuchtet die durch die Zeitverhältnisse bedingten großen Schwierigkeiten, die sich dem Verfasser trotz größter persönlicher Opfer bei der Drucklegung und der Herausgabe der Arbeit entgegengestellt haben.

Nachdem Grafer im 1. Bande in grundlegenden Feststellungen die bei den Standorts- und Bestockungsverhältnissen des erzgebirgischen Fichtenwaldes gegenwärtig vorliegenden außergewöhnlichen Waldbauschwierigkeiten dargelegt und die Notwendigkeit einer völligen Betriebsumstellung auf standörtlicher und bestandsbiologischer Grundlage eingehend begründet hatte, gibt er im vorliegenden 2. Bande die Anwendung und Durchführung der von ihm aufgestellten Wirtschaftsgrundsätze in der Waldbaupraxis, und zwar im III. Teil die praktische Standorts- und Bestandsbehandlung, und im IV. Teil die aus gleichen Gesichtspunkten sich ergebenden Maßregeln bei der Ernte und der Verjüngung des Waldes. Seine Ziele sind die Wiederherstellung der standörtlichen Erzeugungskräfte des Waldes und die Erziehung und Erhaltung besserer und leistungsfähigerer Holzvorräte.

Grafer bringt auch in diesen beiden Hauptteilen seines Buches seine unbedingt gegnerische Einstellung zur sächsischen Fichten-Kahlschlagwirtschaft und zu der mit ihr verbundenen Fichten-Reinbestandswirtschaft überzeugt zum Ausdruck. Beide Verfahren sind länger als ein Jahrhundert unter einer finanzwirtschaftlich eingestellten Leitung der Staatsforstverwaltung im sächsischen Erzgebirge und noch weit darüber hinaus fast ausschließlich zur Anwendung gekommen. Eine in jeder Hinsicht erschöpfende Begründung und Beweisführung für seine dringlichsten Reformforderungen: „Abwendung vom unwirtschaftlichen und waldschädlichen Kahlschlag und Rückkehr zum gemischten Wald“, hat Grafer bereits im 1. Bande seines Buches gegeben. Leider erschien dieser zu einem sehr ungünstigen Zeitpunkte, weil im Scheinblütejahr 1928 die gesamte Volkswirtschaft noch überwiegend unter kapitalistischen Wirtschaftsanschauungen stand. Durch Spekulation übersteigerte Holzpreise waren Veranlassung, daß in der Wirtschaft nur den höchsten Gegenwartserträgen nachgejagt wurde, höhere ethische Gesichtspunkte dagegen in den Hintergrund traten. Es war daher erklärlich, daß das Buch im eigenen Vaterlande nicht

diesvolle ihm gebührende Beachtung gefunden hat, während es in Ländern, die an einer naturgemäßen Waldbewirtschaftung festgehalten oder zu ihr zurückgefunden hatten (Süddeutschland, Schweiz, Österreich) von Praxis und Wissenschaft voll gewürdigt wurde.

Inzwischen haben in den Jahren 1933/34 die denkwürdigen Erlasse des Reichsforstmeisters eine grundlegende Umstellung der deutschen Forstwirtschaft eingeleitet. Nach den zunächst für die staatlichen Forstverwaltungen erlassenen Anordnungen sollen nunmehr der Regel nach Kahlschläge nicht mehr geführt, sondern durch eine zielbewußte Vorratswirtschaft ersetzt werden, die auf höchste Massen- und Wertsteigerung einzustellen ist. Diese führt naturnotwendig zu einer auf längere Zeiträume sich erstreckenden, *a l l m ä h l i c h e n* Nutzung der Altholzvorräte, und damit wieder zu einer natürlichen Verjüngung des Waldes, die die Rückkehr zum *g e m i s c h t e n* Wald überhaupt erst ermöglicht. Von höchster Stelle sind also dem deutschen Forstwesen eindeutig die Wege zu einer naturgemäßen Waldbewirtschaftung gewiesen. Diese Wege liegen durchaus in der gleichen Richtung wie die von Grafer für den erzgebirgischen Fichtenwald aufgestellten, seit 1918 ausgebauten und zielbewußt verfolgten Grundsätze. Dem 2. Bande seines Werkes dürfte somit bei seinem Erscheinen ein weit günstigerer Boden, bzw. eine verständnisvollere Aufnahme bereitet sein, als sie dem 1. Bande beschieden gewesen ist; denn damals stand die deutsche Forstwelt dem von einer Minderheit vertretenen gesunden Dauerwaldprinzip ganz überwiegend ablehnend gegenüber.

Der „Landesverein „Sächsischer Heimatschutz“ wird als der Träger der Naturschutzbewegung durch die landesübliche Art der Bewirtschaftung der heimischen Wälder besonders stark berührt. Für die deutsche Landschaft ist der Wald ein nicht weg zu denkender Bestandteil; in allen Schichten des deutschen Volkes ist die Liebe zum Wald besonders tief verwurzelt, wohl am tiefsten unter allen Kulturvölkern; wenn auch noch keineswegs allenthalben die Bevölkerung genügend waldschonend und waldpflegend eingestellt ist, im Gegenteil mancher bäuerliche Wald sogar in einer an Mißhandlung grenzenden Weise ausgenutzt wird. Deshalb ist es eine der verdienstvollsten Aufgaben des Heimatschutzes, die Erhaltung und, wo nötig, die Erneuerung des deutschen Charakters der Landschaft zu fördern.

In Nord- und Mitteldeutschland, besonders in Sachsen ist seit einundeinhalb Jahrhunderten, vielfach noch länger, die Bewirtschaftung der Wälder mit Kahlschlägen so ausschließlich landesüblich geworden, daß die Bevölkerung an dieser rücksichtslosen Form der Waldnutzung kaum noch Anstoß nimmt, trotzdem von jedem Naturfreund die bloßgelegten Schlagflächen als brutale Eingriffe in das Leben des Waldes und in die Schönheit der Landschaft empfunden werden müssen. Bilder ursprünglicher Waldschönheit sind infolgedessen weitgehend verschwunden, und auf dem weitaus größten Teil der Waldfläche ist eine künstlich begründete Waldgeneration herangewachsen, die in ihrer gleichförmigen Starrheit nichts mehr mit ursprünglicher Waldnatur gemein hat. Ebenso muß die Herrschaft der geraden Linie im Walde in Schlagführung und Wiederanbau den Eindruck des Unnatürlichen und Unschönen machen. Zieht man weiter in Betracht, daß in Nachwirkung solcher unnatürlicher Wirtschaftsweisen der frühere Artenreichtum der Waldflora an Bäumen, Sträuchern und Bodengewächsen bis auf wenige Arten verarmt ist, und daß damit im Zusammenhang auch die Fauna des Waldes nicht allein bedauerliche, sondern sehr bedenkliche, für den Wald größte Gefahren einschließende Veränderungen erfahren hat — (Verminderung der nützlichen Tierarten, besonders der Kleinvogelwelt, und Überhandnahme der waldschädlichen Tiere) — so ergibt sich auch in dieser Hinsicht für eine deutsch-kulturelle Naturschutzbewegung die Aufgabe, die Rückführung unseres Waldes in naturgegebene Formen zu fördern, womit zugleich die Wiederherstellung einer reichhaltigen bodenständigen Pflanzen- und Tierwelt und die Erhaltung beider im biologischen Gleichgewicht verbunden ist.

Diese Ziele können in einem aus ununterbrochener Kahlschlag- und Reinbestandswirtschaft hervorgegangenen Walde nie und nimmer erreicht werden; nur ein naturgemäß

bewirtschafteter Wald erfüllt in Vollkommenheit die Idealziele des Naturschutzes bei gleichzeitiger Erhaltung der standörtlichen Grundlagen der forstlichen Bodenkultur. Die mitteldeutsche und die norddeutsche Nadelholzwirtschaft wird also neue Wege einschlagen müssen, um die gesteckten Ziele zu erreichen.

Gestützt auf eine erschöpfende Auswertung des forstlichen Schrifttums und auf ausgedehnte Studienreisen in in- und ausländische Waldgebiete hat Grafer diese Wege für den erzgebirgischen Fichtenwald in langjähriger Aufbautätigkeit durch tiefgründige Forschungen, Beobachtungen und praktische Versuche im Walde — in der Hauptsache auf eigene Kosten — gesucht und gefunden. In grundsätzlicher Übereinstimmung mit den schöpferischen Gedanken des im norddeutschen Kiefernwald geborenen „Dauerwald“-Prinzipes hat er sein im vorliegenden Werke dargelegtes und auf das Eingehendste begründete Wirtschaftsverfahren aufgestellt. Es gebührt ihm die Priorität dieses Vorgehens in Sachsen in bezug auf den Gebirgsfichtenwald, ebenso wie sie sich für den Kiefernwald des Niederlandes ein sächsischer Waldbesitzer, Ernst Georg Graf zu Münster, in Linz i. Sa. erworben hat. Vom Jahre 1918 an hat Grafer die gesamte Wirtschaft in seinem erzgebirgischen Revier **Z ö b l i z** auf einen standorts- und vorratspfleglichen Vorverjüngungsbetrieb mit dem Ziele wertvoller Mischbestandsgestaltung umgestellt — eine Aufgabe, die bis dahin wegen der Sturmgefährdung der bisher naturwidrig erzogenen Fichtenbestände und wegen der sonstigen erzgebirgischen Waldbauschwierigkeiten fast allgemein für nicht durchführbar gehalten wurde.

Mit der nunmehr in zwei Bänden vorliegenden Arbeit ist dem deutschen Forstwesen das erste wissenschaftliche Waldbauwerk über Gebirgs-Fichtenwirtschaft auf naturgesetzlicher Grundlage geschenkt und damit dem bisherigen Mangel an einem derartigen, wenn auch regional begrenzten Lehrbuche in einer Weise abgeholfen worden, die an Tiefgründigkeit und Vollständigkeit wohl schwerlich übertroffen werden kann. Es sind keine Theorien und persönliche Ansichten, um die es sich in den vielen seit 1934 erschienenen Zeitschriftenartikeln über die neue Waldwirtschaft meist nur handelt, sondern selbst erforschte, ergründete und erprobte Erkenntnisse, auf denen Grafer sein „Zöblitzer Verfahren“ entwickelt. Das Buch ist auf dieser Grundlage ausdrücklich für die Verhältnisse des erzgebirgischen Fichtenwaldes geschrieben. Wer sich in seinen reichen Inhalt vertieft hat, kann jedoch nicht im Zweifel sein, daß die Graferschen Wirtschaftsgrundsätze — mutatis mutandis — nicht allein für die meisten Gebiete, in denen Fichtenwirtschaft getrieben wird, sondern in vielen Grundlehren auch allgemein Geltung beanspruchen dürfen.

Inwieweit werden nun diese Grundsätze den Belangen des Naturschutzes und des Heimatschutzes gerecht? Diese Frage ist ohne weiteres dahin zu beantworten, daß sie den Forderungen beider Bestrebungen in jeder Hinsicht nur förderlich sein können. Vom Standpunkte des Naturschutzes sei hauptsächlich Folgendes hervorgehoben:

Durch grundsätzliches Abwenden vom waldvernichtenden Kahlschlag werden die jedes Naturempfinden verletzenden, vom Waldbestand völlig entblößten Schlagflächen (Waldblößen) wieder aus dem Landschaftsbilde verschwinden.

Die von jedem Wirtschaftswalde zu leistenden Nutzungen sollen künftig durch Maßnahmen einer zielbewußten Bestands- und Vorratspflege erhoben werden, d. h. durch allmähliche, in kurzen Zeiträumen sich wiederholende Einzelentnahmen aus den Beständen, so daß die ungehinderte Entwicklung der wertvollsten, der sogenannten „Pflegestämme“ durch ihren freieren Stand zur Ausbildung gesunder, voll und symmetrisch ausgebildeter Baumkronen führt, die auch ästhetisch besser wirken, als die schwachen, hochangesetzten Wipfel in bis zum Abtrieb geschlossen gehaltenen Beständen. — Wird, wie gefordert, dabei auf die Freistellung aller im Bestand vorhandenen tauglichen Mischhölzer, vor allem der Tannen, Buchen und Lärchen besonders Bedacht genommen, so trägt dies zur Belebung und Verschönerung des Waldbildes bei.

Die Erziehung zweckmäßig gemischter Bestände an Stelle einförmiger Reinbestände ist außer aus waldbaulichen und forsttechnischen Gründen auch zur Pflege des Landschaftsbildes erwünscht. Alle darin erfahrenen Forstwirte stimmen überein, daß deren Heranzucht auf freier Fläche infolge der standörtlich sehr verschiedenen Wuchskraft der einzelnen Holzarten auch mit größtem Aufwand an Mühen und Kosten in vollkommener Weise nie zu erreichen ist. Nur langfristige Dorverjüngung, also Begründung der neuen Bestandsgeneration unter dem Schirm des Altbestandes, sichert den zur Bestandsmischung bestimmten Holzarten, besonders den frostempfindlichen Tannen und Buchen, den zu ihrer Dorausentwicklung unerläßlichen Zeitvorsprung von mehreren Jahrzehnten. Lediglich auf diesem Wege können die früher in unseren Wäldern heimisch gewesenen Holzarten — Tanne, Buche, Bergahorn, Bergrüster, Gebirgskiefer usw. — wieder in ausreichendem Maße im Walde Fuß fassen, und der eintönige Fichtenwald kann wieder artenreicher gestaltet werden. Besonders zuzustimmen ist in diesem Zusammenhang dem grundlegenden Nachweis Graeser, daß das sogenannte „Tannensterben“ primär durch ungünstige Gestaltung der Lebensbedingungen der Tanne im Fichtenkahlschlagwald verursacht ist, wobei standörtlich vor allen Verschlechterungen des Wasserhaushaltes — einschließlich der Wurzelbildung —, biologisch die Verringerung der assimilierenden Blattmenge — Kronenbeschaffenheit — beteiligt sind. Ausschlaggebend ist also auch hierbei wieder die innere Verfassung unseres Wirtschaftswaldes, während Insekten- und Rauchsäden, sowie andere Nebenursachen meist nur örtlich zu einem rascheren Krankheitsverlauf führen, wo die Gesundheit der Tanne ohnehin bereits geschwächt ist. Unsere Tanne ist aber als ausgesprochen tiefwurzelnde Holzart für die Bodenausschließung (physiologische Tiefgründigkeit) und für die Sturmfestigkeit (Versteifung der Fichtenbestände), sowie ferner durch Hebung der Massenproduktion waldbaulich und wirtschaftlich von so hohem Wert, daß Graeser mit Recht ihre Wiedereinbringung in den Gebirgsfichtenwald fordert. Es ist anerkannt, daß dies nur in einem Natur- und Dorverjüngungsbetrieb zu erreichen ist, dem lange Zeiträume eingeräumt werden; diese Verjüngungsform verdient auch aus landschaftlichen Rücksichten den Vorzug, weil sie an Stelle der leeren leblosen Bodendecken in den Stangenholz- und Altholzbeständen — den berüchtigten „Trockenschuppenbildern“ im Fichtenwalde — eine junge ungleichartige und ungleichaltrige Waldgeneration entstehen läßt, die zugleich günstige Verhältnisse für ein reiches Kleintier- (Vogel) leben bietet.

Diese Maßnahmen zur Zurückführung des einseitig und einförmig gestalteten Fichtenwaldes in gesunden naturgemäßen Zustand haben zu ihrer vollen Auswirkung zwei hauptsächlichliche Voraussetzungen: 1. die Wiederherstellung der standörtlichen Erzeugungskräfte, — weil durch die Fichtenreinbestandswirtschaft fast alle Waldböden entartet und geschwächt, auch die übrigen Standortsfaktoren, insbesondere das Waldesbinnenklima, weitgehend verschlechtert worden sind, so daß diese Produktionsfaktoren ohne intensive Meliorationen nicht imstande sind, das mögliche Produktionsmaximum zu leisten. Graeser legt in überzeugender Weise dar, daß dies nur durch Geschlossenhalten des Waldes — Vermeidung der Zerreißung der Bestandslagerung und der Zerstörung von Waldmänteln —, durch dauernde Bodenüberschirmung — Dorverjüngung bei Erreichung höherer Bestandsalter —, und durch Mischbestandsbegründung mit tiefwurzelnden, den Boden ausschließenden Holzarten — letztere vordringlich durch umfassenden Unterbau — zu erreichen ist. — 2. Bedachtnahme auf Abwendung aller Gefahren und Schäden, soweit in der menschlichen Macht liegend. Gegenüber den stetig gesteigerten Schäden der anorganischen wie der organischen Natureinflüsse am gleichartigen Fichtenkahlschlagwalde, die vielfach katastrophalen Charakter annehmen, weist Graeser nach, daß die von ihm empfohlene Fichtenwirtschaft alle Vorbeugungs- und Abwehrmöglichkeiten gegen Gefährdungen dieser Art in sich schließt, mithin einen hohen Grad von Betriebssicherheit gewährt. Doch sei für den Übergangszeitraum noch auf die durch Überhege herbeigeführten Rotwild-Schältsäden hingewiesen, die für Reviere mit Rotwildbeständen zunächst noch zu der Notwendigkeit führen, diese Wildbestände auf dasjenige Maß einzuschränken, welches eben noch zur Erhaltung der Art nötig ist.

Für alle staatlichen und staatlich geleiteten Forsten ist durch die Bestimmungen des Reichsforstamtes von 1934 der Übergang zu einer naturgemäßen Waldbewirtschaftung — auch im Sinne Grafers — angeordnet. Von der gesamten Waldfläche Deutschlands nimmt aber der nicht staatliche Wald rund zwei Drittel, von der sächsischen Waldfläche über die Hälfte ein. Dabei überwiegt der kleinbäuerliche Waldbesitz unter 100 Hektar Größe zu drei Vierteln; in vielen Gegenden ist er infolge jahrhundertelanger Mißwirtschaft auf eine sehr niedrige Ertragsstufe herabgesunken. Schon die zwingenden Forderungen der nationalen Bedarfsdeckung werden dazu drängen, die bisher ungenügende forstliche Gütererzeugung auf diesen großen Flächen deutschen Bodens nach Möglichkeit zu steigern. Neben unvermeidbar erscheinenden staatlichen Eingriffen und Mithilfen zur Abstellung einer gewohnheitsmäßigen devastierenden Waldbenutzung (Streuentzug u. ä.) und einer unwirtschaftlichen Zerstückelung der Waldgrundstücke, werden diesbezügliche, im Interesse des Gemeinwohles nötige Maßnahmen durch eine weitgehende Aufklärung und Belehrung der betroffenen Kreise am wirksamsten unterstützt werden. Grafers „Bewirtschaftung des erzgebirgischen Fichtenwaldes“ ist für den Gebirgsfichtenwald die beste jetzt existierende Grundlage und eine schier unerschöpfliche Quelle für allseitige Belehrung in dieser Richtung. Deshalb ist diesem Buche die weiteste Verbreitung, nicht allein in Forstbeamten- und Waldbesitzerkreisen, bei Forstbehörden und Forstverwaltungen, sondern auch bei allen an Forst- und Landwirtschaft, an Landeskultur und Naturschutz interessierten Organisationen bis in die äußersten Ortsgruppen im Lande zu wünschen.

Leuthold, Forstmeister i. R.

Freiherr von Dietinghoff-Riesch: **Naturschutz.**

Neudamm und Berlin: J. Neumann 1936 (148 S. und 25 Abb.) brosch. 5 RM, geb. 6.— RM.

Das Werk stellt einen im Geistigen erstaunlich weit abgesteckten Versuch dar, den Naturschutz als nationalpolitische Kulturaufgabe der Gegenwart und Zukunft zu analysieren und zu begründen und ihn als eine aus dem historischen Geschehen zwingend erwachsene Forderung unseres Geschlechts zu begreifen. Wie das der Verfasser tut, ist ungemein reizvoll zu verfolgen, vielfach originell und völkisch-kämpferisch, so daß keiner, dem Naturschutz über alle Vernunftserwägungen hinweg vor allem Herzenssache ist, an der Schrift vorübergehen kann. Inhaltlich zerfällt sie in die Teile: „Natur und Mensch“ (mit den Abschnitten: Einleitung, Natur und Geist im Landschaftsgefühl, Volkstum und Landschaft, Die Bedrohung der Landschaft durch den Menschen, d. h. durch Krieg, klassenkämpferische Revolutionen, Siedlung, Industrie und Technik, Naturereignisse), „Naturschutz als Aufgabe der Forstpolitik“ (u. a. mit den Abschnitten: Forstpolitische Aufgaben, Die besonderen Aufgaben der Forstpolitik im totalen Staate, Veränderung der Waldlandschaft außerhalb menschlicher Einwirkung, Die Waldnatur jenseits des Wirtschaftsrationismus, Die Auffassung vom Walde als Lebensraum) und „Die Verwirklichung der Naturschutzidee im Walde“ (Synthese und Versöhnung zwischen Naturschutz und Wirtschaft). Kennzeichnend für die ganze kompromißlose Einstellung des Werkes sind z. B. folgende Äußerungen:

„Ein Naturschutz, der sich seiner Aufgabe bewußt ist, das lebende Gewissen des Menschen bei seinen Eingriffen in das Landschaftsbild zu sein, der sich zum Hüter der immateriellen, gerade darum aber realen und direkten Werte der Natur für den Menschen erklärt hat“

„In einem entwickelten Volke wird die Gleichung Forstwirtschaft = Naturschutz unter dem wachen Auge der Forstpolitik in dem Sinne anzubahnen sein, daß zunächst der Schutz der Natur als tragender Kraft der Lebensgemeinschaft garantiert sein muß, ehe das ökonomische Handeln zum Zuge kommt. Die Nutzung muß als Eingriff in ein hoch organisiertes Gemeinwesen betrachtet werden und dafür gesorgt sein, daß dieser Eingriff in Formen erfolgt, die dem Werden — Sein — Vergehen des Waldes abgelauscht sind, also im biologischen.“

„Forstwirtschaft und Naturschutz werden schließlich insofern das gleiche zu bedeuten haben, als die ethischen und sozialen Wirkungen des Waldes nicht mehr aus der Perspektive der Relativität und naturwissenschaftlicher Skepsis heraus, sondern aus dem starken Glauben an die direkten, auf das Gemütsleben des einzelnen und des Volksganzen maßgebend einwirkenden Ströme betrachtet werden.“

„Die Lebensgemeinschaft Natur als tragendes Element jeder überzeitlichen Forstwirtschaft zu erhalten und dort, wo sie gestört ist, allmählich wieder aufbauen zu lassen, wird die Hauptaufgabe der Forstpolitik im totalen Staate sein.“

„Die Lebewesenwelt des Waldes — soweit sie dem Eingriff des Menschen zugänglich ist — darf also grundsätzlich nur reguliert, nicht nach gefühlsmäßigen Momenten oder nach ausschnittmäßig erfaßten Experimenten zugunsten einiger bevorzugter Arten behandelt werden. Man soll den Wald mit Höhlenbewohnern anreichern, aber nur entsprechend der Aufnahmefähigkeit des jeweiligen Waldtypes und nicht übermäßig. Mit der künstlichen Anreicherung hat gleichzeitig die Umwandlung des Waldbildes zum naturnahen Wirtschaftswald Hand in Hand zu gehen, und erst wenn diese fortgeschritten ist, kann man wieder einen stärkeren Zuzug der einst verdrängten Höhlenbewohner erwarten. Um diese vor Entartung zu schützen, ist die Erhaltung der Raubvögel Bedingung, da jede Lebensgemeinschaft von oben her reguliert wird, dem Raubvogel also eine eminent wichtige Bedeutung zukommt. Verdrängte Großraubvögel müssen, wenn irgend möglich, wieder eingebürgert werden. Fehlen Uhu, Adler und Wanderfalk, so nehmen wieder die ihnen untergeordneten kleineren Raubvögel und Säuger zu. Man muß sich ebenso darüber klar sein, daß im gegenwärtigen Waldbild der Sperber als Kulturfolger zu häufig ist und daß seine Schranke, der Hühnerhabicht, fehlt, wie darüber, daß er im wohlthätigen Maße wiederum ein natürliches Gegengewicht gegen die Übervermehrung von Meisen ist, sobald diesen der Lebensraum durch unvernünftig dichtes Aushängen von Nistgelegenheiten allzusehr erweitert wird. Würde also der Sperber ganz fehlen, so würde wahrscheinlich wiederum die Vermehrung der Meisen von selbst rückläufig werden, wie das bereits beobachtet worden ist.“

„Der Wasserentzug unserer Wälder darf keinesfalls noch weiter getrieben werden. Wo noch Moore bestehen, muß erst eingehende Untersuchung feststellen, ob sie ursprünglich sind oder devastatorischen Maßnahmen ihre Entstehung verdanken. Da aber eine allzu große Zahl ursprünglicher Moore schon entwässert ist und jeder weitere Wasserentzug dem Waldklima, damit aber auch der Verjüngungsfreudigkeit und der biologischen Anreicherungsfähigkeit unabsehbaren Abbruch tun kann, sollten in stark entwässerten Gebieten alle noch vorhandenen Moore und Wasserflächen unbedingt erhalten bleiben.“

Als Stoffeinteilung einer Vorlesung über Naturschutz möchte Dietinghoff vorschlagen:

I. Geschichte des Naturschutzes.

Würdigung des Naturschutzgedankens innerhalb der geistesgeschichtlichen Strömungen. Entwicklung des Faktors Natur in den verschiedenen Systemen der Forstwirtschaft und Forstwissenschaft.

Bedeutung und Kritik der Forstästhetik.

II. Die gegenwärtige Bedeutung des Naturschutzgedankens:

a) allgemein; b) in der Forstwirtschaft;

zu b) 1. Die modernen Lehren der Forstwirtschaft und ihre Stellung zum Naturschutzgedanken.

2. Schutz der forstlich bedeutsamen Naturdenkmäler aus der Pflanzenwelt (soweit nicht in der Forstbotanik behandelt).

3. Schutz der Tierwelt:

a) Jagd und Naturschutz;

b) Schutz der nichtjagdbaren Tiere (Vogelschutz).

4. Schutz der geologischen Naturdenkmäler (soweit nicht in der Vorlesung über Geologie behandelt).
5. Naturschutzgesetzgebung, Organisation des Naturschutzes.
6. Landschaftsgestaltung und Landschaftserschließung im Wald.
Die Aufgaben des Forstmannes als Landschaftsgestalter.
7. Naturschutzgebiete und ihre Bedeutung.

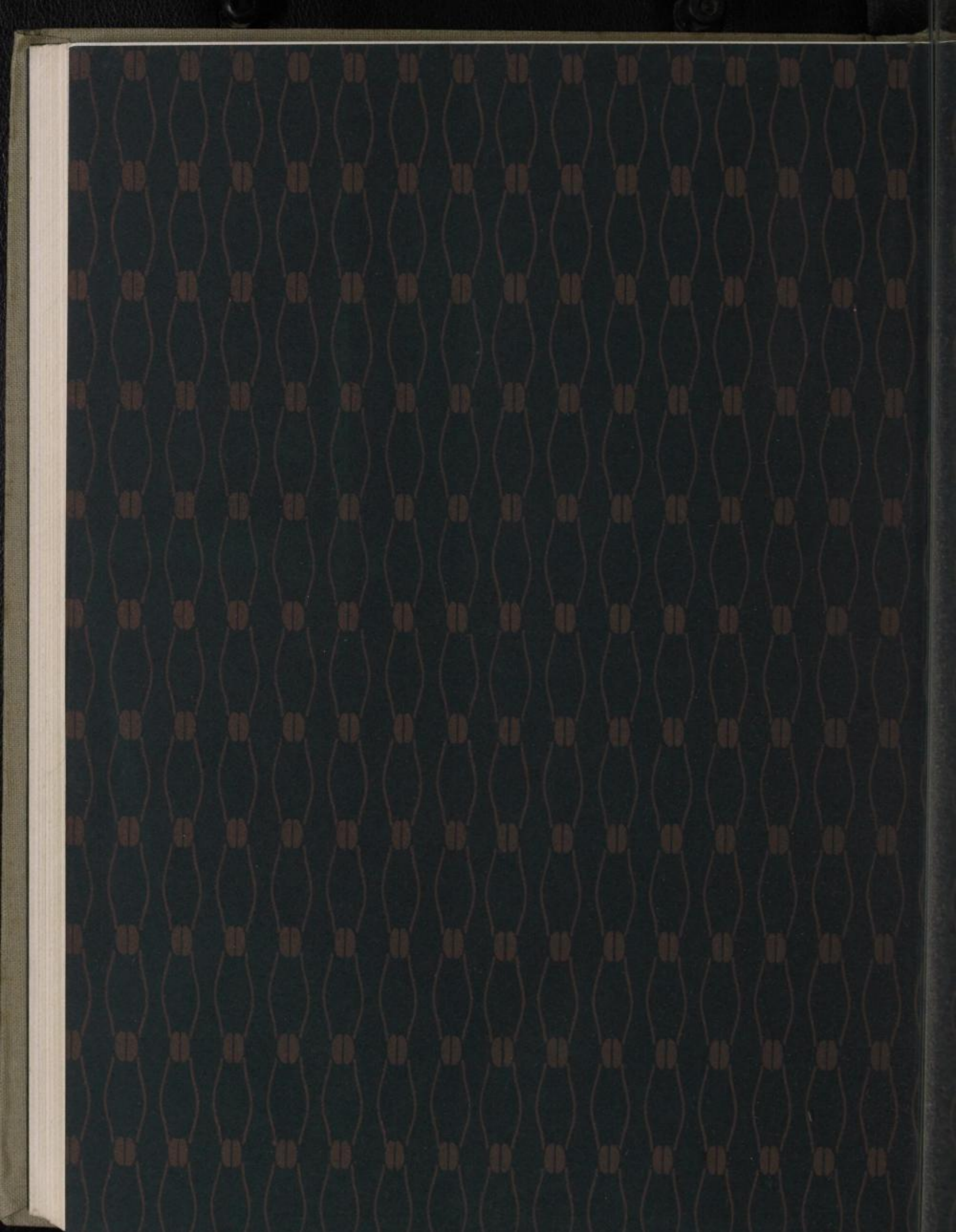
Allerdings, eine leichte Lektüre ist das Buch nicht. Nur wer mit dem Rüstzeug gründlich zoologischer, nationalökonomischer, philosophischer, kunstgeschichtlicher, großenteils auch forstwirtschaftlicher und politischer Durchbildung an diese Habilitationsschrift, herantritt, wird sie voll verstehen und auszuschöpfen vermögen. Aber auch dann nicht immer leicht, da der Verfasser bei aller Lebendigkeit seiner Ausdrucksweise sich im Gebrauch einer Fülle von Fachausdrücken und Fremdwörtern gefällt, von denen gar manche bei einer Zweitausgabe ersetzt werden könnten. Hoffentlich beschenkt uns Verfasser noch mit einem Werk, in dem er seine wertvollen Gedanken wirklich volkstümlich auseinandersetzt. Kummerlöwe.

Handreichungen für heimatkundliche Arbeiten in Sachsen (10. Heft der „Bausteine für die Deutsche Erziehung“, herausgegeben vom NSLB Sachsen, Abt. Erziehung und Unterricht). Von Prof. Dr. Paul Wagner. Dürrsche Buchhandlung. 78 Seiten. RM 1.50.

Unter den Wissenschaften ist die Heimatkunde die volkstümlichste und nahe- liegendste, dabei vielseitigste, so daß jedem, der überhaupt ein besonderes Interesse auf- weist, die Mitarbeit auf diesem Gebiete möglich ist. Der Verfasser des zur Besprechung stehen- den Buches ist sich der Tatsache bewußt, daß mancher Laie auf einem Sondergebiet sich zum Fachspezialisten entwickelt hat, weiß aber auch, wie dornenvoll oftmals der Weg im Anfang ist. Der Arbeitskraft und dem Idealismus der Heimatforscher, die in der Haupt- sache in Lehrerkreisen zu suchen sind, tritt das Buch helfend zur Seite. Es ist selbst keine Heimatkunde, keine Stoffsammlung, sondern ein Wegweiser, der Richtung und Möglich- keit zeigt, wie der werdende und der fertige Spezialist sich in die heimatkundliche Gesamt- arbeit einbauen kann und muß. Das Buch ist ein Führer durch das reiche Schrifttum und bewahrt vor vielen Fehlgriffen. Dabei stellt es die in der heimatkundlichen Arbeit vor- kommenden Begriffe klar und umreißt die Aufgaben, zeigt ferner, wie und wo der An- fänger und Fortgeschrittene sich anschließen kann, um in der Gemeinschaft zu arbeiten. In den Unterabschnitten werden Hilfsmittel und Arbeitsmethoden auf folgenden Gebieten gekennzeichnet: Karte, Geologie, Oberfläche, Wetter und Klima, Pflanze, Tier, Vor- geschichte, Landes- und Ortsgeschichte, Volkskunde, Familie und Sippe. Wer den Verfasser kennt, schätzt ihn als Wissenschaftler und Praktiker. So ist das Buch aus der Praxis für die Praxis geschrieben. Sein Gebrauch wird der heimatkundlichen Arbeit viele neue Freunde und ernste Mitarbeiter gewinnen können. Es dürfte in keiner Schulbücherei fehlen, gehört aber auch in die Hand jedes, der selbständig arbeiten will. R. Schumann.

„**Der Wald als Lebensgemeinschaft**“ von Forstmeister Otto Feucht, Stuttgart. Umfang 60 Seiten mit 32 Abbildungen im Text, sowie 166 prächtigen Lichtbildern auf 80 Kunstdrucktafeln. Groß-Oktav (24, 5/16,8 cm.) Schöner Leinenband. Buchbeigabe zu „Aus der Heimat“ 1. Halbjahr 1936. Preis des Buches mit den ersten 6 Heften des laufenden Jahrganges „Aus der Heimat“ RM 4.60. Preis des Buches ohne die Hefte, Leinwand RM 3.50. Verlag F. Rau, Öhringen.

In besonders eindeutiger Weise gilt für dieses Buch das Urteil: kurz und gut. In zwei Hauptabschnitten: „Der natürliche Aufbau des Waldes“ und „Die Eingriffe des Menschen“ wird auf kaum 55 Seiten alles gesagt, was grundlegend und richtig ist, was deshalb zum Allgemeinwissen gehört. Zahlreiche Abbildungen, Karten und Kurven be- reichern den Text. Eine besondere Zierde des Werkes sind die 166 Lichtbilder auf 80 Kunstdrucktafeln, die ungewöhnlich sorgsam ausgewählt sind und in ihrer Vollständig- keit allein schon ein prächtiges Hilfsmittel für Unterricht und Selbstbelehrung darstellen.



SLUB DRESDEN



3 2955473